
VOM LANDE
DES
RNENBANNERS







11/79 40



F. A. Neeff.
1905.

Vom Lande des Sternenbanners

Eine Blumenlese deutscher Dichtungen aus Amerika

von

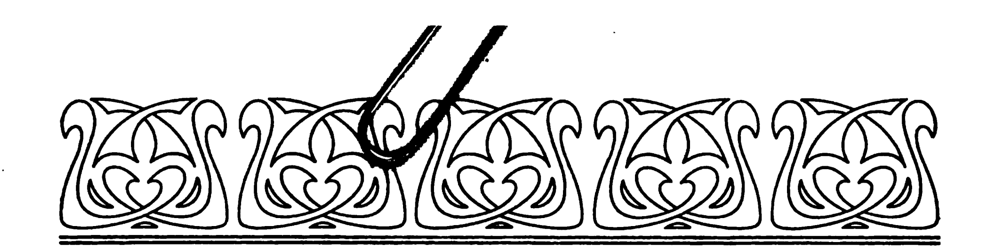
Dr. Gotthold August Neeff



Heidelberg
Carl Winter's
Universitätsbuchhandlung
Verlags-Archiv Nr. 62.

1905

Ellenville
(New York)
Neeff's German Authors Agency



Vorwort.

Keins ist besser als eins. So dachte der Herausgeber dieser Blütenlese deutscher Dichtungen aus dem Lande des Sternenbanners, ehe er seine Aufgabe vollendet hatte. Heute ist er der Ansicht, daß er dem Beispiel seiner vorhergehenden Kollegen folgen muß, da es doch vielleicht eines erörternden Wortes über dieses oder jenes Thema bedarf, um dem einzigartigen Unternehmen von vornherein eine gerechte Würdigung zuteil werden zu lassen. Denn einzigartig ist es wohl hierzulande, daß ein Einzelner aus eigenem literarischen Antrieb heraus, aus Liebe zur Kunst, ohne Auftrag von irgendeiner Seite alle zur Zeit lebenden Dichter Amerikas zur Mitarbeiterschaft an einem Werke einladet, das nicht weniger als zehn Millionen Deutsche repräsentieren soll, und sie aus fünfzig Staaten auffordert, aus einem Reiche, das sich von dem Atlasmeer bis zur Stillen See und vom Golf des Mittags bis zu den Gewässern der Mitternacht erstreckt, ihre Musenkinder einzusenden.

Und da möchte der Herausgeber zu allererst seinen herzlichsten Dank seinen hundert Brüdern in Apoll aussprechen für die Bereitwilligkeit, mit der sie seinem Aufrufe im Januar dieses Jahres Folge leisteten. Von allen Richtungen flogen in das Studierstübchen des stillen Pfarrhauses zu Ellenville die dichterischen Botschaften, oft getragen auf den Fittigen weißen Schnees. In der kurzen Zeit von drei Monaten hat sich das ganze Buch sammeln lassen. Der Verfasser hofft, aus dem ihm zur Verfügung gestellten Material das Beste erwählt zu haben. Aber ein Werk dieser Art soll vielseitig sein. Es soll nicht nur das hervorragendste, sondern auch das minder Anspruchsvolle, soll auch das Volkslied, das schlichte poetische Empfinden des gemeinen Mannes, ja des von der Welt Verstoßenen, des armen Wanderers zum Ausdruck bringen.

Jedenfalls ist es rührend für den Reichsdeutschen, wenn er als einen roten Faden, der sich durch all die verschiedenen Herzensempfindungen dahin-

zieht, immer wieder die Liebe zur Heimat, das „Heimweh“ entdeckt. Hier ist das alles umschlingende, schmückende und einigende Band, die goldne Brücke, der Bogen des Friedens, der über die Meere reicht und in sieben-farbigen Strahlen alle Herzen erleuchtet, Schatten zerteilt und Leben, Liebe verheißt. Hierin ist klar das Denken, Dichten und Empfinden der Edelsten im deutschen Volke der Diaspora kundgetan. Daß dies die wahrste, tiefste Empfindung ist, nicht zu Paradezwecken fabriziert, das beweise die eine vertrauensvolle Mitteilung eines schlichten Arbeiters: „Es ist nicht eitle Sucht nach Ruhm und Ehre, die mich dazu treibt, mein bescheiden Teil zur Anthologie beizutragen. Das sind doch wohl nur Pretentionen einer von hohen Zielen träumenden Jugend, die ein Mann in gereifterem Alter nach mühe- und arbeitsreichen Jahren und mancherlei Leid belächelt. Als ich vor Jahren anfing, das, was ich fühlte und dachte, in eine Art Tagebuch zu schreiben, kümmerte es mich wenig, daß das Fräulein Poesie zuweilen wie Frau Mode ein ander Röckchen anzieht. Hauptsache war mir der gedankliche Inhalt und das Bild, das festzuhalten war. Auch hätte ich Anno Dazumal nicht einmal geträumt, daß je ein drittes Auge in die Sachen blicken werde!“

Und das gilt noch von andern, die sich nur durch herzliche Bitten bewegen ließen, ihr Seelenleben zu enthüllen. Was schadet es, daß bei diesem oder jenem die Form nicht immer ganz perfekt war. Das oben zitierte Wort soll Mängel nicht erklären noch entschuldigen. Aber diese Menschen haben doch die wahre Bescheidenheit eines dichterischen Gemüts, daß sie sich gerne Winke gefallen lassen und dieselben dankbar annehmen, was oft jene, welche durch eine falsche Kritik oder vielmehr Mangel an Kritik dazu verleitet worden sind, sich selber als Dichter zu betrachten, nicht bekunden. Und daran sind hauptsächlich diejenigen Zeitungen schuld, die kritiklos Einsendungen von solchen drucken, deren pekuniären Einfluß sie wünschen. Manch ein armer Mensch glaubt eine dichterische Ader zu besitzen, bloß weil seine nichtssagenden „Musenkinderchen“ schon in Tages- oder Wochenschriften das druckgeschwärzte Licht der Welt erblickt haben.

Man kann es dem Berliner Kladderadatsch nicht verargen, daß er solche Beispiele unfreiwilliger Tragikomik in seinen Spalten dem Gelächter aller Einsichtsvollen preisgibt. Ein Mann, wie der Herausgeber des genannten Blattes, der selber als Dichter Hervorragendes leistet, tut der deutschen Sprache einen eben solchen Dienst damit, wie wenn er die Stilistik unserer Tage mit ihrer Oberflächlichkeit und Fahrlässigkeit kritisiert. Ich meine, wir können nicht strenge genug mit uns selber zu Gerichte gehen, damit wir wirklich Vortreffliches leisten.

Eine Venus von Milo oder Medici mußte geglättet und geglättet werden, selbst nachdem sie schon aus dem Block entstanden, ehe sie das herrliche Bild weiblicher Schönheit und Keuschheit in weißem Marmelstein darstellte, welches wir noch heute bewundern.

Dasselbe gilt von der Dichtkunst. Und dazu gehören vollkommen reine Reime. Ich will es lieber mit Johannes Minckwitz, dem Schüler des strengen Meisters Platen, halten, der da lehrt, gleiche Konsonanten wie Vokale aufeinander zu reimen (also Berge, Zwerge; Tag, Klag; Lied, schied u. s. w.), als mit denen, die getrost Klag und nach, Lied und Gemüt, Freund und Feind reimen. Der Verfasser dieses Vorworts muß gestehen, daß ihm selten die Versuchung nahe trat, einen derartigen Reim zu verbrechen, weil sein poetisches Empfinden wenigstens in diesem Punkte geschärft ist. Wir wollen hier keine lange Kontroverse führen über die Aussprache des g, jenen alten Zankapfel. Wer es weich aussprechen muß, der soll tun, was er nicht lassen kann; wer es obersächsisch hart spricht wie k, mag dem Unabänderlichen frönen. Ich verlange nur, daß dem geschriebenen g werde, was ihm gehört. Wir haben in letzter Zeit so viel von der Persönlichkeit und Individualität der Dichter gehört, die so gerne ihre Lieblingssünden bemänteln, statt zu bemängeln, daß wir gerne einmal dem mißhandelten g auch etwas Individualität und Persönlichkeit geben wollen. Wird man nicht von denen, die allzu nachsichtig in diesem Punkte, einst sagen, was man jetzt Opitz vorwirft, sie hätten zu sehr ihrem Dialekte nachgegeben? Man mag noch viel weiter in der philologischen Behauptung gehen als bisher und geradezu verlangen, daß man „Tach" schreibe. Solange dies aber nicht tatsächlich geschieht, muß man eben „Tag" schreiben, weder „Tach", „Tak", „Tack", noch „Tagk", ebenso wie man „Schwein" und „Schlag" schreibt und spricht, und nicht „Swein" und „Slag". Jeder korrekt sprechende Deutsche wird sprechen, wie man singt: „Tag" und nicht „Tach". Und wie sollen Ausländer das g aussprechen; wie sollen die in Amerika geborenen Deutschen diesen Buchstaben aussprechen, wenn nicht nach seinem „face value", wo man doch sonst immer den Ausländern rühmt, im Deutschen werde gesprochen wie geschrieben? Wer im Dialekt reimen will, der schreibe Dialektdichtung! Suum cuique. Dem g, was des g, und dem ch, was des ch! Wer dann Tag und Klag reimt, der läßt der unumgänglichen verschiedenen Aussprache den nötigen Spielraum. Es werden dann doch wenigstens beide Wörter von allen Dialekten gleich ausgesprochen: Tach und Klach, oder Tak und Klak (obgleich, wie gesagt, keins von beiden richtig ist). Wenn die Dichter sich die Sache so einfach machen, daß sie einmal g auf ch reimen, und dann, wenn es ihrer „Individualität" gefällt, wieder auf k, dann sollten sie doch

etwas mehrseitiger deutsch ausgebildet sein und schwäbisch, alemannisch, sächsisch, westfälisch, fränkisch, schlesisch und so weiter reimen. Käme jedenfalls noch mehr Vielseitigkeit in die Bude! Dann würde es nur so „wimmern“ und „dämmern“; „Freund“ und „Feind“ würde „vereint“, wenn auch die „Fürsten“ dabei „knirschten“; durch jedes „Gemüt“ „zögen“ in „lieblichen“ „diesbezüglichen“ „Zügen“ das „Lied“, das durch die Seele „zieht“ (o, wie oft!); man würde den „Löwen“ „geben“, was ihnen „gehört“, und was sie „ehrt“; es käme der „Bursch“ von der „Burg“ „herunner“ wie der „Donner“; und des „Menschen“ „Wünschen“ würde „gestillt“ und „erfüllt“! Herrlich! Und könnte man einen bezeichnenderen Reim auf „Menschen“ finden als „Wünschen“? Man zeigt in solchen Lagern mit viel Schadenfreude auf die Tatsache hin, daß Rückert in seinen 200000 Versen ein paar tausend unreine Reime habe, beweist aber gerade durch diese Bemerkung, wie wenig man diesen formgewandten Verskünstler kennt, der in seinen Ghaselen und Makamen den Reim in ganz bewunderungswürdiger Weise meistert. Selbst Goethe und Schiller würde man wahrscheinlich heutzutage mehr auf die Finger sehen, wenigstens wenn sie bei uns anzufangen hätten! Doch, was dem Meister erlaubt, ist noch längst nicht immer dem Schüler zu gestatten. Wir sollten Bescheidenheit genug besitzen, das anzuerkennen.

Wer doch Goethe und Schiller ihre Balladentechnik abgelauscht hätte, — besonders Schillers, denn bei Goethe war der Begriff noch zu schwankend. — Man vergleiche die belehrenden Aufsätze von Professor Litzmann über Schillers Balladendichtung und von Professor Bulhaupt über seine Balladentechnik, wie sie im Marbacher Schillerbuch jüngst erschienen. Wenn es gestattet ist, auf einen wichtigen Punkt hier hinzuweisen, der von Interesse für unsere Literatur werden kann, so möchte ich es der Unkenntnis der eigentlichen Beschaffenheit der Ballade zuschreiben, daß heute nicht mehr wirkliche Balladen gedichtet werden. Auch in unserem Buche sind nur so viele wahrhafte Balladen, oder so wenige, daß man kaum die Finger der rechten Hand braucht, um sie aufzuzählen, dabei den Daumen nach amerikanischer Manier noch nicht einmal mitrechnend. Sowohl die Kölner wie die Baltimorer Blumenspiele haben schon Gedichte als Balladen prämiiert, die wohl kaum dauernden Anspruch auf diesen Namen erheben können. „Der Todeszug“, eine so ergreifende Erzählung dies Gedicht auch ist, so tragisch das Resultat, — ist doch kein lyrisch-episch dramatisches Gedicht, wie es die eigentliche Ballade sein soll. Eben so wenig gilt diese Bezeichnung für das schöne Gedicht von Konrad Nies: „Die Rache der Wälder“. Dieser Dichter hat überdies mit rechtem Blick in dem uns überlassenen Manuskript die Überschrift „Ballade“ aus eigenem Antrieb gestrichen. Dagegen sind „Die eiserne Maske“, „Iscariote“, „Toms

letzte Fahrt" wohl in diese wichtige Kategorie zu rechnen. Mir scheint, Schiller hat tiefer als irgendein anderer Dichter vor ihm oder nach ihm, außer vielleicht Bürger, die Bedeutung dieser seltenen Dichtungsgattung erkannt. Unter den jetzt lebenden Dichtern gibt es wohl außer Detlev von Liliencron, Heinrich Vierordt, Börries von Münchhausen, Hermann Friedrichs, Paul Torriedt und etwa Max Geißler wenige, die uns solche tragisch-dramatische Gedichte in kürzester Schürzung dargeboten haben. Alle Gedichte, die auf diesen Titel gerechten Anspruch haben, sind sittlicher Natur.

Da man heute allgemein die Ballade als ein „Tanzgedicht" bezeichnet, so wollen wir nichts gegen diese Etymologie sagen, wenn man dabei die altbritische oder vielmehr keltische Bezeichnung des „gwaelawd" (wie „wallad" auszusprechen), mit der Bedeutung von „Gassenlied", „Volkslied", nicht ausschließt. Und was ich hier nur als meine eigene, sonst noch nirgend vorgetragene Ansicht kundgeben möchte, ist dies, daß die ursprünglichste Form der Ballade einem religiösen Zwecke, einem sittlichen Ziele diente, so etwa wie das Theater der Hellenen unter freiem Himmel und das Oberammergauer Passionsspiel. Und wer, wie der Verfasser, tagelang unter dem Himmel des tropischen Südwestens unseres sonnigen Landes die Kinder der Natur bei ihren Tänzen belauscht hat, welche immer eine religiöse Bedeutung haben; wer dort die alten Medizinmänner und Propheten ihren tiefernsten religiösen Cantus hat singen hören, der mußte an den Chor der Griechen denken. So eigentümlich es sich anhören mag, so wenig wir zu glauben wagen, daß diese Zeremonien von einem Kontinent auf den andern übertragen worden (da wir, im Gegenteil, lieber an eine Autochthonität, wenn man so sagen kann, und Originalität dieser religiösen Gebräuche denken möchten), so sehr ist dabei trotzdem festzuhalten, daß in den Tanzliedern der alten Völker die allerhöchsten Gedanken über Schicksal und Religion ihren Ausdruck fanden; daß in denselben alle Rätsel des Daseins spielten. Daher bei den nordischen Völkern das tragische, mysteriöse und dämonisch-unheimliche Element ihrer Balladen, just wie in ihrer Götterlehre und in ihren Sagen. Sie enthalten ihre Philosophie und Theologie. Und solche Tanzlieder haben noch heute die Indianer, so präsumptiv oder gar absurd es auf den ersten Augenblick scheinen mag. Natürlich ist dies nicht der Ort, das Thema näher zu erläutern. Aber wir sehen aus dem Angedeuteten, worauf es ankommt in der Ballade, nämlich auf den sittlichen Konflikt, auf den Kampf mit den „Gewalten, Obrigkeiten und Finsternissen dieser und der zukünftigen Welt". Die irdische Liebe spielt dabei wohl eine Rolle, aber eine untergeordnete. Das letzte Wort spricht sie nicht. Das Erotische, das Sinnliche findet wohl auch seine Statt, aber hier gibt das Lyrische mehr den Einschlag als den

Ausschlag. Wenn man nun mit diesem Maße Goethes „Mahadöh" mißt und es eine der größten Balladen nennt, welche die Welt kennt, so hat man nicht unrecht. Mit einem Wort: — in der Ballade haben wir die reifste, krystallisierteste Verdichtung eines dramatischen Stoffes in epischem Gewande und lyrischem Schleier. Ist es nach allem diesem ein Verbrechen, wenn einer der Dichter des Buches einen Versuch wagt mit einer „philosophischen Ballade"?

Er läßt vor dem Auge des Zuschauers, in leichtbeweglichem Tempo, reich an Assonanz, Alliteration, Wiederholung, den Drang des Menschen nach dem großen unwiderstehlich lockenden Meere eine faßbare Gestalt gewinnen. Er greift dabei zurück in das klassische Hellenentum. An der Hand von Bildern aus der Weltgeschichte führt er uns jene Heroen, besonders der neuen Welt vor, die sich auf das weite Meer gewagt haben, um vom Meere hingerissen zu werden und den Heldentod zu sterben. Immer mehr wird der Dichter von dem göttlichen Taumel erfaßt. Gleich einer Bajadere auf Indiens Gefilden verfällt er in ein immer rasenderes Tempo, bis er zuletzt, als der Einzelne, das Individuum, das Ich, mit dem entzückten Rufe: „Ich bin nicht mehr, es lebt das Meer!" untergeht. Und es sollte einem fast bedünken, als ob man die subtilsten und sublimsten philosophischen Gedanken in ein solch Gewand zu hüllen vermöchte. Das wäre ein göttlicher Gesang, der uns so zur Poesie berauschen könnte, daß wir unser selbst vergäßen und tauchten unser Sein in diesen Wonnewein! So löste sich ein bacchantischer orientalischer Dithyrambus auf in eine — deutsche Ballade. Einer unserer gefeiertsten Sänger, der Gründer der Blumenspiele in Baltimore, hat in wundervoll dahinfließenden Versen die Philosophie des epikureischen Weltgenusses dargestellt. Einer unserer jüngsten und dabei feurigsten Apostel des Apoll und Anbeter Aphrodites hat mit beredten Lippen und glühender Zunge das Weib, das Immerweib gepriesen, ein anderer den Rausch der Liebesnacht, den er gebannt. Warum nicht auch die Phantasie, das ruhelose stille Meer der Poesie besingen?

Gerade die Verfasser von „Das deutsche Lied in Amerika", von „Aiogyne" und „O Thalassa, O Mare, Meer" gebrauchen kurze einsilbige Wörter, um ihren Gefühlen Ausdruck zu geben. Und ihre Reime sind alle männlich, d. h. einsilbig in der Endung. Da hat jedes Wort sein Vollgewicht. Selbst Partikeln wie „er" bekommen eine Hebung, statt wie sonst eine Senkung, — werden an das Ende der Zeile gesetzt und dienen als Kern für den Reim. Und hier haben wir eine Anlehnung an das Angelsächsische, so daß wir in der Tat von spezifisch „deutsch-amerikanischer Strophung" reden dürfen; — und diesmal ist der Bindestrich notwendig. Ich glaube kaum, daß diese Anlehnung

von den genannten Dichtern beabsichtigt ist. Glaube vielmehr, daß es dem Geist der Zeit zu verdanken, daß es der Atmosphäre entstammt, welche diejenigen Dichter erfaßt, die am intensivsten und subtilsten zu denken verstehen. Wie seinerzeit Longfellow von den Deutschen gelernt hat und so zum Kosmopoliten unter den amerikanischen Dichtern wurde, wie Whitman der intensivste Amerikaner war, mit der regellosesten und einer dabei noch peinlich genauen Versifikation (schon vor Roosevelt der größte Expansionist), und wie auch Swinburne, Englands ästhetischster Dichter, sich die romanischen und deutschen Kundungen angeeignet hat (allerdings oft sehr unvollkommen im Reim), — so wird der Drang nach einem charakteristischen Vehikel für unsere prägnantesten Gedanken uns unwillkürlich zuweilen zu den männlich-markanten Formen hindrängen, die einem Richard Wagner vorschwebten. Um noch einen andern Mitarbeiter des Buches zu kennzeichnen, der diese selbe Form, in mehr bewußter Wagnermanier, prächtig handhabt, sei auf sein gewaltiges „Frühlingsbrausen" hingewiesen.

Bezeichnend ist auch, daß es gerade eine Repräsentantin der holden Weiblichkeit ist, die sich diesem Bunde anschließt, und Minerva gleich aus dem Haupte Zeus mit etwas Nochnichtdagewesenem auftritt: mit ungereimten männlichen Sonetten. Mit Sonetten, jenen weiblichsten und abgerundetsten Gedichten, in martialisch männlichem Gewande. Schon Shakespeare hat ja Sonette mit männlicher Endung geschrieben. Aber man rechnete das der Armut der englischen Sprache an mehrsilbigen Reimen zu. Und niemand hatte bislang gewagt, wenn ich recht unterrichtet bin, Sonette des Reims zu entkleiden. Da nun das Sonett seinem Namen nach ein „Klanggedicht" und der Gleichklang in der Endung und in dem Reim zu suchen ist, so bleibt allerdings vom Sonett nur noch die vierzehnzeilige fünftaktige Strophe. Doch auch so haben wir der Dichterin immerhin eine aus dem Sonett entwickelte, neue Gattung von Gedichten „Vierzehnzeiler", zu verdanken, — eine Form für die „Großstadt" wie geschaffen.

Eigentümlich, daß mit diesen Geistern in demselben Buche wieder andere vereint sind, die bis auf diesen Augenblick „reichsdeutsch" geblieben sind und nur mit Zögern ihr Scherflein zum Buche beitrugen. Ich hoffe, das Erscheinen dieses Werkes wird allen deutschen Dichtern in Amerika klar anzeigen, daß sie zueinander gehören. Denn auf diesem Grund und Boden sind ihrer Aller Gedichte entstanden und mit ihrem Herzblut geschrieben worden. Und darum gehören diese Gedichte in unser Buch. Wie diese Mitarbeiter, können auch diejenigen, welche „Anno achtundvierzig" dem geliebten Vaterlande den Rücken kehrten, weil sie es in ihrer eigensten Weise liebten, immer noch nicht das Land ihrer Jugend und ihrer Träume vergessen. Sie alle

gehören zu den „Fremdgewordenen“, wie einer unserer Dichter sie zutreffend nennt, die Deutschland immer noch mit allen Herzensfasern verehren, vielleicht heute mehr denn je, daß oft erst die Ferne die richtige Perspektive zu verleihen pflegt. Wer wollte behaupten, daß ein solches Werk, das so vielseitig allen Richtungen in liberalster Weise Gehör leiht und ohne jede gehässige Polemik ist, getragen nur von echtem literarischen Empfinden, heute nicht am Platze wäre, nicht zeitgemäß und willkommen?

Schon Bürger schrieb: „Stets halte ich die Poesie für eine Kunst, die zwar von Gelehrten, aber nicht für Gelehrte als solche, sondern für das Volk ausgeübt werden müsse“. Es ist erfreulich, daß Menschen, die tagsüber am Redaktionstisch, am Schreibtisch, am Zeichentisch sitzen, die als Gelehrte die Hauptzeit ihres Lebens auf dem Katheder, in der staubigen Schule, in dem engen Raum der Studierstube oder am Krankenbette zubringen müssen, sich noch so viel ideales Streben erobert haben, daß sie ihre Mußestunden zu Musestunden zu stempeln vermögen. Kaum weniger rühmenswert als die Tat des einfachen Arbeiters, der in den stillen Stunden der Nacht beim Licht der Ampel sitzt, sinnt und sinnt und poetische Gedanken spinnt! Denn wer viel mit dem Worte oder der Feder auf Katheder und Kanzel umgeht, dem ist für sein müdes Hirn das Dichten nicht die Abwechselung wie dem Handarbeiter, vorausgesetzt, daß nicht auch dieser schon durch seiner Hände Mühen zu sehr abgespannt ist.

Man hat dem Verfasser dieses Vorworts nahegelegt, eine literaturgeschichtliche Einleitung zu diesem Buche zu schreiben, ähnlich, wie es vor ihm Dr. G. A. Zimmermann getan habe. Aber Zimmermanns Buch wollte einen Beitrag zur Literaturgeschichte dieses Landes geben. Einen solchen Anspruch erhebt der Herausgeber dieses Werkes nicht. Wie viele von den Dichtern, die Storm in sein „Hausbuch“ aufgenommen hat, — und man findet darinnen die hervorragendsten seiner Zeit! — sind in die Literaturgeschichte übergegangen? Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, sagt man. Ein tief empfundnes Gedicht macht noch keinen Dichter. Und es ist wohl wahr, daß jeder gebildete Mensch ein halbwegs ordentliches Gedicht zu verfassen imstande sein sollte. Aber selbst noch nicht einmal alle Dichter kommen in das schöne grüne Fach der Literaturgeschichte. Und Klio nimmt noch nicht einmal aus der Literaturgeschichte viele Namen. Um das sarkastische Wort: semper aliquid haeret noch etwas sarkastischer zu gestalten und etwas zu verdrehen: es bleiben immer manche von den Dichtern an den dunklen Wänden des Schubfachs kleben, die lieber an den Fingern der holden Dame Unsterblichkeit hingen, um aus dem dunkeln Fach herausgehoben zu werden, wenn sie mit ihren wählerischen Händen hineingreift. Ja, wählerisch ist sie,

die Dame, überaus wählerisch! Sagen wir, um uns an ihr wenigstens etwas zu rächen: launenhaft. Darum besser in einem „Hausbuch" stehen als in einer Literaturgeschichte, obwohl der Weg in die letztere durch das erstere nicht ausgeschlossen, sondern sogar vermittelt sein mag. Und besser für den armen vielgeplagten und allen Spötteln und Witzeln preisgegebenen Zusammensteller der duftenden Blümlein von über hundert Dichtern und Dichterinnen, daß er sagen kann: nur eine schlichte Blumenlese wollte ich bringen, — eben just so, wie ich die Blümlein mit meinen eignen Augen sah, ohne grüne Brille, so wie sie sich mir darboten und zu mir sprachen „nimm mich mit!" — Es wird ja noch manches verborgene Veilchen blühen, das sein Sinn nicht aufspürte, trotzdem der Sammler nicht wie der Altmeister ausgegangen war, um nichts zu suchen, sondern um zu spüren und zu suchen; zu suchen, mit wahrer Sehnsucht, nach den echten, rechten, reinen, holden blauen Blumen der Poesie.

Er hat nur das in der Anthologie veröffentlicht, was ihm zugestellt wurde, auch wenn es schon vorher in Zeitungen oder Buchform gedruckt worden war. Abgeschrieben hatte er nirgends. Auch nicht von Zimmermann mit seinen damals lebenden hundert Dichtern, dessen schönes Buch (mit dem allerdings etwas ungeschickten Titel „Deutsch in Amerika") trotz allem, was dagegen gesagt worden ist, bleibenden Ruhm beanspruchen darf und wahre Perlen deutscher Poesie in Amerika enthält. Castelhuns „Pflegt die deutsche Sprache"; Brachvogels prächtiges Gemälde „Indianersommer"; Puchners „Ich habe manches Lied gesungen"; der „Gruß der Deutschen in Amerika", am 15. Juli 1870 von dem verstorbenen Caspar Butz geschrieben, welcher zeigt, wie die „Vertriebenen" noch an ihrem Vaterlande hingen, ebenso seine „Anbetung der Hirten" nach Dorés Gemälde; „Californien", von dem verblichenen Eduard Dorsch 1849 geschrieben, zur Zeit der Völkerwanderung nach dem Goldlande; die Lieder des unglückseligen Hubert Müller; „An mein Vaterland" von Konrad Krez; Ernst Anton Zündts „Das deutsche Lied"; Wilhelm Müllers „Der alten Heimat"; „Die Muttersprache" von Wilhelm Färber; „Die deutsche Sprache" von Lorenz Rohr; „das Kaisergedicht an Wilhelm II." von Ernst Franz Ludwig Gauß; Constantin Grebners „O deutsche Sprache"; „Das deutsche Lied" von Wilhelm Feistkorn; „Das Lied, das meine Mutter sang" von Heinrich H. Fick; von Hermann Glauch „Frühlingswalten"; „Die alte Grammatik" von Michael Lochemes; „Rückwärts" von Otto Soubron; die flammenden, funkensatten Sonette von Nies; die „Klage" von Friedrich Michel; Binders „Am Gräberschmückungstag"; Rattermanns „Soldatenbraut" und noch manche andre Perle in diesem Buche, die ich jetzt nicht hervorheben kann, verdienen ein bleibendes Andenken im Gemüte der Deutschen nicht nur

diesseits, sondern auch jenseits des Meeres. Es ist gar bezeichnend, daß viele von den jetzt Lebenden unter den genannten Dichtern dem Herausgeber gerade diese ihre Musenkinder anpriesen. Wie gerne hätte er die meisten aufgenommen, wenn er sich nicht vorgenommen hätte, nichts von der Integrität des Zimmermannschen Buches zu rauben. Man sieht schon hieraus, daß nach den Jahren, die seit dem Erscheinen der zweiten Auflage von „Deutsch in Amerika" verflossen sind, die Dichter noch immer die genannten Poeme zu ihren besten zählen. Damit soll nicht gesagt sein, daß ihre neueren Arbeiten minder wertvoll seien. Überhaupt ist es eher als ein Fortschritt zu bezeichnen, daß die deutsche Sprache und das deutsche Lied nicht mehr so sehr im Vordergrunde stehn, denn es beweist, daß diese Lieder der Neueingewanderten ihr Entstehn neben dem Heimweh auch der Polemik, um nicht zu sagen der Animosität gegen das Deutsche verdanken, während man heute doch schon eher die deutsche Sprache hierzulande als eine Macht ansieht, mit der man rechnen muß, wenn auch noch immer nicht genug vielleicht.

Ich komme zurück zu Storms Hausbuch, in welches sich auch der Sammler selber mit aufnahm, wenngleich, wie uns bedünken will, was seine eigenen Gedichte anbetrifft, mit nicht allzuglücklichem Griff, — vielleicht sagen wir besser: mit allzubescheidenem Griffe. Er hat gar manchem Dichter nur ein einziges Gedicht gegeben, darunter bekannten Dichtern. Tanner z. B. ist nur mit sechzehn Füßen, ich meine allerdings metrische, „vertreten". Aber welche Erfahrung, welche Philosophie, welcher Tiefsinn liegt in den schlichten Worten dieser vier Zeilen:

Eine Welle sagt zur andern:
Ach, wie rasch ist dieses Wandern!
Und die zweite sagt zur dritten:
Kurz gelebt ist kurz gelitten!

Darum verüble niemand, der nur mit einem Gedichte erscheint, diese Tatsache dem Herausgeber, sondern vertröste sich mit dem allerdings etwas banal lautenden Troste, daß „eins" hier immerhin besser als „keins"; ein Trost, der aber in diesem Falle doch schwerwiegend sein sollte. Zudem haben etliche Dichter die Bescheidenheit gehabt, nur zwei, ja auch nur ein Gedicht einzusenden, statt der erbetenen sechs zur Auswahl. Auch in den Personalien, die unter dem Namen und den Gedichten voraufstehen, hat sich der Herausgeber der größten Kürze befleißigt, da es niemand darum zu tun sein kann, seinem Namen einen Reklame- oder „Waschzettel" anzuhängen. Nur bei den zum Teil unbekannten Namen, und bei denen nähere Angaben erwünscht schienen, sind dieselben etwas eingehender. Aus diesem Grunde hat sich der Herausgeber auch aller Angaben über bereits prämiierte Gedichte enthalten.

Das Publikum hat ja doch die glückliche Gabe, sich über „solche Kleinigkeiten" hinwegzusetzen und selber zu prämiieren nach einem bislang noch unbekannten Gesetz. Daß bei der Vorführung der Geistesprodukte unserer Dichter und Dichterinnen die Stellung von der Reihenfolge im Alphabet abhängig gemacht wurde, wird nicht verübelt werden. Jedenfalls wird es nicht dem Sammler als Todsünde angerechnet werden dürfen, wenn der eine oder andre Poet so unglücklich in der Wahl seines Geschlechtsnamens war, daß er erst unter W zu finden ist. Wer eine solche Stellung einnimmt, mag sich ja mit dem „last, not least!" trösten und mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, daß einige poetisch veranlagte Backfischchen „von hinten" lesen werden.

„Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen." Wir glauben in dieser Anthologie lebender Dichter multum in parvo, und wirklich multum, nicht nur multa gebracht zu haben. Diversität in der Gesinnung wird man jedenfalls nicht leugnen können, und der Herausgeber hofft zuversichtlich, auch nicht Gediegenheit. Wie Storm meinte: „Die Phrase wird hoffentlich in diesem Buche keine Stätte gefunden haben; mindestens im wesentlichen nicht, wie ich vorsichtshalber hinzufügen möchte, denn was wäre durchweg frei von dieser weltbeherrschenden Krankheit?" Man gestatte dem Herausgeber die bescheiden gemeinte Bemerkung: wenn überhaupt von Verdienst bei diesem Unternehmen geredet werden kann (wo so wenig Eigenes zum Vorschein kommt), und wenn überhaupt ein Lob gezollt werden soll bei einem persönlichen Unterfangen (das schon verschiedentlich von Einzelnen versucht, aber immer bald wieder aufgegeben wurde, — der großen Schwierigkeiten halber, die sich zeigten, und nicht bloß finanzielle, sondern auch redaktionelle —), so ist es das, daß der Herausgeber dieses Bandes erfolgreich gewesen ist in der um sich Scharung von an und für sich vielleicht heterogenen Elementen (aus einem Lande von solch großen Dimensionen) und deren Vereinigung zu einem homogenen Ganzen. Haben wir doch nicht nur den orthodoxen Katholiken, den protestantischen Geistlichen, den Mystikern sowohl als den Realistikern, den Philosophen, Medizinern und Juristen, den Gliedern der Freidenkergemeinde, den Radikalen und Sozialen, den Ernsten wie den Humoristen, den Romantikern wie den Modernen, den Christen wie den Heiden, den einer philosemitischen, orientalischen Erotik Huldigenden, wie den diametral Entgegengesetzten, den den Formen ergebenen und den Reim als Fessel empfindenden Geistern das Wort gestattet, und auch einem vollen Dutzend von poetischen Vertreterinnen des schönen Geschlechts Redefreiheit gewährt. Wie wir hoffen, allen gegenüber in liberalster Weise, trotz der zuweilen notwendigen Beschränkung. Natürlich darf man nun den Herausgeber weder für die eine noch die andere Richtung verantwortlich machen,

denn in einem Werke dieser Art mußten alle Richtungen zu Worte kommen. Das Gesamtgebiet der lyrischen und epischen Dichtkunst mußte seine Vertreter haben. Wenn auch ein Hausbuch, so doch ein Dichterbuch, und als Dichterbuch doch wieder Hausbuch, das man selbst den jüngern und unerfahreneren Menschenkindern in die Hand zu geben keine Bedenken tragen durfte, — mit einem Wort: ein Volksbuch. Man wird diesem Standpunkt das Prädikat Allgemeinheit nicht versagen können.

Auch Diversität in der Form wird man finden. Allerdings Hexameter glänzen durch Abwesenheit. Dafür haben wir Nibelungenstrophen und in einem Falle sogar die mittelhochdeutsche Art derselben, mit sieben Hebungen. Wenngleich nun der Herausgeber Wilhelm Jordan beipflichtet, daß die vierte Hebung in der vierten Zeile nicht besonders schön zu nennen ist, so will er doch nicht so weit gehen wie dieser, der die mittelhochdeutsche Nibelungenstrophe als eine der übeltönendsten und langweiligsten Strophen verurteilt, und der es Uhland hoch anrechnet, daß er die „nachzottelnde Schleppe" wegschnitt. Um ein Beispiel davon zu nennen, daß auch in dieser Strophe schön zu dichten sei, führen wir Paul Schönfelds „Deutsches Lied" an, das in dithyrambisch dahinfließenden Strophen rauscht und singt. Aber wir fügen wohlüberlegt hinzu, nur dann ist sein Rhythmus ohne Anstoß, wenn er Worte hatte, die demselben angepaßt sind, so z. B. in der Zeile „In den dröhnenden Schlachtendonner ihr Heldenlied: Die Wacht am Rhein!" Schon weniger fließend ist dieses Liedes letzter Vers, der mit dem Worte endet: „Dann strahle du noch, ein Kleinod, dem keines gleich, du deutsches Lied!" Möglich wird dieses Tempo nur durch eine ganz geschickte Abwechselung mehrsilbiger Wörter mit einsilbigen. Wer aber, hier wie anderswo, das Grundgesetz der Anapäste nicht wahrt, der wird in den Fehler fallen, den so viele machen, daß sie Worte in anapästischem Gang skandieren, die gar nicht da hinein gehören, sondern in den jambischen. Der Verfasser dieses einleitenden Wortes kann nicht dringend genug bitten, daß die Dichter dies beachten, gerade weil das angeführte Gesetz so viel vernachlässigt wird. Wenn sechs, sieben oder noch mehr Wörter einsilbig aufeinanderfolgen, dann darf man nicht zwei solche einsilbige Wörter zwischen zwei andern einsilbigen als Senkungen betrachten. „Doch áls er kám, da sáh er nícht mehr den Fúchs" wird nie zwanglos als Viertakter skandiert werden können, sondern immer nur als Fünfer. Nur hinter „nicht" läßt sich der eine Anapäst „mehr den" anbringen; die andern Hebungen und Senkungen müssen nach jambischem Maße gezählt werden. Ein solcher Fehler ist aber noch eher verzeihlich als unreine Reime, Abwetzler und das matte e in der dritten Person Einzahl von Zeitwörtern, wie „er blicket", „er nicket", „sie singet", die mit „konstanter Bosheit", wie

die Kritiker sagen, immer noch verübt werden; auf eine Stufe zu stellen mit dem fatalen „Herze“ im Nominativ. Das sind Unarten, die einem musikalisch gebildeten modernen Ohre physische Schmerzen bereiten. Solcher Schwächen hat sich schon ein Meister wie Friedrich Hebbel entschlagen. In den Gedichten, die der Herausgeber von ihm kennt, ist nicht ein einziges, das dieser modernen Forderung nicht entspräche, wie überhaupt Hebbel einer der ersten Erscheinungen unserer Moderne ist. Und in Bürgers „Lenore“ kommt nur ein einziges Mal die gerügte Endung „et“, in „geweinet“, vor, bei nicht weniger denn zweiunddreißig achtzeiligen Strophen Text, während in der ganz modern anmutenden Romanze „Das Lied vom braven Mann“, wo die zwanzig sechsversigen Strophen durchweg männlich gereimt sind, das „et“ nur einmal („nahet“) steht.

Auch eine Sestine wird man in unserem vielseitigen Werke finden, jene kontemplative Dichtungsform, die immer wieder dieselben Wortendungen gebraucht, doch in stets anderer Ordnung und nach einem künstlerischen Schema gegliedert. Eine Gattung, welche eine eigenartige Vielgestaltung des Ausdrucks und reizende Gedankenfülle ermöglicht, — angeblich von dem Troubadour Arnaud herrührend. Es ist zu bedauern, daß man diese Dichtform fast nirgend mehr zu Gesichte bekommt. Sie wird hiermit zum Gebrauche formgewandten Meistern empfohlen.

Es läßt sich nicht länger in Abrede stellen, daß die gebundene Rede auch die Bindung des Reims verlangt, der gerade zu neuen und schönen Gedanken herausfordert und anspornt, so daß der Dichter oft überrascht wird von den reizvollen Suggestionen dieses schönen Gleichklangmittels. Doch für epische Stoffe geeignet erscheint immerhin der Blankvers. Wir haben von einem bisher gänzlich unbekannten Dichter aus Californien in dem Gedicht über den Entdecker des Stillen Ozeans ein schönes Beispiel. Ist es gestattet, die bescheidenen Bemerkungen dieses Mannes anzuführen? Er schreibt: „Ich bin 68 Jahre alt, von schlechter Gesundheit und sehe dem Grabe entgegen. Wenn ich jetzt die Augen schließe, teilt meine Gedichtsammlung mein Ende, und doch glaube ich, daß darunter sich einiges befindet, daß auch andere erfreut haben dürfte. Ich übersende Ihnen daher sechs meiner Sammlung entnommene Gedichte in der Hoffnung, daß dieselben mir noch vor dem nahen Lebensende den Trost, nicht ganz umsonst gelebt zu haben, verschaffen mögen.“ Man sieht, der Herausgeber ist gewissermaßen zu einer als „Dichterbeichtvater“ zu bezeichnenden Person geworden. Und wenn man so frei sein darf, es zu sagen: wenn auch die ganze hier vorliegende Arbeit weiter keine Früchte zu zeitigen bestimmt wäre, so ist doch die Freundschaft deutscher Dichter im Lande des Sternenbanners, die dadurch dem Sammler zuteil geworden, und

das intime persönliche Interesse an ihrem poetischen Wirken keine schlechte Belohnung für die auf die Zusammenstellung verwendete Zeit. Daß der Herausgeber trotzdem sich nicht beirren ließ in seinem kritischen Blick, und Freund und Feind gleich unparteiisch zu behandeln strebte, sei hier, wenn überhaupt nötig, auch noch konstatiert.

Ein Buch der Lebenden. Und dennoch, gewissermaßen als Ausnahme von der Regel, ist auch ein einziger Toter in die Sammlung aufgenommen worden. Ein Mann, der ein sehr bedauernswertes Ende fand. Er ertrank beim Untergang der Elbe im Jahre 1895. Die von seinen Verwandten überlassenen Aufzeichnungen mit Blei, in einem zerrissenen, vergilbten und von Mäusen zernagten Manuskript, von dem ich nicht sicher weiß, ob es vielleicht aus den Fluten der Nordsee gerettet worden ist, haben den Schreiber dieses dermaßen zu fesseln vermocht, daß er der Versuchung, einiges davon in die Anthologie aufzunehmen, nicht widerstehen konnte, zumal Bernhard Vinke, wenn er heute noch lebte, sicher verdiente, als einer unserer volkstümlichsten Poeten angesehen zu werden. Er hat solche zu Herzen gehende schlichte Töne in seiner Lyra, daß er als Sohn des Volkes, vom Volke zum Volke und für das Volk zu singen bestimmt gewesen wäre. Ich glaube nicht, daß es banal klingt, wenn ich sage, daß heinische Akkorde durch seine Laute rauschen. Man urteile selbst.

Wie Vinke durch unsere Anthologie fortleben wird, so lebt noch heute in dem Andenken deutscher Priester der katholischen Diözese von St. Louis der deutsche Barde mit dem englischen Pseudonym U. Park weiter. Dieser Poet, der schon in seiner Jugend einen großen Teil der Welt zu sehen bekam, hat seine prächtigen, fast makellosen und den strengsten Anforderungen Genüge leistenden Sonette als theologischer Seminarist hierzulande geschrieben, und diese mit der höchsten Keuschheit und dem anmutigsten Gewand begabten Klanggedichte (die rechte Form für das romanische Christentum mit seinen weichen Weihrauchsdüften!) haben in dem Gedächtnis seiner Freunde eine bleibende Stätte gefunden. Ein schönres „Leben Jesu" ist kaum je empfunden worden, obgleich neuerdings eine protestantische deutschländische Dichterin dasselbe Ziel verfolgt. Auch nachdem der Dichter dieser Sonette in seine Heimat als Seelsorger zurückgekehrt ist, wird er auf eine Zeit seines Lebens, die solche Früchte zeitigte, als eine weihevolle und wichtige zurückschauen dürfen.

Doch wir müssen diese Plauderei zu Ende bringen. Es ist uns mit diesem Vorwort nicht darum zu tun, der Kritik vorzugreifen, sondern nur um einige persönliche intime Anhaltspunkte den Mitarbeitern und Freunden zu bieten, einige Winke für künftige Arbeiten. Auch ist es uns sehr daran gelegen, gediegene Kritiken zu erhalten, die mit Verständnis und Liebe auf das

„Dichten und Trachten" der einhundertunddrei Dichter eingehen, Worte aus denen Herausgeber und Dichter dankbarlichst lernen können. So sagen wir schon hier allen Rezensenten verbindlichsten Dank für solchen Liebesdienst.

Es sei noch daran erinnert, daß, wie man leicht aus den Personalien erkennen kann, viele der hier vertretenen Mitarbeiter schon literarische Anerkennung im Vaterlande gefunden haben, so auch bei den Blumenspielen in Köln und Baltimore, und daß deren Werke von angesehenen Verlegern Deutschlands veröffentlicht worden. Andere sind ständige Mitarbeiter an Fach-, Volks- und Familien-Zeitschriften. Einige sind auch als Dramatiker bekannt, deren Werke schon Aufführungen auf bekannten Bühnen erlebt haben oder denen solche noch bevorstehen. Es wird diese scheinbar selbstverständliche Bemerkung nur deshalb hier noch eingestreut, weil man gewohnt ist, in manchen literarischen Kreisen Deutschlands von dem „Pegasüschen" und dem „Müschen" der amerikanischen Landsleute zu reden, und vielleicht in manchen Lagern eine Anthologie deutscher transatlantischer Dichtungen mit einem Achselzucken bewillkommet, gleichsam als könnte „von drüben" nur Papierkorblyrik kommen. Es wird kaum nötig sein, diese Behauptung anders als mit einem feinen satyrischen Lächeln und ohne eine Silbe der Entgegnung zu beantworten. Ein aufrichtiges Wort genüge: Es gibt hier wie dort Echtes und Falsches, Gutes und Schlechtes. Lassen wir es uns zur Aufgabe dienen: alles zu prüfen und das Beste zu behalten.

Und nun gehe hinaus, trautes Buch, tritt deinen Weg an, — bescheidnen Sinns, aber mit mutigem Schritt und erhobnen Haupts. Und werde zu Band und Bogen und Brücke noch — zum Bindestrich, der Land und Land, und Herz und Herz vereint. Verbinde all die verschiedenen Worte und Gedanken, und, wie eine Binde, verbinde die Wunden, ja verbinde auch die Liebenden noch fester. Und damit dir kein Strich durch deinen Bindestrich gemacht werde — außer einem kurzen vertikalen in der Mitte, der dich zum Kreuze und zum Pluszeichen machte — „knüpfe manche zarte Bande!"

Ellenville (New York), am 9. Mai 1905.

Folgendes ist die Liste der Mitarbeiter an dem Werke:

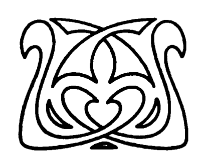
Apotheker Hugo Andriessen; Wilhelm Apel; Pastor A. F. Augustin; – Dr. med. B. A. Bär; Architekt Ewald F. Bargmann; Dr. med. E. Washington Baruch; Professor Carl Bauer; Wilhelm Benignus; Pastor Dr. Gottlieb Berkemeier; Pastor Georg von Bosse; Journalist Dr. Udo Brachvogel; Architekt Paul Brandner; Dr. Johannes Braun; – Dr. Paul Carus; Dr. med. Friedrich Castelhun; – Hans Demuth; Martin Drescher; – Dr. Max Eberhard; Professor Georg Edward; Frau von Ende; – Pfarrer Wilhelm Färber; Redakteur Wilhelm Feistkorn; Edna Fern (Frau Dr. Fernande Richter); Dr. H. H. Fick; Karl Fickeißen; Redakteur Joseph Fischnaller; Professor Dr. Kuno Francke; – Bibliothekar E. F. L. Gauß; Professor Dr. Julius Göbel; Frau Pastor Martha Göbel; Professor Konstantin Grebner; Redakteur M. Greenblatt; Professor Karl Gundlach; – Buchhändler F. A. Harter; Kaufmann Richard Heine; Ingenieur Dr. Ernst Henrici; Pastor Johannes Hensen; Journalist Adalbert von Heyne; Pastor A. W. Hildebrandt; Dr. med. Julius Hoffmann; Journalist F. von Holdt; Missionar Helmut P. Holler; Pastor Lutz Horn; Professor Hermann Huß; – Ingenieur Dr. F. W. Ihne; Pastor Dr. Pedro Ilgen; Journalist Oskar Illing; – Frau Anna Kirchstein; Professor Karl Knortz; Pfarrer Georg Koob; Importeur Filibert Korndörfer; Frau Laura Krech; – Pastor August Lange; Buchhändler Ernst Lemcke; Übersetzer Georg Lober; Pfarrer Michael Lochemes; Lehrer F. H. Lohmann; Journalist Karl Lorenz; – Pastor Johannes Maaß; Frau Elisabeth Mesch; Kaufmann Friedrich Michel; Schriftsteller Fred R. Minuth; Pastor O. F. Mordhorst; Professor Müller von Davenport; Schuldirektor Wilhelm Müller; Professor Dr. med. Hugo Münsterberg; – Pastor Dr. Gotthold A. Neeff; Frau Dr. Sophie Neeff; Rezitator Konrad Nieß; Frau Anna Nill; – Pfarrer N. J. Otto; – U. Park (Pseudonym für Hugo Bardenhewer, zurzeit katholischer Geistlicher in der Diözese Köln, Deutschland); Rudolf Puchner; – Monsignore Joseph Rainer, Hausprälat des Papstes, Rektor des Provinzial-Seminars zu St. Francis, Wisconsin; Redakteur H. Rattermann; Pastor Heinrich Rembe; Professor Ernst Richard; Versicherungschef Mathias Rohr; Frau Lina Romberg; Versicherungsbeamter Gustav Rommel; Bibliothekar und Übersetzer Hermann Rosenthal; Pfarrer Johannes Rothensteiner; Frau Dr. med. Elisabeth Rudolph; – Kunstgärtner Friedrich Sauer; Pfarrer Clemens A. Schlüter; Ingenieur Ewald Schmitt; Redakteur Dr. H. C. Schneider; Pfarrer Georg Schöner; Journalist Wilhelm Soubron; Pastor Dr. H. C. Stepler; Kaufmann Hermann Stoll; Redakteur Dr. H. C. Strack; – Pastor Johannes Theiß; Journalist Curt Thiersch; Frau Dr. med. Martha Töplitz; – Freifrau Carrie von Veltheim-Hülse; Journalist Georg Sylvester Viereck; Apotheker Johann Bernhard Vinke, verstorben; – Pastor Hermann Weigand; Karl Christian Wendel; Pastor Paul Wienand; Stanislaus von Wizscewsky; Sprachlehrer Friedrich A. Wyneken.

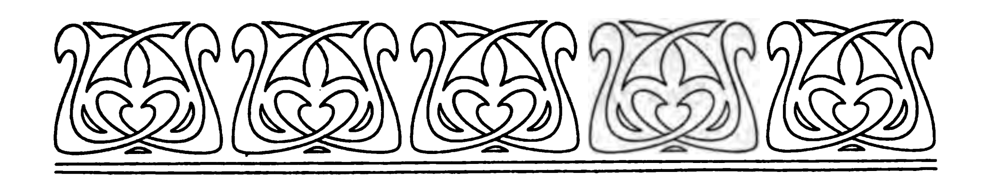
Die gesperrt Gedruckten sind mit Originalbeiträgen vertreten (61).



Autorenverzeichnis.

Ein * vor dem Titel eines Gedichtes bedeutet, daß es vorher noch nicht veröffentlicht worden ist, daher Originalbeitrag.





Hugo Andriessen.

Geboren am 14. Juni 1843 zu Langenberg bei Düsseldorf. Bereiste Deutschland, Österreich, Rußland, Portugal. Kam 1861 nach Amerika. Seit dreißig Jahren Besitzer einer Apotheke in Beaver, Pa.

* Ein Minnelied.

— „ich wil mich rüemen, ich mac wol von minne singen,
sît mich diu minne hât, und ich sie han" —
Hartmann von der Aue.

O, wenn minnend ich dich schaue,
Du wonnige, sonnige Maid;
In die Augen blicke, die blauen,
Du schönste der Jungfrauen,
So verschwindet mein Herzeleid!
Sang Hartmann von der Aue.

Nun der lange Winter, der rauhe,
O du Holde, entschwunden ist,
Und der Lenz, voll schöpfrischen Dranges,
Von den kalten Fesseln des Zwanges
Unsre Erde befreit und küßt, —
Sang Hartmann von der Aue; — —

Nun die Blume blühet, die blaue,
Und das Veilchen duftet im Wald,
Und die Vöglein zwitschern und singen, —
Soll mein Minnelied laut erklingen,
Denn die Rosenzeit naht gar bald!
Sang Hartmann von der Aue.

Nun die Maienluft uns, die laue,
Umsäuselt, liebkosend, und wie
Liebestaumeltrunken die Sinne,
Mag ich wohl besingen die Minne,
Denn sie hat mich und ich hab sie!
Sang Hartmann von der Aue.

* An * **

Sollt nicht dem güt'gen Schicksal danken ich?
War's mehr als Neigung, was uns so entzückt hat?
Im Wachen, Träumen, in Gedanken, — dich
Umschwebte ich! — du mich! — — Was uns beglückt hat? — —
Ein zwischen Lieb und Freundschaft Schwanken! — Ich,
Ich groll dem Fatum, das dich mir entrückt hat!

Dem Fatum groll ich! Aber klagen nicht
Will ich! Noch fühle ich dein Händedrücken,
Dein Lippenzittern! Aber sagen nicht
Konnt unser Mund, was sprach aus unsern Blicken.
Eins wissen wir, — laß uns verzagen nicht! —
Geistwahlverwandtschaft darf uns stets beglücken!

* Das ist ein selig Wandern.

Das ist ein selig Wandern!
Der Eine folgt dem Andern;
So geht's bergauf, bergab. –
Und blühtest wie die Ros du,
Doch sinkest in den Schoß du
Des Tods, – ins kühle Grab.

Dein Dichten und dein Trachten,
Ein Sehnen war's, ein Schmachten;
Ein Ringen für und für.
Begeistert Idealen
Bist du gefolgt, – nur Qualen,
Enttäuschung wurde dir!

Du hast gelebt, gelitten;
Im Kampfe mitgestritten,
Weil Unrecht dich empört. –
Nach allem Leid und Kummer
Sehnst du dich nur nach Schlummer,
Den kein Erwachen stört.

Das ist ein ewig Wandern!
Der Eine folgt dem Andern.
Man keucht bergauf, – und dann
Bergab geht's immer schneller. – –
Dein Blick wird immer heller: –
Dich blendet mehr kein Wahn!

* Ballade des Dames du Temps Jadis.

François Villon, 1450.

Sag mir, in welchem Schattenland
Weilt Flora nun, die Römerin? –
Hipparchia? – Wohin entschwand
Thais? – – O sag, wo flohn sie hin?
Was ist des Echos Sprache, Sinn?
Warum erfüllt uns doch mit Weh
Der Klagelaut der Zauberin? –
Ach, wo ist letzten Winters Schnee?

Und Heloise? Am Gängelband
Hielt sie den Abelard; sein Sinn
Der schönen Nonne zugewandt, –
Das stürzte ins Verderben ihn! – –
Auch Buridan konnt nicht entfliehn.[1])
Ihn riß der Seine Strom zur See
Im Sackgarn jener Königin! –
Ach, wo ist letzten Winters Schnee?

Und Blanca mit der Lilienhand, –
Eine Sirenenteufelin?
Und Jeanne d'Arc, – sie, die verbrannt
Die Engländer als Zauberin? –
Und Bertha? – Beatrice? – – Wohin
Sind Alice, – Irmengard? – – – Gesteh
Es mir, o Himmelskönigin!
Ach, wo ist letzten Winters Schnee?

Schlag dir das Grübeln aus dem Sinn,
O Prinz! Und offen nur gesteh:
Wir wissen nicht „woher? wohin?" –
Und wo des letzten Winters Schnee.

---

[1]) Allerdings eine der vielen schönen Fabeln, die sich um das Leben des Philosophen ranken. Buridan lebte nachweisbar noch 1358 als Sechzigjähriger in Paris.
Anmerkung des Herausgebers.

Wilhelm Apel.

Geboren am 16. November 1860 in Elvershausen, Hannover. Erlernte in Northeim die Buchdruckerkunst, war später in Braunschweig in Stellung und seit dem Jahre 1887 in der Druckerei der „Germania" in Milwaukee, Wisconsin.

Der Mutter Schlummerlied.

Die Nacht senkt sich hernieder,
Mein Kind, schlaf ein;
Es weckt dich morgen wieder
Dein Mütterlein.
Die Augen dein, die müden,
Sie fallen zu;
Schlaf, Liebling, nun in Frieden
Und süßer Ruh!

Es kommt, wenn kaum wir schlafen,
Ein Engel sacht,
Der hält bei meinem braven
Herzblättchen Wacht,
Und ihm empfehl ich gerne
Den Liebling mein.
Doch schon erstrahlen Sterne –
Mein Kind, schlaf ein!

Und morgen, wenn gewichen
Die Nacht dem Tag,
Komm ich gar leis geschlichen
Und küß dich wach;
Dann sind vereint wir wieder,
Kind, du und ich! – –
Nun leg dich artig nieder,
Ich bet für dich.

Ich liebe dich!

Ich liebe dich! – Nicht länger kann ich schweigen
Von dem, was heiß mir längst die Brust durchzieht;
Mir ist's, als ob die Vögel in den Zweigen
Der Bäume singen nur dies eine Lied. –
Ich liebe dich! – In jubelnden Akkorden
Tut mir das Herz die frohe Botschaft kund;
Was kaum ich ahnte, es ist wahr geworden,
Und wonnetrunken flüstert es mein Mund:
Ich liebe dich!

Ich liebe dich! – Wenn ich mich schlafen lege,
Seh ich im Traum dein süßes Angesicht;
Und wandle ich des Nachts auf dunklem Wege,
Dann ist dein Bild mein Führer und mein Licht. –
Ich liebe dich! – O, du kannst kaum ermessen,
Was hier in meinem Busen für dich glüht!
Komm, laß uns alles andere vergessen
Und nur dem leben, was im Wort uns blüht:
Ich liebe dich!

Ich liebe dich! – In deinen dunklen Augen
Seh ich den Strahl, der mir verklärt die Welt;
Von deinen Lippen will mein Glück ich saugen,
Indes mein Arm dich fest umschlungen hält. –
Ich liebe dich! – Mein Können und mein Streben
Will gern ich dir und unsrer Liebe weihn! –
Ich gab mich dir! Du hast dich mir gegeben,
Nun stimme auch von Herzen mit mir ein:
Ich liebe dich!

Welt, du bist schön!

Welt, du bist schön! Der holde Frühling hat
Geschmückt dich, seine Braut;
Mit Laub und Blumen ist bestreut dein Pfad,
So weit das Auge schaut!
Der Winter schwand mit seinen Sorgen,
Und abends tönt es wie am Morgen:
Welt, du bist schön!

Welt, du bist schön! Der Sonne heißer Strahl
Erwärmt im Sommer dich!
Es reift die Frucht, und über Berg und Tal
Regt emsig alles sich:
Sieh, wie die Ährenfelder wogen,
Des Obstbaums Zweige sich gebogen! –
Welt, du bist schön!

Welt, du bist schön! Es naht der Herbst heran,
Mit ihm die Erntezeit;
Sieh nur die Gärten und die Felder an:
Die Mahlzeit ist bereit!
Es hat der treue Gott in Gnaden,
Was Odem hat, zu Gast geladen! –
Welt, du bist schön!

Ja, du bist schön! Ob kalte Winde ziehn
Und Schnee das Erdreich deckt;
Ob eis'ge Blumen auch am Fenster blühn,
Uns starrer Winter schreckt! – –
Zu jeder Zeit, an jedem Orte
Möcht immer rufen ich die Worte:
Welt, du bist schön!

Herbstmorgen am Michigansee.

Ich sitz am See! Ein schöner Sonntagmorgen
Entrollt vor mir ein wunderbares Bild:
Milwaukee, meinen Blicken fast verborgen,
Ruht friedlich noch – doch hier der See schäumt wild!
Und dort im Osten zieht auf seinem Rücken
Ein Schiff trotz Sturm und Wellen seine Bahn! –
Das Ganze lichtumflossen! – Mit Entzücken
Seh ich dies Bild voll hehrer Schönheit an.

Ich sitz am See! – Ob laut die Wogen brausen
Und schaumgekrönt sich wälzen an den Strand,
Ob auch die Winde kalt vom Norden sausen –
Ich bin an diese Stätte wie gebannt:
Horch, tönt jetzt nicht in tausend Melodien
Ein Lied von ew'ger Ruhe durch den Wind? –
Mir ist's, als möcht der See hinab mich ziehen,
Und riefe laut: „Komm, müdes Menschenkind!"

Ich sitz am See! Und immer möcht ich lauschen
Auf deiner Wellen Ton, o Michigan!
Denn deine klare Flut, dein wildes Rauschen,
Auf immer haben sie mir's angetan! –
Ich wünsche mir – sprengt einst der Tod die Kette,
Die Geist und Körper aneinander band –
An deinem Ufer meine Schlummerstätte,
Indes der Geist zieht heim ins Vaterland!

August Friedrich Augustin.

Geboren am 19. Dezember 1863 zu Penzlin, Mecklenburg-Schwerin. Kam 1884 nach Amerika. War fünf Jahre Pastor in Kansas. Seit 1890 Geistlicher an der evangelisch-lutherischen St. Johannis-Kirche zu Eau Claire, Wisconsin.

Herbststimmung.

Welch hehre Pracht erblickte heut mein Auge,
Als rasch mich führt das Dampfroß durch das Land.
Ich schau ein Farbenspiel, wie es noch niemals
Des Künstlers Hand gebannt auf Leinewand.

Wohl ist's, wenn sich der Bäume Blätter färben,
Ein Zeichen, daß der Winter steht bereit;
Wohl mahnt die bunte Farbenpracht im Walde
An Tod, an Sterben und Vergänglichlichkeit.

Und doch wie schön! Ist's nicht, als ob sich rüstet
Nach mühevollem Tag Natur zur Ruh?
Der Abend naht; der Schöpfer schmückt sie herrlich.
Sanft lächelnd schließt sie ihre Augen zu.

Und ist mein Lebenswerk dereinst vollendet,
Dann schmückt auch mich mein Herr mit Glanz und Schein.
Drum dünkt mir auch der Tod, Vergehn und Sterben
Nicht schrecklich, sondern süß und schön zu sein.

Berthold A. Bär.

Geboren am 3. März 1867 in Bruchsal, Baden. Lebt seit 1896 in Amerika. Studierte Medizin und absolvierte sein Examen 1888. Als Journalist und Redakteur tätig in Frankfurt a. M., Mannheim und San Francisco. Dr. med. in Philadelphia.

Meine Lieder. — Wilde Rosen. — Zeitkinder. — Wär nicht die Liebe.

Die Tage von Einundsiebzig.

Ich höre den Klang der Trommeten, der Trommel Wirbelgetön,
Ich kenn keine liebern Laute, so frisch, so treu, so schön.
Es wallt mir das Blut in den Adern, wenn ich die Weise hör.
Es ist, als riefe der Hauptmann die Mannschaft „Zum Gewehr!"
Ich bin nur ein alter Krüppel, zerschossen Arm und Bein;
Doch Einundsiebzig marschiert ich mit nach Paris hinein!
Und hör ich der Trommel Laute, hör der Trommeten Klang,
Der Tage von Einundsiebzig denk ich mein Leben lang!

Es focht der Franzmann tapfer, so tapfer als wie wir.
Die Kugeln rissen die Reihen, sie mähten dort wie hier.
Wir gaben Beide aus Liebe zum Vaterland unser Blut,
Für Freiheit, für unsre Ehre, für das, was recht und gut —
Wir hatten nicht zu entscheiden. Wir trotzten Sturm und Wind,
Wir ließen unsre Äcker und ließen Weib und Kind.
Der Franzmann tat dasselbe in patriotischem Drang . . .
Der Tage von Einundsiebzig denk ich mein Leben lang.

Da Friede nun eingezogen auf Gottes weiter Welt,
Geht hin und schmückt die Gräber auf Sedans Schlachtenfeld,
Die deutschen nicht, nicht welsche, fragt nicht, wes Vaters Kind,
Die Helden laßt uns ehren, die dort begraben sind.
Legt Kränze auf die Hügel, wind't Lorbeer um den Stein,
Laßt Hand in Hand uns gehen und ihnen Tränen weihn.
Laßt über den Gräbern tönen friedlicher Weise Klang ...
Der Tage von Einundsiebzig denk ich mein Leben lang.

Ich bin nur ein alter Krüppel, zerschossen Arm und Bein,
Und werde bald selber liegen dort unterm kalten Stein.
Doch eh die Trommete mich ruft zum letzten Zapfenstreich,
Möcht einmal die Gräber schmücken von Deutschen und Franzmann gleich!
Möcht stehen mit Blumen beladen, wie einst mit dem Gewehr,
Zum Zeichen, daß in den Toten ich auch die Lebenden ehr!
Dann strahlt Lichtschein vom Himmel in meine Grabesnacht:
Die Tage von Einundsiebzig, sie haben uns Frieden gebracht!

Ewald F. Bargmann.

Geboren in Schwartau bei Lübeck 1860. Erhielt in Hannover technische Ausbildung für das Baufach. 1888 nach Amerika. Lebt seitdem in Chicago, zuerst als Architekt, jetzt Hauptzeichner der Illinois Zentral-Eisenbahn.

* Die Heimfahrt.

O, komm in mein Schifflein, du träumende Liebe,
Am Steuer schon wartet das schimmernde Glück;
Es führt uns hinweg aus dem Weltengetriebe
Und bringt uns zur sonnigen Heimat zurück.

Schon legt sich der Wind in die hängenden Segel,
Schon winken die flatternden Wimpel vom Mast;
Gesetzt ist der Kompaß nach Schiffermanns Regel,
Nur wir und das Glück sind die einzige Last.

Ich trage dich über die schwankenden Bretter,
Mein Herz ruht an deinem in trunkener Lust;
Es küßt noch im Flüstern der Blumen und Blätter
Der Zephir zum Abschied dir Wangen und Brust.

Schon führt uns mein Schifflein vom duftenden Strande:
Am Bugspriet die Liebe, am Steuer das Glück.
Gerichtet den Kiel nach dem herrlichen Lande,
Nichts blieb in der Fremde, der kalten, zurück.

Nicht fürcht ich den Himmel im schwarzen Gewande,
Es steuert mir sicher mein Schifflein zurück,
Nach der Heimat, dem sonnigen Wunderlande,
Die träumende Liebe, das schimmernde Glück.

* Der Tod und die Zecher.

Im Keller beim Faß, da saßen die Vier,
Und schwärmten und tranken und sangen.
Da klopfte es laut an die Kellertür:
„Gesellen, jetzt gebt euch gefangen!“

„Ihr durstigen Burschen, macht auf die Tür,
Haltet ein mit dem Gläserklingen;
Der Weltenbesieger, der Tod ist hier,
Und will mit euch trinken und singen!“ –

Die Türe flog auf, und im Mondenschein,
Verhüllt vom Mantel die Knochen,
So trat majestätisch der Tod herein,
Als wollt er die Welt unterjochen.

„Hallo, ihr Gesellen!“ so hub er an,
„Ihr seid mir als Zecher gepriesen,
Und wer nicht mit mir trinken kann,
Der wird in das Jenseits gewiesen!

Gebt das beste Lied und den besten Wein,
Euch muß vor dem Tode nicht bangen;
Ein braver Zecher, beim Weine vom Rhein,
Der läßt sich vom Tode nicht fangen.“

Der Erste der Viere ein Sänger war,
Begeistert vom Safte der Reben,
Der sang ihm von tapferer Heldenschar,
Von Liebe, von Glück und von Leben.

Und während er sang, war dem Zweiten schon
Das Bildnis des Todes gelungen;
Trotz Purpurmantel, dem Stern und der Kron
Hat der Maler den Tod bezwungen.

Der Dritte im Bunde ein Dichter war.
Der drückte ans Herz seinen Becher:
„Ich habe getrunken so manches Jahr
Mit so manchem fröhlichen Zecher.

Doch muß ich nun mit dir, du guter Tod,
Und kann sich mein Schicksal nicht wenden,
So laß mich im strahlenden Morgenrot,
Ganz still und alleine verenden.“

Der Vierte, ein Doktor der Medizin,
Aus der Tasche ein Kräutlein brachte,
Dem war die geheime Wirkung verliehn,
Die Betrunkene nüchtern machte.

Das tauchte er rings herum in den Wein,
In lächelnd, sarkastischer Weise;
Doch den Tod überschlug der Doktor fein,
Als lästige Fünf in dem Kreise.

So schwärmten sie weiter beim Becherglanz,
Bis die Tauben im Hofe girrten,
Und der Tod, der tanzte den Totentanz
Auf dem Tisch, daß die Gläser klirrten.

Doch bald lag der Ärmste unter dem Tisch,
Und wimmerte: „Doktor, das Kräutlein!“
Doch die Viere die schwärmten und sangen frisch,
Und ließen den Tod eben tot sein.

Da stahl er sich fort, der trunkene Wicht,
Ohne Purpurmantel und Krone,
Hinaus in das dämmernde Morgenlicht
Mit klappernden Knochen, zum Throne.

Schon zuckte der glitzernde Sonnenschein
Durch die düsteren Kellerbogen,
Da war von dem perlenden Feuerwein
Der Tod um die Burschen betrogen.

Die kletterten freudig dem jungen Tag
Auf der morschen Treppe entgegen.
Indessen der Tod unterm Throne lag,
Und konnte kein Glied mehr bewegen.

E. Washington Baruch.

Geboren am 22. Februar 1869 als Sohn eines deutschen Arztes in New York. Studierte in Berlin, Tübingen, München Medizin. Professor der Pathologie und Bakteriologie an der New Yorker Staatsuniversität. Vorlesungen literarischen Inhalts an der Columbia-Universität, die ersten, die über Richard Wagner an einer amerikanischen Universität in deutscher Sprache gehalten. Tragödie „Herodes der Große" wird, in englischer Sprache zunächst, in New York aufgeführt. Dr. med.

In Vorbereitung: Gesammelte Gedichte.

Gebet.

Hin flieh ich, ihr Götter, zu euch,
Aus des Lebens Mühsal und Nöten,
Hin zu Euch, die, von den Menschen verbannt,
Ihr in stolzer Einsamkeit thront.
Hin stirbt das Ideal.
Hin ist der Menschheit Würde.
Lauthöhnend tritt die Willkür
Der Unschuld auf den Nacken,
Und, frech sich brüstend,
Frohlocken sie – der eigenen Schande.
Laut hebe ich die Stimme,
Gerechtigkeit zu fordern,
Doch steinigend folgt die Menge
Mir grinsend auf den Fersen.
Ich irre von Tür zu Tür
Und suche Liebe –
Und Liebe bieten sie mir,
In goldenen Pokalen,
In seidenen Gewändern. –
Doch – Gift ist in dem Kelche,
Gift zwischen den Nähten,
Gift zwischen den Lippen,
Die schwellend
Mich bruderbrünstig küssen . . .
Wie ekelt mich da der bunten Lüge –
Wie legt es kalt sich mir ums Herz –
Ich fühle meine Seele mir erstarren –
Und einsam rett ich zu euch mich,
Ihr Götter,
Und flehe zu euch,
Und bitte um Gnade
Für dies entweihte Herz,
Für diesen entheiligten Geist. –
Nein, wendet euch nicht von mir.
Noch wankt ich nicht.
Noch tret ich ungebeugten Haupts
Vor euch hin,
Noch blick ich frei zu euch empor,
Ihr Götter,
Ihr, meiner Jugend Götter,
Die meine Seele liebt . . .
Und ich hebe die Hände,
Und bete um Gnade,
Und bete um Kraft –
Um die Kraft der Liebe,
Treu euch zu dienen,
Trotz Hohns,
Trotz Entbehrung,
Und trotz des wütenden Heulens der Meute;
Treu,
Ohn Wanken,
Bis, von der Formen Schranken erlöst,
Der höheren Einheit wiedervereinigt,
Lebendig im All ich versinke . . .

Gebannt.

An meinen Lippen hingst du eine ganze Nacht,
An meinem Busen hast du den seligsten Traum durchwacht,
Gefesselt lagst du da in meiner Liebe Macht,
In meines Herzens Banden – eine ganze Nacht . . .
Ew'gen Gedenkens glühenden Kuß haucht ich da sacht
Dir auf die stolze Stirne . . . Und hast du kühn gelacht

Und frech verlorner Gunst gespottet — habe Acht!
Flöhst du vor mir ans End der Welt — ich halte Wacht —
Ich bin bei dir! — Ich halte dich — Du stehst in meiner Macht!
Vergessen kannst du nimmer, nimmer — jener Nacht! . . .

Nacht.

Komm Nacht — sink hernieder,
Hülle in dein weich Gefieder
Meine müde Seele ein . . .
Leise, leis, daß sie nicht sehen,
Wie uns unter tausend Wehen
Das Blut still aus dem Herzen tropft,
Das erbebend, zitternd klopft,
Als wollt es stille stehn . . .

Komm Nacht — sink hernieder
Hülle in dein weich Gefieder
Meine müde Seele ein . . .
Führ mich in dein stilles Haus.
Ich bin müde, möchte schlafen,
Ruhn von Mühen, ruhn vom Schaffen
In deinen weichen Armen aus —
Komm Nacht — sink hernieder . . .

Carl Ferdinand Bauer.

Geboren am 3. Oktober 1869 zu Crailsheim, Württemberg. 1883 ausgewandert im Alter von 14 Jahren. Seit 1890 Professor am Proseminar der deutschen evangelischen Synode von Nord-Amerika zu Elmhurst, Illinois.

Absage.

Du sagst, ich dichte gar zu viel;
Das könnte nichts Gutes bedeuten.
Wie sprichst du klug, mein liebes Kind, —
Gehörst zu den kritischen Leuten!

Du sagst, ich sei nicht fromm genug.
Nun ja, ich bin kein Mucker.
Ich trinke auch gerne herben Wein,
Und mische ihn nicht mit Zucker.

Du sagst, daß ich zu zärtlich sei.
Wohlan, ich will es lassen.
Den Schnupfen bekommt, wer sich vermißt,
Den Eisberg zu umfassen.

Du sagst, du liebest mich nicht mehr.
Dann muß ich es wohl glauben.
Ich gebe dir dein Wort zurück.
Will dir das Herz nicht rauben.

Leb wohl, mein Lieb, und spinne dich ein!
Vergiß die alten Geschichten!
Ich aber greife zum Wanderstab
Und fahre fort zu dichten.

Doch wenn du einmal elend bist,
Dann laß es mich nicht sehen!
Ich möchte sonst als guter Christ
Zu dir zurücke gehen.

Unglückliche Liebe.

In des Lebens unbewußtes Dunkel
Strahlte mir mit seligem Gefunkel
Einst der Liebe goldner Stern,
Und er ward zu einer Flammensonne,
Und ich schwamm in einem Meer der Wonne,
Und das Ende schien so fern.

Aber ach, in meinem armen Herzen
Wühlen jetzt der Sehnsucht wilde Schmerzen,
Finstrer Gram verzehrt die Brust.
Ohne Freude dehnt sich mir das Leben.
Keine Lieder kann die Muse geben,
So wie einst, voll hoher Lust.

Welche Sonne soll mir ferner scheinen,
Da der helle Strahlenkranz der einen
Mir erlosch in Grabesnacht?
Sterben müssen all die schönen Triebe,
Die, geweckt von jener Sonne meiner Liebe,
Spotteten des Frostes Macht.

Allen Lüften möchte ich es sagen,
Wenn sie stille stehn und wenn sie jagen:
Bringt mein Paradies zurück!
Doch vergebens rufen alle Klagen,
Einsam muß ich meine Leiden tragen;
Blind und taub ist mein Geschick.

Meine Jugend sehe ich vergehen,
Wie die Eiche sinkt im Sturmeswehen,
Kraftlos in ein frühes Grab.
Nimmer kann die Seele Heilung finden;
Als ein Schatten wird der Leib mir schwinden:
Ha, ich steige gern hinab.

* * *

So sprach vor vielen Jahren,
Der dieses Leid erfahren.
Und gern steigt er hinab
Noch jetzt in seinen Keller:
Es ist dem Muskateller
Sein Schlund ein schnelles Grab.

Die Seele ist verrostet,
Da sie des Grams gekostet,
Doch blieb der Leib gesund.
Fast sollte man ihm grollen:
Der Schatten ist geschwollen,
Wiegt dreimalhundert Pfund.

Denn Liebe ist ein Nahrungsmittel;
Die Sehnsucht drin das Stärkemehl.
Und Stärkemehl, so sagt der Meister,
Gibt allemal den besten Kleister.

Sie schläft.

Sie schläft! O laßt sie schlafen,
Und stört mir meine Liebe nicht!
Soeben ist sie sanft entschlummert
Mit einem Lächeln auf dem Angesicht.
Die Haare kräuseln sich zu zarten Fäden,
Daran verschlungne Träume schnell sich reihn.
Sie träumt gewiß von mir und meiner Liebe
Und freut sich, meine Königin zu sein. –
Drum still und laßt sie schlafen,
Und stört mir meine Liebe nicht!

Den weichen Mund geschlossen,
So sitzt sie da und regt sich nicht.
Es zuckt nur schelmisch um die Lippen,
Und jetzt geht's übers ganze Angesicht.
Ich glaube wohl, sie wird im Traume plaudern,
So süß, wie eben sie es nur versteht.
Das böse Schicksal will, ich soll nicht lauschen,
Ich soll kaum sehen, wie das Mündchen geht. –
Doch still, und laßt sie schlafen,
Und stört mir meine Liebe nicht!

Die Hände fromm gefaltet,
So sitzt sie da und regt sich nicht.
Nur ab und zu durchbricht den Schleier
Der langen Wimpern ihrer Augen Licht.
Ein Bild des Friedens und der heitern Ruhe,
Wie eines Engels aus des Himmels Höhn,

Aus ihrem Antlitz strahlt es mir entgegen,
In ihrem Schlafe habe ich's gesehn. –
Drum still und laßt sie schlafen,
Und stört mir meine Liebe nicht!

Du Stuhl von Rohre, dulde
Die leichte Last und knarre nicht!
Ihr Fliegen, hebet euch von hinnen, –
Und kitzelt euer eigenes Gesicht!
Ihr lieben Freunde auch, in deren Kreise
Sie einer Rose gleich emporgeblüht,
Beschwören will ich euch: O tretet leise,
Daß sich des Traumes Ende nicht verfrüht! –
Seid still, und laßt sie schlafen,
Und stört mir meine Liebe nicht!

Sie schläft! Laß ich sie schlafen?
Soll ich sie wecken, oder nicht? –
Sie rückt ein wenig mit dem Stuhle,
Das Köpfchen wendet sich ins grelle Licht. –
Es ist Gefahr; ich darf nicht länger zögern,
Sonst wacht sie mir sogleich von selber auf.
Ich nahe schleichend mich den vollen Lippen
Und drücke herzhaft einen Kuß darauf. – –
Hast du genug geschlafen,
Mein Lieb, und störe ich dich nicht?

Gegen die Liebe.

Die Liebe, ach die Liebe,
Sie ist für mich zu groß.
Die Liebe, ja die Liebe,
Ach, wäre ich sie los!

Ich will zum Nordpol gehen,
Wenn ich den Weg nur weiß.
Vielleicht gefriert die Liebe
Mir dort zu Schnee und Eis.

Wenn das nicht hilft, so ziehe
Ich quer durch Afrika.
Vielleicht verbrennt die Liebe
Im Sand der Sahara.

Und reißen alle Stränge
Und schlägt kein Mittel ein,
So greife ich zur Flasche,
Zur Flasche voll mit Wein.

Ich hab's, ich hab's gefunden;
Das wird das beste sein.
Ich spare alle Mühe,
Und Geld noch obendrein.

Herr Wirt, hol er vom Keller
Den allerbesten Wein! –
Die Liebe, ja die Liebe,
Sie will ersäufet sein.

Es war nur ein Traum.

Mir träumte, ich wohnte in einem Schloß,
Das war gar herrlich zu schauen.
Einst zog ich zur Jagd auf hohem Roß.
Da sah ich die schönste der Frauen.

Wie Schnee erglänzte von fern ihr Gewand,
Wie Sterne die Augen, die blauen.
Ich hielt, verzaubert zur Stelle gebannt,
Und meinte, ein Wunder zu schauen.

Sie winkte mir zu mit der einen Hand.
Ich eilte, um zu ihr zu gehen.
Da habe ich sie gleich wiedererkannt,
Und hab sie mit Freuden gesehen.

Sie war es, um die mein armes Herz
Schon lange geblutet in Wunden.
Im Winde zerstoben ist all mein Schmerz. –
Ich habe sie endlich gefunden!

Es rauschten die Bäume geheimnisvoll,
Und sahen verschwiegen hernieder.
Und leise der Vögel Gesang erscholl,
Als sängen sie Liebeslieder.

Ich führte zum Schlosse mein feines Lieb;
Sie war mir in Treuen ergeben.
Ach, daß mir der selige Traum verblieb!
Ich wollte im Traume nur leben.

Der Traum ist aus, und ich bin allein.
Das nenn ich ein jähes Erwachen.
Das Schloß mag gerne verloren sein.
Deshalb könnt ich immer noch lachen.

Wohin aber ist mir die Liebste mein?
Ich weiß mich vor Leid nicht zu fassen. –
Mein Lieb, warum kannst du nicht bei mir sein?
Warum hast du mich denn verlassen?

Wir waren so glücklich, an Liebe so reich;
Wir hatten den Himmel gewonnen – – –
Es war nur ein Traum, und er schwand sogleich.
Ach, daß mir der Traum so zerronnen!

Es hängt am Truge das arme Herz,
Und es kann ja das Träumen nicht lassen.
Zum Traumbild spricht es in stetem Schmerz:
Warum hast du mich denn verlassen?

Wilhelm Heinrich Benignus.

Geboren am 17. Februar 1861 zu Heilbronn. Kam 1882 nach Amerika. Farmarbeiter. Lebt zur Zeit in New York. Meerlieder und des Wandrers Lieder. – Klänge vom Hudson. – Gedichte und Aufsätze. – Arbeiterlieder. – Kinder des Lichts, im Manuskript fertig.

Ringen.

Ich darf die Tränen, die aus den Tiefen so plötzlich quellen,
Nicht fließen lassen.

Ich muß die Perlen, die warmen, flüchtigen, gedankenhellen,
In Dämme fassen.

Ich würde sonst ja in ihren Fluten
Im Leid ersterben.

Ich könnte sonst ja in Sturmfeuergluten
Nicht Himmel werben.

Sei stark und treu, Herz! Sei Stahl, mein Wille!
Das Unterliegen –

Dem Wandelbaren! Dem Ewiggeist'gen
Allein das Siegen!

Deutscher Geist.

Man heißt den Deutschen Träumer,
Wenn still den Weg er geht,
Doch ist er nie ein Säumer,
Wenn man sein Heil'ges schmäht, –

Dann flammt er auf im Grimme,
Die Blicke Blitze sprühn,
Und seine Reckenstimme
Schallt ehern, kampfeskühn.

Freiheit – sein Heil'ges! Stürmend,
In der Jahrhunderte Gang
Sich Sieg auf Siege türmend,
Er vor zum Ziele drang!
Wie hat er, Erde feuchtend,
Sein Heldenblut versprüht,
Bis „deutsche Einheit" leuchtend
Ist endlich aufgeblüht!

In deutscher Einheit stehen
Auch wir verbündet da,
Wo Freiheitsstürme wehen,
Im Land Amerika,
Wir, die wir „deutschem" Blute
– Stolz sagen wir's! – entstammt,
Wir, die mit Wahrheitsmute
Der deutsche Geist durchflammt!

Hier gilt es jetzt zu kämpfen! –
Doch nicht im Bruderkrieg,
Doch nicht in Schlachtendämpfen,
Doch nicht zum blut'gen Sieg.

Es gilt machtvoll zu schwingen
Das scharfe Geistesschwert,
Im Geisterkampf zu ringen,
Der deutschen Ahnen wert!

Blutlose Siege winken,
Lichtziele leuchten, die
Nicht in dem Zeitstrom sinken,
Die nie erlöschen, nie!
O Liebesflammengluten!
„Ihr Menschenbrüder mein,
Dem Wahren, Schönen, Guten!" –
Soll unsre Losung sein!

Führ an, du Geist der Liebe!
Führ an, du Geist der Tat,
Der im Weltsturmgetriebe
Stets treu geführet hat!
Du Gott, der allen Seelen
Die Lichtesbahnen weist,
Mögst du mit Mut uns stählen!
Führ an, du deutscher Geist!

Ihr könnt den Geist nicht dämpfen!

Ihr könnt den Geist nicht dämpfen!
Ich bin so, wie ich bin!
Ich will mich vorwärts kämpfen
Zum lichten Ziele hin!
Ich beug mich nicht Tendenzen
Und keinem Redakteur!
Bei Seelen, die ewig lenzen,
Da findet mein Wort Gehör!

Die Welt, die ich mir schaffe,
Die ist nicht jedermanns!
Die mich umgibt, die schlaffe,
Ich form sie mir! Ich kann's!
Was kümmert mich Spott und Höhnen,
Die Fratze, die ihr zieht!
Laut, mit Posaunendröhnen
Rausch hin, mein streitbar Lied!

Gottlieb C. Berkemeier.

Geboren 1855 in Pittsburg, Pa. Studierte in Deutschland Theologie. Seit 1886 Direktor des Wartburg-Waisenhauses Mount-Vernon, New York. Doctor Divinitatis.
Hirtenschalmei.

Zeigt mir den Mann, der Kinder liebt.

Zeigt mir den Mann, der Kinder liebt,
Mitlacht, wenn sie voll Jubel sind,
Mitweint, wenn sie von Schmerz betrübt,
Und sanft und freundlich, lieb und lind.

Den Mann, den muß ich achtend ehren,
Sei wer er will, ich sag es keck, –
Und sag es laut, daß all es hören:
Der hat das Herz auf rechtem Fleck.

Im Kleinen treu.

Theodor Fliedner, dem Erneuerer der weiblichen Diakonie.

„Im Kleinen treu!“ drum hat dich Gott bestellt,
In seinem Reiche Großes zu erbauen,
Und tausendfält'ge Lebensfrucht zu schauen,
Denn „klein und treu“ dem Herrn gar wohl gefällt.

Dem Senfkorn gleich, so ist auf dürrem Feld [gangen,
Das Glaubenswerk der Liebe aufge-
Der Baum, an dem nun goldne Früchte hangen,
Von Gnad betaut, vom Sonnenlicht erhellt.

Fest steht der Baum, die Wurzeln tief gesund,
Er ragt empor mit reichen, vollen Kronen,
Unzählige in seinem Schatten wohnen
Und preisen Gottes Gnad mit frohem Mund.

Ein grüner Zweig von jenem Lebensbaum
Ward uns gebracht vom Vaterland, dem alten;
Nun gilt's, das Zweiglein pflegen und erhalten,
Daß es gedeihe in dem neuen Raum.

Drum lernen wir von jenem Glaubensheld:
„Im Kleinen treu“ das Pflänzlein wohl zu pflegen,
Damit im Schatten ruhn auf heißen Wegen
Die Müden auch in dieser neuen Welt.

Wenn wir nur wollten.

Wenn wir nur wollten! – wieviel könnt geschehen,
Hilfe zu schaffen, wo Jammer und Not;
Wenn wir nur wollten! – wie bald würd man sehen
Rettung und Heilung, wo Sünde und Tod!
Wenn wir nur wollten! – ei, Berge versetzen
Könnte der Glaube in göttlicher Kraft;
Statt nur zu wünschen, zu hoffen, zu schwätzen,
Hätten wir Christen längst Wunder geschafft.

Wenn wir nur wollten! — der Feind müßte sinken,
Kämen gleich wider uns Scharen zu Hauf!
Tausend zur Rechten, zehntausend zur Linken
Sollten nicht hemmen den siegreichen Lauf.
Wenn wir nur wollten! – wir müßten durchdringen.
Gott und der Glaube verliert keine Schlacht!
Wenn wir nur wollten! – es müßt uns gelingen,
Müßt uns gelingen, noch eh wir's gedacht!

Wenn wir nur wollten! – wir könnten erfüllen
Unseres Meisters hochheilig Gebot:
Tränen zu trocknen und Seufzer zu stillen,
Liebe zu üben in jeglicher Not;
Linderndes Öl sollte heilkräftig fließen,
Tief in die klaffenden Wunden der Zeit;
Hilfreiche Hand sollte jeden bald grüßen,
Jeden, der jammernd am Wege noch schreit.

Wenn wir nur wollten! — es müßte verstummen
Bald des Verleumders todgiftiger Mund;
Wenn wir nur wollten! — wir hätten errungen
Frieden und Liebe und Bruderbund.
Statt alten Hader aufs neue zu schüren,
Trennung zu stiften in fleischlicher Wut,
Könnte, ach, sollte uns Eintracht regieren,
Wenn wir nur wollten! — es ginge so gut!

Wenn wir nur wollten! — wir könnten vergessen
Voriger Tage Erbittrung und Groll;
Wenn wir nur wollten! — wir könnten ermessen
Wie doch das eigene Sündenmaß voll;
Statt unserem Bruder die Zähne zu zeigen,
Trotzig auf eigenem Recht zu bestehn,
Könnten, ach, sollten wir selber uns beugen,
Selber beim Herrn uns Vergebung erflehn.

Wenn wir nur wollten! — es könnte auf Erden
Manches so lieblich und himmlisch schon sein;
Steine selbst müßten uns Zeugen dann werden,
Und auf zur Ehre des Höchsten schrein:
„Seht, wie die Christen so innig sich lieben,
Seht nur des Glaubens hochheilige Kraft,
Wie er geschickt macht zum Dulden und Lieben,
Wie er die Menschen so neu hat gemacht!"

Wenn wir nur wollten! -- wer könnte noch fragen,
Ob es der Wille des Vaters auch sei?
Hörst du nicht Ihn, Seinen Sohn, dich anklagen,
Klagen mit Seufzen und Tränengeschrei:
„Ach, daß ihr hörtet mein freundliches Locken!
Eilt, schon der Zorn des Gerechten euch grollt;
Wehe den Bösen, die selbst sich verstocken,
Wer kann noch helfen, wenn — ihr nicht gewollt!"

Georg von Bosse.

Geboren am 3. November 1862 in Helmstedt. Kam 1889 nach New York. War einige Jahre Leiter der St. Johannes-Waisenheimat zu Buffalo. Jetzt evang.-luth. Pastor zu Liverpool, New York.

An meinen Sohn.

Stolz darfst du nennen dieses Land
Dein schönes großes Vaterland, —
Wo frei das Sternenbanner weht,
Am Eingangstor „die Freiheit" steht.

So zeig dich würdig seiner Helden,
Von denen kühne Taten melden, —
Die einst im heißen Kampf erstritten
Die Freiheit von dem Joch der Briten.

Vergiß nicht jener tapfern Scharen,
Die, um der Einheit Band zu wahren,
Drum kämpften, treu, mit hohem Mut,
Und gerne gaben Gut und Blut.

Gedenk der Männer, deren Taten
Den rechten Bürgersinn verraten,
Und deren Namen strahlend glänzen
Weit über unsres Landes Grenzen.

Stehst dann du selbst in Edler Reihn,
Und darfst des Landes Wohl dich weihn,
Dann blick ich stolz auf dich, o Sohn,
Als meiner Sorge schönsten Lohn.

Doch eins noch will ich dir vertraun:
Dein Vater kam aus deutschen Gaun, –
Dem Land, das manchen Held gebar, –
Wo alle Herzen treu und wahr.

Und Deutsche hier zu jeder Zeit,
Sie haben ihre Kraft geweiht
Der schönen Braut Columbia,
Blieb auch das Herz der Mutter nah.

Sie wirkten still mit treuem Sinn
Fürs Landeswohl, ohn Selbstgewinn,
Und an so manchem deutschen Herd
Preist man im Lied Columbia wert.

Drum schäm dich nicht vor deutschem Namen,
Daß du entsproßt aus deutschem Samen;
Es sei dir stets der deutsche Laut,
Wie deine Mutter, lieb und traut.

Und wenn ich, Sohn, gestorben bin,
So nimm dies als Vermächtnis hin:
Pfleg deutsche Art und deutsche Sitte
In deines künft'gen Kreises Mitte.

Sic transit gloria mundi.

St. Louis 1904.

Hoch seh ich ragen jene stolze Stadt,
Umgeben von des Waldes grünem Kranz; –
Was nur des Menschen Geist ersonnen hat,
Hier zeigt es sich in wunderbarem Glanz,

Ein edles Ringen um des Ruhmes Krone
Umschließt in friedlichem Verein
Die großen Völker jeder Zone,
Vom Mississippi bis zum Nil und Rhein.

Und abends, wenn die dunkle Nacht
Den Schleier webt um all dies Schöne,
Dann glüht es auf in märchenhafter Pracht,
Daß rings das Licht des Menschen Werke kröne.

Doch horch! Schon hör ich Axte sausen
Hernieder auf den stolzen Bau.
Mein Herz erfaßt ein banges Grausen.
Ach, der Zerstörung Werk ich schau!

So Großes auch der Mensch vollbracht,
Für eine Ewigkeit steht's niemals da,
Laut die Vergänglichkeit und höhnend lacht:
Sic transit mundi gloria.

* Die entschwundene Heimat.

O Elternhaus, o Heimat traut!
Du meiner Kindheit Zauberland!
Du wonnesamer Mutterlaut!
Du warme, treue Vaterhand!
Was liebres -- laut das Herz es spricht! –
Als meine Heimat gibt es nicht.

Sah fremder Städte stolze Pracht,
Und war entzückt von ihrem Bau,
Viel Schönes mir entgegenlacht,
Wohin ich immer geh und schau, –
Jedoch das Herz im Busen spricht:
Die alte Heimat ist es nicht.

Ich stand auf hohen Berges Zinne
Und schaute weit bis an das Meer,
Doch ob berauscht auch meine Sinne
Von dem Erhabnen rings umher, –
Das Herz im Busen leise spricht:
Die schöne Heimat ist es nicht.

Ich schritt durch segensreiche Auen,
Sah mächt'ger Flüsse Silberband,
Sah wunderbar den Himmel blauen,
Wähnt mich in Paradieses Land, –
Doch überall das Herz mir spricht:
Die traute Heimat ist es nicht.

Die neue Welt gab endlich Rast,
Gab mir ein trautes Heim,
Und doch – wohl frei von mancher Last –
Regt sich der Sehnsucht Keim,
Und leis das Herz im Busen spricht:
Die liebe Heimat ist es nicht.

Kehrt nach so manchem langen Jahr
Zur alten Heimat froh zurück.
Die Luft war lind, der Himmel klar,
Der Sinn so frei, so hell der Blick, –
Doch ahnungsvoll der Herzschlag spricht:
Die alte Heimat ist es nicht.

Voll Wehmut starr ich unverwandt: –
Ist das der alten Heimat Bild,
Das stets mir vor dem Auge stand,
So lieblich, traut und mild?
Und dumpf und bang der Herzschlag spricht:
Das ist die alte Heimat nicht!

Verändert alles rings umher,
Und alles mir so neu und fremd!
Die teuern Eltern sind nicht mehr,
Kein Freundesgruß den Schritt mir hemmt.
Ich fühl wie wahr das Herz es spricht:
Fand mehr die liebe Heimat nicht.

Mein Blick sich tränenfeucht erhebt.
Ich fleh zu meinem Gott empor:
Richt auf das Herz, das zuckend bebt!
Die ird'sche Heimat ich verlor. –
Doch gib, daß ich, dein armes Kind,
Gar bald die ew'ge Heimat find!

Udo Brachvogel.

Geboren 1835 zu Herrengraben bei Danzig, studierte zu Bonn, Heidelberg, Breslau Rechte. 1860—1866 in Ungarn. Kam 1866 nach Amerika. Ging 1867 nach St. Louis, wo er unter Carl Schurz und neben Emil Pretorius Redakteur an der „Westlichen Post“ wurde. Trat 1878 in die Redaktion des Rudolph Lexow'schen „Belletristischen Journals“ in New York. 1887 in Omaha, Nebraska, Geschäftsführer der Germania-Lebensversicherungsgesellschaft. Seit 1895 wieder in New York als Schriftsteller und Journalist. Dr. jur.

Jugendgedichte.

Das deutsche Lied in Amerika.

Seit, milder als der Mensch, das Meer
Arions Singemund einst trug
Hin über sein Gewog, auf der
Delphine Hals, statt Schiffes Bug:
War stets auch in des Meergotts Wacht
Der Sänger treu und gut bewahrt,
Wenn er mit seinem Lied als Fracht
Sich ihm vertraut zur Wagefahrt.

Zur Wag- und Weltenfahrt, wie da
Auf seinem Westwärtssiegerlauf
Der Spanier fand Amerika,
Und der Germane, gleich darauf,
Mit seiner ersten Pilgerschar
Dieselbe Weltmeerstraße fand:
Da sprang vom deutschen Kahn, fürwahr,
Der erste Sänger auch ans Land.

Und was er sandte, dankvertrau'nd,
Nach Meernacht da zum Himmelsblau,
Es war ein Lied, ihn selbst erbau'nd
Bei seiner ersten Hütte Bau.
Und wo die Richt- und Lichtaxt er
Fortan in Prairie hob und Wald,
Hat allezeit auch rings umher
Von seinem Lied es widerhallt.

Seitdem, – welch stolzer Bau ward hier?
Soweit Columbias Adler zieht,
Ein ganzes neues Deutschland schier
In Rat und Tat, in Sitt und Lied!
Ja, Sitt und Lied, – mit diesen zwein,
Vom alten Heimatsglanz umstrahlt,
Hat Deutschlands Sohn vollauf allein,
Was je dem Gast ward, heimgezahlt.

Verklärt hat er dem Landessohn
Damit den Bet- und Arbeitstag,
Und selber ihn gelehrt auch schon,
Wie er sich ihn verklären mag.
Und als Verrat am eignen Herd
Des Bruderkrieges Brunst entfacht,
Tauscht er, gleich jenem, Pflug für Schwert;
Ging singend er mit ihm zur Schlacht.

Wo singt man nicht das deutsche Wort
Auf dieses Landes Riesenplan,
Vom Südgolf zu den Seen im Nord,
Von Ozean zu Ozean?

Ja, übers Weltmeer weiter schwang
Vom Sternenbanner sich's beschwingt,
Bis es von Cubas Höhen klang,
Und aus Manilas Dschungeln klingt.

Und wenn sich dieser Riesenplan,
Wie's kommen muß, einst polwärts streckt,
Und dort des Britten Weltherrnwahn
Mit ew'gem Eis und Schnee bedeckt;
Dann seid gewiß, daß auch dahin
Der Sternenbanner-Deutsche zieht,
Und erst, wo jeder Hauch dahin,
Ihm auf der Lipp erstirbt sein Lied.

So singt und klingt es immerdar,
So lebt, so hebt das deutsche Lied
Sein eignes Adlerschwingenpaar,
Soweit Columbias Adler zieht.
All ihrem Volk tief ins Gemüt
Ward's längst geimpft und eingebrannt,
Und mit dem letzten Sänger zieht
Das deutsche Lied erst aus dem Land!

La Cuba libre.

(Geschrieben im April 1898, als die das Signal zum amerikanisch-spanischen Kriege gebende Nachricht von der Zerstörung des Ver. Staaten Schlachtschiffs „Maine“ im Hafen von Havanna durch die Spanier über die Union flog.)

Nun, Freiheitsgöttin, gürte
Dein Kreuzmeer nah und fern!
Aufsteigt aus Palm und Myrte
Dir dort ein neuer Stern,
Wo, jede Fülle regnend,
Ein ew'ger Frühling weht,
Und über allem segnend
Das Kreuz des Südens steht!

Aufsteigt er an den Borden
Der blauen Tropenflut, –
Doch erst seit sie geworden
Ein einzig Meer von Blut;

Seit eines Zwingherrn Wüten
Durch Fronden unerhört
An ihr von Frucht und Blüten
Ein Paradies zerstört;

Und seit in ihr, zu häufen
Das Maß treuloser Schmach,
Den Sternen er und Streifen
Das Völkergastrecht brach,
Wie es noch nie gebrochen,
Seit Mensch der Mensch, und seit
Der Sklav selbst mag drauf pochen,
Daß er als Gast gefeit.

* * *

Als du vom Weltenahner
Colon einst übers Meer
Geführt wardst, Castilianer,
Wie keiner noch vorher:

Wie kamst du da gezogen
Auf drei Nußschalen bloß
Durch Wetter, Wind und Wogen, –
So klein und doch so groß!

Wie triebst durch Flut und Riffe
Des Meers du unzerschellt
Und hobst mit einem Griffe
Aus ihm die neue Welt,
In Flutenperlen funkelnd,
Von Palmenpracht umsäumt,
An Schätzen überdunkelnd
Was Habgier je geträumt.

*

Und was ist heut geblieben
Von deinem Fabelreich,
Des Ruhm einst stand geschrieben
Dem Ruhm Alt-Romas gleich?
Die einst dem Meer entnehmen
Du durftest stahlumerzt,
Wie eines Schemens Schemen
Hast du die Welt verscherzt.

Heut nur noch – Torreador,
Dein Stolz – des Bettlers Trotz:
Bist du als Konquistador
Nur noch ein Ziel des Spotts.

*

Doch wie du blind geprahlt auch
Und dein Hidalgo-Wahn:
Du hast seitdem gezahlt auch
Mit Auge und mit Zahn.
Schritt ward um Schritt gerochen
Zuletzt dein Blutfron doch,
Und Stück um Stück gebrochen
Dein Konquistadorjoch.

Und heute ist gekommen
Der letzten Rechnung Fest,
Da von dir wird genommen
Des letzten Restes Rest

*

Horch, wie von Streitesrufern
Es jetzt im Norden gellt!
Es tritt aus ihren Ufern
Die Sternenbannerwelt:
Als ob aufs neu sie fiebre
In eignen Freiheitswehn,
So schallt ihr „Cuba Libre!"
Vom Golf bis zu den Seen.

Wie setztest sporentönig
Du ihr aufs Haupt den Fuß,
Und schicktest deinem König
Von ihr den Huld'gungsgruß:
„Daß er ein Reich nun habe,
Darin ob Land und See
Die Sonne nie zu Grabe,
Gleich seiner Allmacht, geh!"

*

Du konntest nur erraffen.
Mit Gott und Geiz bewehrt,
Ward dir der Glaube Waffen.
Das Kreuz – ein Plündrerschwert.

Erraffend und erpressend,
Nur vor dem Priester bang,
Doch, was der Mensch, vergessend.
So gingst du deinen Gang,
Gleich einem Strafgerichte.
So schrieb dein Frevelmut
Der neuen Welt Geschichte
In Ketten, Tränen, Blut.

*

Von dem, was einst sich streckte
Als Neu-Hispania
Und als dein Reich bedeckte
Schier ganz Amerika.

Das Märtyr-Eiland, bergend
So lang des Colon Staub,
Und das, am längsten schergend,
Du hieltest fest als Raub:
Auch ihm schlägt jetzt die Stunde,
Da hell im Osterglühn
Aus jeder Dornkranzwunde
Ihm Freiheitsrosen blühn!

*

Du aber wahr die Klinge,
Die dir von Cortez blieb,
Daß sie dir jetzt nicht springe
Gleich auf den ersten Hieb.
Und, wenn im Kampfgewitter
Du nichts auch mit ihr zwingst,
Doch die Toledosplitter
Du heim nicht ehrlos bringst!

Denn daß dir Mildres werde,
Als, wenn die Stunde schlägt,
Du von des Colon Erde
Wirst ganz hinweggefegt:
Das hoffst du selbst wohl nimmer
Jetzt, da herein dir bricht
Zum Abschluß und für immer
Im Freiheitssternenschimmer
Das neue Weltgericht!

Ein Grüner.

Nicht stammst vom Harz du, oder
Schwarzwald,
Nicht beugte dich der Alpen Föhn,
Du bist ein Neuweltsohn, dich sandten
Der Alleghanies wald'ge Höhn.
Und dennoch blickst du auf mich nieder
In deinem grünenden Gewand,
Als kämst du eben grün von drüben,
Wo einst auch mir die Wiege stand.

Wie Blut umspielte deine Ahnen
Der Rothaut Lagerfeuerglut, –
Es wird um dich verklärend fließen
Der Weihnachtkerzen Silberflut.
Sei mir gegrüßt, Amerikaner,
Vom Strahle deutschen Lichts geküßt,
Wie uralt auch dein Landesstammbaum,
Sei mir als Grüner froh gegrüßt!

Und wo von deutschem Wort um-
klungen,
Du in der Armut engem Raum,
Wo in des Reichtums goldnem Prachtsaal
Du flammen wirst als Weihnachtsbaum:
O mache auch den letzten Winkel
Und auch das letzte Herz erhellt,
Im Lichterglanz der alten Heimat,
Im Hoffnungsgrün der neuen Welt!

Doch wo umtönt von fremden Lauten
Du strahlen wirst im Feuerkleid,
O strahle ihnen in das Herz auch,
Das ganze Herz der Weihnachtszeit!
Und wie gering und ungeschickt auch
Der Schmuck, der dir beschieden ist;
Vergiß es nicht, daß du ein Grüner
Und darum ein Erobrer bist!

Ja, ein Erobrer und ein Sieger,
So wandle deinen lichten Gang!
Uns aber sei und bleib auf immer
Ein voller, ganzer Heimatklang.
Was mit ins neue Land wir brachten
Gemütvoll tief und flammend kühn;
Das lehr uns wahren! Des zum Pfande,
Du Grüner, bleib uns ewig grün!

Paul Brandner.

Geboren 1852 im Pfarrhaus zu Weißdorf, Bayern. Studierte Architektur an der technischen Hochschule in Stuttgart. Fünf Jahre im Reichsdienst in Straßburg. Kam 1883 nach Amerika. Hat in östlichen Städten verschiedene öffentliche Gebäude geplant und ist seit 1890 in New York.

In Vorbereitung ein dramatisches Gedicht.

* Wie zum Bach sich neigt die Weide.

Hülle nur die schönen Augen
In der Wimpern zarte Seide;
Neig zum Busen Haupt und Locken,
Wie zum Bach sich neigt die Weide.

Wie zum Bach sich neigt die Weide,
Kosend mit dem Puls der Welle,
Also zittern deine Locken
Auf des Busens Doppelquelle.

Wie in lauen Sommernächten
Tau sich auf die Zweige gießet,
So der feuchte Hauch der Lippen
In den Locken dein zerfließet.

Wenn die Wasser träumend rauschen,
Kommen Sternlein aufgegangen; –
Aber deine süßen Äuglein
Sind vom Flor des Leids verhangen.

Weil die meinen kühn und brennend
Rastlos nach den deinen zielen,
Mit den schönen muntern Augen
Willst du jetzt Verstecken spielen.

Doch es ist dein Herz beim Spiele
Mit dem Schein im Widerstreit,
Denn es hat dein schwerer Atem
Nicht des Schlafes sanfte Breite.

Und wie Döglein sich im Schlafe
Unbewußt zum Flug bewegen,
Also seh ich deine Lippen
Schwellend sich zum Kusse regen.

Und ich bebe. Was der Seele
Deine Schönheit abgerungen,
Flüstr' ich leis; – lägst du im Schlafe,
Jeder Laut wär dir verklungen. –

Doch von Schauern süß durchflossen,
Wogen deine weißen Brüste; –
Und ich lande, sturmgetrieben,
Jetzt an meiner Sehnsuchts Küste. –

Ein Scholarenstückchen.

„Wenn ich zu einem Trunke
Dich lud aus meinem Krug,
So leer ihn auch, Hallunke,
Auf einen einz'gen Zug!"
So sprach mit neck'schem Winken
Der Herzog zum Scholar;
Ihm schien, als ob im Trinken
Der Bursch ein Neuling war.

Blutjung, kaum zwanzig Jahre,
Windhündig lang gestreckt,
Die Schuhe, Wams und Haare
Vom Straßenstaub bedeckt,
Ermüdet von der Reise,
Doch Herz und Auge klar,
So stand im lust'gen Kreise
Der fahrende Scholar.

Vor ihm der Krug, in Breite
Und Höh ein Fäßchen schier!
Er schätzt des Bauches Weite
Und Inhalt mit Begier;
Indes er mit den Händen
Den eignen Leib bemißt,
Ob zwischen seinen Lenden
Genügend Raum auch ist.

Obwohl von trock'nem Magen
Und Gaumen durstgeplagt,
Vor solchen Trunkes Wagen
Er dennoch fast verzagt;
Doch als der Zecher Johlen
Und Spott ihm schlägt ans Ohr,
Da blitzt der Schelm verstohlen
In seinem Aug empor.

„Durchlaucht, bei Rolands Schwerte!" –
Er spricht in kühnem Ton, –
„Manch solchen Humpen leerte
Auf einen Zug ich schon;
Doch wenn ich's recht beteure,
Nach eignem Maß und Ziel,
So hält an Wein der Eure,
Ein Tröpflein just zu viel.

Und dieser eine Tropfen,
Käm er mir in den Mund,
Tät mir die Kehl verstopfen,

Als wär's vom Faß der Spund;
Ich brächt nichts mehr hinunter,
Und wär's ein Mückenzahn;
Es wär fürwahr ein Wunder,
Erstickt ich nicht daran!

Und eh ich ihn genösse,
Ich wollt, so leid mir's tät,
Daß in der Gosse flösse
Der Wein, wie Kot verschmäht.
Der Tropfen bringt Gefahren
Mir, Herr; doch ich erklär:
Wollt Ihr mir ihn ersparen,
Trink ich den Becher leer!" – –

„Fehlt dir nicht mehr im Zuge,
So sei, daß dich's nicht kränkt,
Von allem Wein im Kruge
Ein Tropfen dir geschenkt;
Doch läßt du mehr vom Weine
Im Krug, am Kinn und Rock,
Spannt man dir Arm und Beine
Drei Tage in den Block!" –

Herr Heinrich also kündet
Die Strafe wie den Lohn;
Doch wer von Lust entzündet,
Vergißt der Strafe Hohn.
Und wär ihm Tod beschieden:
Vor ihm perlt goldner Wein!
So nickt er denn zufrieden;
„Ich geh den Handel ein!"

Legt Stab und Ränzel nieder
Und wirbelt drauf den Hut,
Reckt seine steifen Glieder
Und lächelt wohlgemut,
Bläst auf die glatten Backen,
Schnauft sich die Kehle klar,
Und schüttelt in den Nacken
Das lange, wirre Haar.

Dann hebt mit einem Rucke
Den Krug er auf zum Mund,
Und gibt in gier'gem Schlucke,
Was er an Durst litt, kund;
Und diesem zu genügen,
Ist sein Beginnen gut,
Man merkt an seinen Zügen,
Wie wohl der Trunk ihm tut.

Schon sinkt beim Höherschwingen
Des Krugs sein Haupt zurück,
Schon glaubt man, daß gelingen
Ihm wird das Wagestück;
Als er auf einmal zaudernd
Und gurgelnd innehält,
Ihn absetzt und dann schaudernd
Zurück zur Tafel stellt.

„Ei schaut!" – „Nur halb getrunken!" –
„Ein schöner Tropfen!" – „Wicht!" –
„Hinaus mit dem Hallunken!" –
„Zum Block, das Milchgesicht!" –
So schallt's von allen Tischen;
Bis er die Hand erhob,
Daß endlich Schrein und Zischen,
Zu hören ihn, zerstob.

Zum Herzog er sich wendet:
„Gestrenger Herr, verzeiht,
Ich hab noch nicht beendet,
Wozu ich gern bereit!
Und wollt Ihr nur gewähren,
Erzähl ich schlicht und klar,
Warum den Krug zu leeren
Mir ganz unmöglich war!

„Ich war im besten Trinken,
Ich fühlte kühl und rein
Durch meinen Schlund versinken
Den Gott gepriesnen Wein;
Als – eh ich's recht erfaßte –
Inmitten eines Schwalls,
Der Tropfen, der verhaßte,
Mir kam mit in den Hals.

Als ihn die Zunge spürte,
Schloß sich die Kehl im Nu;
Es war fürwahr, als schnürte
Mir eine Hand sie zu.
Die guten Tropfen flossen
Hindurch noch Stück für Stück;
Der böse, ausgeschlossen,
Blieb mir im Mund zurück." –

Just kommt ein ungenossen
Weintröpfchen, wie er spricht,
Herab aufs Kinn geflossen,
Das noch kein Bart umflicht;
Mit rasch gefaßtem Witze
Verstellt er ihm den Lauf
Und fängt es auf der Spitze
Des Fingers richtig auf.

Zeigt's so umher im Kreise:
„Hier halt ich ihn zurück,
Der in so tück'scher Weise
Verdarb mein Meisterstück!
Wenn der im Kruge unten
Anstatt inmitten lag,
Ihr hättet ausgefunden,
Was ich zu tun vermag!"

Dann reibt er mit dem Finger
Das Tröpflein in die Hand.
„Hinweg, du Sorgenbringer!"
Er rief's – und es verschwand.
„Hinweg, du Geist, du schlimmer,
Zur Hölle geh dein Flug!
Daß meine Zung dich nimmer
Ertappt in meinem Krug!"

Manch Schwelger saß, im Banne,
Stockstill auf seiner Bank.
Hier stierte in die Kanne
Wohl einer, jener trank;
Ein weniger bezechter,
Durchschauend den Betrug,
Mit schallendem Gelächter
Die Faust zum Tische schlug.

Der Herzog, kein Verächter
Von einem frischen Witz,
Stimmt ein in das Gelächter:
Da lacht's von jedem Sitz.
Und der so gut gesponnen
Sein Garn, steht unverzagt.
Er sieht sein Spiel gewonnen,
Das er so kühn gewagt.

Bei gutem Atem wieder,
Mit neuem Durst begabt,
Schaut er zum Reste nieder
Des Weins, der ihn gelabt;
Führt nochmals jetzt zum Munde
Den halbbezwungnen Krug
Und leert ihn bis zum Grunde
Auf seinem zweiten Zug.

Dann mit gestürzter Kante
Er auf den Tisch ihn setzt;
Kein Tröpflein von dem Rande
Die Eichenplatte netzt.
„So aller Wein verschlungen,
Tat ich wohl meine Pflicht;
Nur den ich ausbedungen,
Den Tropfen, trank ich nicht!" –

Da schlägt in seine Hände
Herr Heinrich laut und lacht:
„Du hast zu gutem Ende
Dein keckes Spiel gebracht!
Zum Ziel gar oft, mein Junge,
Sich Witz schrittweise schleicht,
Wenn's auch in einem Sprunge
Des Meisters Kunst erreicht!"

* Rückblick.

Habe manches Land durchfahren,
Manche Straße abmarschiert,
Mit der Wandervögel Scharen
Rastend hier, und dort kampiert.
Habe wohl in tausend Schänken
Meiner Kehle Durst gestillt,
Und gar oft muß ich noch denken
An so manches traute Schild.

Tieren, die am Wagen zogen,
Wich ich wohl behende aus;
Bin zu ihnen eingebogen,
Prangten sie vor einem Haus:
Weiße Rößlein, Lämmer, Hähne;
Hirsche, Bären; Ochs und Schwan;
Löwen mit gespreizter Mähne
Hatten mir es angetan.

Und, des Schöpfers Werk zu krönen,
Dirnen, braun und blond gezöpft;
Manche der gesunden Schönen
Hat mir kühlen Trank geschöpft.
Manche hat mir hinterm Rücken
Gastwirts heimlich zugeglänzt,
Und im raschen Anmichdrücken
Ihre Lippen auch kredenzt.

Mondlichtschein und Becherklingen
Doppelt Herz und Sinn entfacht.
Von der Straße helles Singen
In der würz'gen Sommernacht.

Ernste Reden, frohes Scherzen,
In dem Kreis der Gästeschar;
Langes Trinken, flücht'ges Herzen, –
Wie das doch so köstlich war!

Mit dem Willkomm schon erkoren,
Kaum vereint und schon entzweit,
Wie gefunden, so verloren,
Kaum zum Abschiednehmen Zeit;
Müde Einkehr, leichtes Scheiden,
War die Barschaft auch verzehrt: –
Glück und Jugend, ach, ihr beiden
Wart auch einmal mir beschert!

Johannes Braun.

Im Jahre 1857 zu Marienwerder, Westpreußen, als Sohn des Oberregierungsrates Friedrich Braun geboren. Studierte in Berlin Mathematik und Naturwissenschaften. Kam vor zwanzig Jahren nach den Vereinigten Staaten. Seit 1892 in Passaic, New Jersey, in seinem Spezialfach Chemie tätig. Dr. phil.

Stilles Heldentum.

Es gibt ein stilles Heldentum,
Das ist gar schwer zu tragen,
Und bringt dem Helden wenig Ruhm:
Das Heldentum Entsagen.

Ein andres stilles Heldentum,
Gleich wert wohl dem Entsagen,
Das erntet auch nicht lauten Ruhm:
Das Heldentum Ertragen.

Wer ohne Neid auf andre kann
Entsagen und ertragen,
Und dazu noch, als rechter Mann,
Entbehren ohne Klagen,

Darf so dem Leben wie dem Tod
Erprobt ins Auge schauen;
Besiegt den Tod, besiegt die Not,
Und darf sich selbst vertrauen.

* An eine Vorangegangene.

Du hast vollbracht! Zum stillen, ew'gen Schlummer
Schloß sich dein Auge, dessen Strahl so licht!
Wir stehn um dich, und sehn mit stillem Kummer
Zum letztenmal dein liebes Angesicht.

Wir sehen dich, wie du zuerst im Leben
Um uns gespielt, ein frohes, heitres Kind,
Wie dann von Lenzes Sonnenschein umgeben,
Der Jugend Tage dir verstrichen sind.

Wir sehen dich nach manchem Leid und Schmerzen,
Dem Gatten folgen an den eignen Herd,
Wir sehen, wie dem frohen Bund der Herzen
Ein reicher Kindersegen ist beschert.

Und wie du treu im Hause hast gewaltet,
Das deine Anmut, deine Lieb verklärt,
Wie du mit wenigem so treu geschaltet,
Wie echt die Liebe sich in dir bewährt.

Und wie so schlicht und treu du, und bescheiden,
In diesem Leben deine Pflicht erfüllt,
In Lieb und Freude, ach, und auch im Leiden: —
So lebt im Herzen fort dein liebes Bild.

Paul Carus.

Geboren am 18. Juli 1852 zu Ilsenburg, Harz; Sohn des Konsistorialrats Carus. Studierte Philosophie und klassische Philologie in Tübingen, Greifswald, Straßburg. Kam 1884 nach Amerika. Redakteur und Herausgeber der Zeitschriften „The Monist“ und „The Open Court“, Lasalle, Illinois. Dr. phil.

Helgi und Sigrun, episches Gedicht der nordischen Sage. — Quid est Veritas?, eine religiöse Entwicklung in Gedichten. — Ein Leben in Liedern, Gedichte eines Heimatlosen. — De Rerum Natura.

Helgi.

Wer kommt noch spät um Mitternacht,
Und stört den Schlaf der Toten?
„Auf! König Sigismund, erwach!
Dein Sohn hat dich entboten
Um Mitternacht.“

Der Jüngling ruft an Grabes Rand:
„Geist des Verstorbnen, lebe!“
Er wirft hinein mit fester Hand
Runen und Zauberstäbe
Um Mitternacht. —

„Mein Sohn, ist dir dein Leben wert,
Komm nicht bei Nacht zu Toten.“ —
— „Ich sehne mich nach wilder Schlacht,
Gib, Vater, mir dein Schwert
Um Mitternacht.“ —

„Wohl, Helgi, wohl bist du ein Held,
Doch wehe! blutig rot,
Wenn König Hunding fällt,
Webt Norne dir den Tod.“ —

„Helgi, du kürtest selbst die Braut,
Die Schlachtenjungfrau dir.
Der Tod im Kampf ist's, der euch traut,
Und Blut des Brautbetts Zier.“ —

Wie Waffenklang ertönt das Grab,
Wie fernher eine Schlacht.
Helgi mit Schauder blickt hinab,
Um Mitternacht.

„Mein Vater, bin ich es nicht wert,
Den Tod in blut'ger Schlacht?
Gib mir dein Schwert, dein gutes Schwert,
Dein Schwert um Mitternacht.“ —

„Und soll ich fallen, bleibt sich's gleich,
Es gilt der Rache Ruhm;
Es gilt mir dein verlornes Reich,
Und unser Heldentum.“ —

Wie Waffenklang erdröhnt das Grab,
Wie fernher eine Schlacht.
Helgi mit Schauder blickt hinab,
Um Mitternacht. —

— „Sigbert, hell wie Gewitterstrahl,
Nun bist du mein auf immer!“ —
Er reitet fort vom Todestal;
Fern schon prangt Morgenschimmer.
Und um des Hügels dunkeln Schacht
Schlägt ihren schwarzen Flügel sacht
Die stille Nacht, die Mitternacht.

Monismus.

Der Leib und die Seele, der Stoff und die Kraft,
Das Ding und seine Eigenschaft,
Die Welt und Gott, Gott und die Welt,
Sich Eins nur in dem Andern hält.

Das Rätsel der Welt, der Natur Offenbarung,
Die reine Erkenntnis, die bloße Erfahrung,
Gott ohne Welt, Welt ohne Gott,
Für sich allein sind eitel Spott.

Die Feuerglut des Flammenlichts,
Die Pracht und Helle seines Scheins,
Sind nicht dasselbe, sind einzeln nichts;
Sie sind miteinander und ewig Eins.

Die Seele.

Ich nenn mich „Ich", wenn ich die Seele meine;
Doch dieses „Ich", wo sollen wir es suchen?
Ist nicht die Seele größer als das Ich?
„Ich sehe", sag ich, doch das Auge sieht,
Und wenn das Auge sieht, erwachen mächtig
Die alten Bilder der Erinnerung.
„Ich höre", sag ich, doch es hört das Ohr.
Wo das gehörte Wort anklingt, da tönen
Die Saiten der Empfindung; es erwacht
Der Widerhall von längst verschwundnen Klängen.
Vollendet nur ist die Vergangenheit,
Nicht tot; denn immer wieder aus dem Grabe
Ersteht sie auf zu neu verjüngtem Leben.
Ein Name ist das Ich, der alles meint,
Was sich in meinem Busen hat vereinigt.
Nimm nicht den Namen für die Wirklichkeit
Und nicht Vergängliches für ewig. Mein Ich
Ist meiner Seele gegenwärt'ges Wirken,
Der flüchtige Moment von Ewigkeiten,
Die sich da kreuzen, wo mein Herzblut schlägt.
Das Ich entstand und wird vergehn; die Seele
Jedoch beharrt und lebt im Strom der Zeiten.
Was ich ererbt, und was ich neu erworben,
Das dauert fort. Die Seele ist unsterblich.

Tod und Liebe.

Unser Leben gleicht dem Tage,
Doch die Liebe gleicht dem Licht.
Wenn der Tod im Sarkophage
Uns umnachtet, stirbt sie nicht.

Aus der Liebe quillt das Leben,
Aus dem Leben folgt der Tod,
Tod und Liebe doch verweben
Sich zum schönsten Abendrot.

Finsternis und Licht im Zwiste
Werden wundersam verklärt.
Geht der Tag dann auch zu Rüste,
Bleibt das Licht doch unzerstört.

Ist sie auch am Firmamente
Nicht zu jeder Zeit zu sehn:
Meinst du, unsre Sonne könnte
Einmal wirklich untergehn?

Liebe, Sigrun, war dein Streben,
Liebe wider das Gebot.
Liebe trieb dich in das Leben,
Liebe trieb dich in den Tod.

Durch den Tod bist du gerichtet;
Doch du stirbst, wie du gestrebt.
Durch den Tod wirst du vernichtet,
Durch die Liebe neu belebt.

Aus der Liebe quillt das Leben –
Jenes Leben ohne Tod.
Liebe ist die Sonne eben,
Die am Himmel ewig loht.

Friedrich Carl Castelhun.

Geboren am 27. Februar 1828 in Nordheim bei Worms. Kam mit den Eltern 1846 nach den Vereinigten Staaten, studierte in Cleveland und Ann Arbor Medizin, ging zur weitern Ausbildung nach Würzburg, Wien, Prag. Ließ sich dann in St. Louis als Arzt nieder, verzog aber seiner angegriffenen Gesundheit halber nach San Francisco, Kalifornien, wo er zur Zeit noch lebt. Dr. med.

Gedichte.

An einen nach Deutschland zurückkehrenden Freund.

Kannst die Lande endlich fliehen, die des Lebens Lenz dir trübten,
Nach der Heimat kannst du ziehen, nach der teuren, heißgeliebten,
Wo die Geister tiefer forschen, wo die Herzen reiner glühen,
Und der Liebe Himmelsflammen höher schlagen, heißer sprühen;
Nach der Heimat, wo das Schöne sich noch blütenreich entfaltet,
Wo der Zauber seiner Künste freundlich in dem Leben waltet,
Wo der Wissenschaften Banner ruhmreich in den Lüften flieget,
Und im Kampfe mit der Lüge immer noch die Wahrheit sieget;
Nach der Heimat, wo dein Streben mit den Besten dich verbindet,
Dir im Kreise wackrer Freunde bald der Täuschung Qual entschwindet,
Wo die Herzen deiner Lieben freudig dir entgegenbeben –
Nach der Heimat kannst du ziehen, in der Heimat kannst du leben!
Gerne möcht ich mit dir wandern, wie wir oft zusammen träumten,
Als der Hoffnung Trugpokale uns noch voll entgegenschäumten;
Doch das Schicksal will es anders, und so hilft kein Widerstreiten:
Nur die Wünsche meines Herzens können segnend dich begleiten.
Lebe wohl und reise glücklich, grüße mir die deutsche Erde,
Grüße jeden ihrer Söhne, dessen Freisinn sich bewährte,
Der noch knirscht bei ihrer Schande, der noch zuckt bei ihrem Jammer,
Schwitz er in der engen Werkstatt, sitz er in der Bücherkammer;
Grüße jeden, der noch glühet, ihr die Freiheit zu erringen,
Mög er flott nun seinen Hieber oder auch den Hammer schwingen,
Mög er draußen auf dem Felde oder in der Schule säen,
Mög er mit der Musterkarte oder mit dem Ränzel gehen.
Grüß die Frauen, grüß die Mädchen, ob sie melken, ob sie sticken,
Wenn sie mit dem Kuß der Liebe nur den braven Mann beglücken,
Wenn mit eisiger Verachtung jeden Höfling, jeden Gecken,
Sie mit heiliger Entrüstung jeden Buben von sich schrecken. –

Eile nicht, denn andre Grüße möcht ich dir noch anvertrauen:
Grüße an die deutschen Berge; Grüße an die deutschen Auen;
Grüße an die deutschen Ströme und den Vater Rhein vor allen;
Grüße an die deutschen Veilchen und die deutschen Nachtigallen;
Endlich ehrfurchtsvolle Grüße an die Gräber aller Braven,
Die den Kampf der Freiheit kämpften und den Todesschlaf nun schlafen.

Lebe wohl und werde glücklich in dem alten Vaterlande!
Weiß ich doch, du warst es nimmer, seit dein Schritt sich westwärts wandte.
Möchten wir uns gern auch täuschen, ach, es ist zuletzt vergebens:
Bei dem Volke unsrer Sprache ist der Platz auch unsres Strebens!
In der Fremde sind wir Fremde, und das Herz läßt sich nicht teilen –
Lebe wohl! Den Schmerz der Trennung wird dein Wiedersehn nur heilen.

Am stillen Ozean.

Wie dein Täufer dich verkannte,
Der dich still und friedlich nannte,
Großes, ruheloses Meer!
Niemals werd ich müd zu lauschen
Deinem Brausen, deinem Rauschen,
Donnernd laut zum Strande her.

Wie nach Süden, so nach Norden,
Westwärts bis zu Asiens Borden
Breitest du dich mächtig aus;
Und Aeonen sind geschwunden
Bis Balboa dich gefunden
Und vernommen dein Gebraus.

O wie klein vor deiner Größe,
Schwach in deinem Flutgetöse
Steht der Mensch mit seiner Macht!

Ha, was sind dir seine Werke,
Seiner Panzerflotten Stärke,
Wenn dein grimmer Zorn erwacht?

Weh den armen Erdensöhnen,
Wenn im wilden Wogendröhnen
Ihre Schiffe brüchig ziehn!
Wie sie beten, wie sie flehen,
Deinem Zürnen zu entgehen,
Händeringend auf den Knien!

Doch nach deinem Wohlgefallen,
Gott des Meers, ergeht es allen,
Die sich wagen in dein Reich;
Denn vor dir, dem Dreizackschwinger,
Und dem Tod, dem Friedensbringer,
Sind wir Menschen alle gleich.

Ein Maimorgen in San Francisco.

Ist es Regen? Ist es Nebel?
Niemand wagt's bestimmt zu sagen;
Doch ich spüre, wie die feinen
Tropfen in mein Antlitz schlagen.

Über unsre Regenschirme
Hört ich sie noch gestern lachen;
Heute seh ich, wie sie selber
Sich beschirmen und bedachen.

Doch das Sprühen währt nicht lange,
Frische Winde wehn's von hinnen.
Und der Sonnengott versucht es,
Neu die Herrschaft zu gewinnen.

Und mit umgeschlagnem Mantel
Schreit ich meines Weges weiter.
Angenehm sind hier im Sommer
Warmer Pelz und Winterkleider.

Dennoch grünen, blühn und schimmern
Pflanzen hier aus allen Zonen,
Fuchsien, Kallas und Geranien,
Selbst der Palmen Blätterkronen.

Und es flammt die Glut der Rosen
Rings, wohin die Blicke fallen.
Holde Blüte Aphroditens,
Bist die schönste doch von allen!

Nirgends als noch auf den Alpen
Solcher saftig grüne Rasen,
Nirgends als noch an dem Rheine
Solche prächt'gen Purpurnasen!

Immer heiß ich sie willkommen,
Als des Fortschritts Freudezeichen.
Weh der Stadt und weh dem Lande,
Wo der Nase Rosen bleichen!

San Francisco, Stadt der Winde,
Hätt dich gern noch mehr gepriesen,
Doch du schenktest mir den Schnupfen,
Und nun muß ich furchtbar niesen.

Hans Demuth.

Geboren in St. Wendel, Rheinprovinz, am 23. August 1868, besuchte die Universitäten Freiburg i. B., Göttingen, Heidelberg, Berlin. Kam 1893 als Weltausstellungskorrespondent nach Amerika. Herausgeber des „Nachrichten-Herold" in Sioux Falls, South Dakota.

Heimatsdrang.

Es wogt die Mainacht still und lieblich,
Kühl weht und rein die Luft,
Und Flieder und Kastanien hauchen
Berauschend süßen Duft.

In tiefem Sinnen still ich wandle
Durch Duft und Maienpracht,
Da klingt aus grünumranktem Fenster
Ein Lied leis durch die Nacht.

Dasselbe Lied, mit dem die Mutter
Als Kind zur Ruh mich sang,
Bewegt nun mächtig meine Seele
In jähem Heimatsdrang.

Mir ist, als müßt ich wandern
Weit über Meer und Land,
Im Elternhause wortlos drücken
Des greisen Vaters Hand,

Als müßt mein Haupt ich wieder bergen
In meiner Mutter Schoß,
Um ihren Hals die Arme schlingen —
Und weinen fessellos.

Alt-Heidelberg.

Man sagt, daß in der Wiege schon
Das Schicksal uns geschrieben, —
Mich hat es, nach Zigeunerart,
Weit durch die Welt getrieben.

Ich lieg nicht mehr mit Römschem Recht
Und Justinian in Haaren,
Ich helf den Farmern den Kompost
Jetzt in Dakota fahren.

Und wird die Last mir manchmal schwer,
Will ich gar schier verzagen,
Dann träum ich von Alt-Heidelberg,
Und von den alten Tagen.

Wie damals hängen an der Wand
Die Mützen und die Pfeifen,
An frohe Stunden mahnen mich
Die Humpen und die Schleifen.

Ich grüße dich, Alt-Heidelberg,
Aus weitem, kaltem Lande,
Du schlingst, wie einst, mir warm ums Herz
Die alten Zauberbande.

Hör von der „Philosophenhöh"
Die alten Lieder wieder,
Süß schlägt im Busch die Nachtigall,
Es duftet süß der Flieder.

Im Neckartal, im Maienduft,
Die Apfelbäume blühen,
Und goldig in dem Mondenschein
Des Flusses Wellen glühen.

He, Fährmann, laß im leichten Kahn
Nach Neuenheim mich treiben!
Mein Lieb wohnt bei der Neckarbrück.
Bei ihr, da will ich bleiben.

An das amerikanische Volk.

Wach endlich auf in hellem Zorne,
Amerikan'sches Volk wach auf,
Duld nicht, daß man zum Sklavenmarkte
Die Freiheit länger schleppt zum Kauf!
Die Buren halfst du schweigend hetzen
Verzweiflungsvoll von Hof und Gut,
Von deinem Sternenbanner träufelt
Der Filipinos Freiheitsblut.

Was kümmern dich Rumäniens Juden? –
Denk erst an deine eigene Not!
Es wollen deine eignen Söhne
Zuerst Gerechtigkeit und – Brot;
Es fordern hunderttausend Streiter,
Trotz Bajonett und Pulverdampf,
Verzweiflungsvoll, und doch geduldig,
Ihr Recht im großen Menschheitskampf.

Wenn Ihr beim traulichen Kamine
Zum leckern Mahl euch niedersetzt,
Dann liegt vielleicht tief in der Erde
Der Bergmann wimmernd, blutzerfetzt;
Und, während eure Kinder spielen
In Blumen und im Sonnenschein,
Da schleicht aus dürft'ger Bretterhütte
Sein Jüngster bleich den Schacht hinein.

Und weil ihr harten Mammonsfürsten
Mit ihrer Arbeit Blut euch labt,
Und stolz in glänzender Karosse
Zu euren Prunkpalästen trabt,
Drum fordern hunderttausend Streiker
Almosen nicht – nur ihren Lohn,
Sie kämpfen auch um Sonnenschein
Für Haus und Weib und Sohn.

Zu lange hast du schon gezaudert
Amerikanische Nation,
Zu lange hast du schon geduldet
Der Mammonsfürsten grimmen Hohn;
Wie einst der Heiland aus dem Tempel
Die Seelenhändler zürnend trieb,
So wache auf in heil'gem Zorne,
Wenn dir die eigne Freiheit lieb!

O hüte dich vor düstern Augen,
Daraus der Hunger drohend blitzt!
Reiz länger nicht die wilde Bestie,
Die sprungbereit im Menschen sitzt,
Die, wenn sie hungernd losgelassen,
Verstohlen um ihr Opfer kreist
Und, wenn sie einmal Blut gerochen,
Wild alles blindlings niederreißt.

O wecke nicht die Rachegeister
Der blut'gen Revolution,
Und wahr der Menschheit Ideale
Der künft'gen Generation!
Befreit hast du die schwarzen Sklaven
In heißem Streit und Pulverdampf,
Um weiße Sklaven nicht zu schaffen.
Fecht aus den neuen Menschheitskampf!

Prairiebild.

Fort fliegt der Sommer über die Heide,
Mit Silberfäden im Flügelkleide,
Fliegt mit den Staaren in langer Kette,
Mit Kranich und Schwalben froh um die Wette,
Saust achtlos die Sträucher, Blumen und Blüten,
Im rastlosen Fluge zum sonnigen Süden.

Es schauen ihm nach mit glühenden Blicken
Die Hagebutten, und traurig sie nicken,
Es rascheln und flüstern, leise und bange,
Die Gräser und Halme am Wiesenhange,
Und schier hat's den Grillen den Atem benommen,
Daß schon so frühe der Herbst gekommen.

Doch über den Feldweg, mit Keuchen und Schnaufen,
Kommt hastig der Hamster zum Gopher gelaufen,
Sie tanzen possierlich und pfeifen vor Freude.
Sie äugen des Maiskorns goldige Beute,
Und tuscheln sich zu, mit vielem Behagen,
Welch Schnippchen dem Bauer sie wollen schlagen.

Und ducken sich plötzlich. – Mit einem Male
Wird es lebendig im Wiesentale,
Ein wildes Paffen, ein Schüsseknattern.
Jäh aus dem Moore die Enten flattern.
Es stürzen die Braken mit wilden Sprüngen
Durchs Riedgras, die saftige Beute zu bringen.

Dann wird es still. – Aufleuchtet die Heide
Noch einmal goldig im Herbstgeschmeide.
Es prangen die Bäume in bunten Farben.
Es flammt der Himmel in Feuergarben.
Dann kommt die Nacht mit kaltem Schweigen.
— — — — — — — — — — —
Die Blätter fallen und Nebel steigen.

Martin Drescher.

Geboren am 8. Mai 1863 zu Wittstock in der Mark. Wanderte Ostern 1891 in Amerika ein. Redakteur der Chicagoer Arbeiterzeitung. Herausgeber der Gedichte Robert Reitzels.
In Vorbereitung ein Band Gedichte.

* An die Sonne.

(Aus dem Tagebuch eines Wanderers.)

Goldne Sonne, nach den grauen,
Langen, schweren Wintertagen
Kommst du endlich aus dem blauen
Himmel, Frühlingsgruß zu tragen.

Goldne Sonne, tausend Lieder
Schallen jauchzend dir entgegen,
Daß nach trüber Zeit du wieder
Bringst der Erde deinen Segen.

Goldne Sonne, deren Strahlen
Allwärts Glanz und Glut verbreiten,
Warum läßt du mich voll Qualen,
Tief, ach tief im Schatten schreiten!?

* Quisisana.

An stiller Straße steht ein stilles Haus,
Dort fand ich ihn, der mich so lang gemieden,
Den ich so oft umsonst gesucht: den Frieden.
Dort ruhte ich von allen Stürmen aus!

Denn, wie im Innern eines Tempelbaus
Die Priesterin, wirkt dort ein Weib: Beschieden
Ward ihr, die Fesseln, die das Herz umschmieden,
Zu lösen und zu bannen Gram und Graus.

Ein Kämpfer will ich durch das Leben schreiten,
So lang es Tag ist, will ich rastlos streiten,
Nicht achtend meiner Gegner, meiner Wunden.

Doch wenn des Tages laute Stimmen schweigen,
Wenn's Abend wird, möcht ich herniedersteigen
Ins stille Haus: zu ruhn und zu gesunden!

* Der Vagabund.

Fiel es dem Glück am Ende ein,
Nach mir auszublicken,
Fand es mich sitzen am Wiesenrain,
Wo die Veilchen nicken.

Blies ich behaglich den blauen Rauch
Meiner Pfeife ins Weite,
Schatten bot mir ein Brombeerstrauch,
Labung der Quell zur Seite.

Stutzte das Glück. Wie goldne Perl
Sah ich's im Aug ihm blitzen,
Und mit dem Wort: „Du glücklicher Kerl!"
Ließ es mich lachend sitzen.

* Ein Fremdling.

Der Sonne jauchzt mein Herz voll Lust entgegen.
Dem jungen Frühling, der die Lande schmückt.
O könnt ich alle, die der Kummer drückt,
Zur Höhe führen auf beglänzten Wegen!

Sie aber spüren nichts vom reichen Segen,
Der eines Heimatlosen Herz entzückt.
Sie gehn einher, verdrossen und gebückt,
Und wollen nur um schnödes Geld sich regen.

Da ist ein jeder eines jeden Knecht.
In ihren Häusern sitzen sie und schachern,
Auf ihren Märkten stehn sie feilschend, fluchend.

Ein Fremdling diesem dürftigen Geschlecht,
Der feilen Schar von Geld- und Pläne-Machern,
Zieh ich allein, mein Glück im Walde suchend.

* Der Ulmenbaum.

Vielhundertjährig ragt der Ulmenbaum
Vor meines Vaters Tür; gewaltig strecken
Die Äste sich und schirmen stark wie Recken
Mein Kinderreich, die Welt voll Duft und Schaum.
Sie sahn mein Glück, sie sahn den Knaben, kaum
Befreit vom Röckchen, über Zaun und Hecken
Hintollen mit dem Jungenschwarm, dem kecken,
Vom schmalen Fluß zum dunkeln Tannensaum.
Wie liegt das weit! Des Weltmeers Wogen rauschen
Längst zwischen mir und jenem engen Raum.
Ich werd dies Land mit andern nicht vertauschen.
Doch möcht ich Eins: Gewiegt in holden Traum,
Einmal den Stimmen meiner Kindheit lauschen,
Ein einz'ges Mal – dort unterm Ulmenbaum.

Max Eberhardt.

Geboren am 12. Juni 1843 zu Germersheim, Rheinpfalz. Kam im siebenten Lebensjahr mit den Eltern nach New York. Studierte Rechtswissenschaft in Cincinnati und etablierte sich dort als Advokat. Seit 1868 in Chicago, wo er schon seit vielen Jahren das Amt eines Friedens- und Polizeirichters bekleidet. Hat eine Reihe von philosophischen und sozialökonomischen Schriften verfaßt und Vorträge gehalten in deutsch und englisch. Dr. jur.

Gedichte.

Am Ziel.

Von lichter Höhe führen mich die Wege
Hinab ins stille, blütenreiche Tal;
Ich seh des Tages letzten heißen Strahl
Wie leicht erzittern auf dem schwanken Stege.

Vom Berge springt ein Quell in Silberfluten,
Ich hör das Wasser rauschen am Gestein,
Ich seh die Flur im milden Abendschein
Und fern am Waldessaum die ros'gen Gluten.

Ich suchte dich, das Glück, am goldnen Tage,
Der von der Höhe seine Strahlen schoß,
Daß von der Glut, die sich ins Herz ergoß,
Ich nieder noch die letzten Flammen trage.

Es hob hinauf ein sehnsuchtsreiches Drängen
Die Seele mir zum blauen Wolkensaum,
Die linde Luft umkoste, wie ein Traum,
Das junge Herz mit ihren süßen Klängen.

Ich sah das Glück, von seinem zaubersamen
Und glüh'nden Auge mir das Herz erhellt, –
So weit ich schaute, war die ganze Welt
Verklärt von reichen, sonnengoldnen Flammen.

Im Tale nun – wie ist's so still! – Nur leise
Vom Strom herüber tönt ein milder Klang.
Was einst das Herz in seiner Wonne sang –

Ist es die alte, längst verklungne Weise?

Ich bin am Ziele. – Wie in Tempelhallen,
So ruht die Luft, die Seele wunschlos, still;
Es läßt die Nacht, die mich umfangen will,
Die leichten Schatten auf mich niederwallen.

Und vor dem Auge, dem entsagungsfeuchten,
Verklärt im Dämmer, ruht die stille Welt;
Mit sanfter Glut mir in die Seele fällt
Den Strom herauf ein abendschönes Leuchten.

Mein Vaterland.

Wie ist es schön in Deutschlands dunkeln Wäldern
Mit ihrem Moosgeruch und Tannenduft;
Wo sanft am Bergeshang in weiten Feldern
Die junge Rebe zittert in der Luft.

Wo unterm Schnee die ersten Veilchen blühen,
Wo hoch die Lerche in des Himmels Blau
Sich aufschwingt vor des Tages hellem Glühen,
Ihr Lied erklingt in frühem Morgentau.

Wenn sich die Schatten um die Berge breiten,
Auf Wald und Flur die Nacht den Schleier legt,
Da lauscht dein Herz, voll süßer Seligkeiten,
Dem Sang der Nachtigallen, tief bewegt.

Die Seele möchte fort, hinüberschweben,
Hin nach dem Lande, wo im Abendwind
Am grünen Hag die Blüten leicht erbeben,
Sobald das Mondlicht seine Zauber spinnt;

Wo durch die Heide zieht ein heimlich Flüstern,
Hin durch die linde Nacht sich, hörbar kaum,
Ein Raunen zieht im Waldesgrund, im düstern,
Und leicht die Wipfel streift ein Märchentraum.

Du bist das Land der Sagen und Geschichten,
Das Land der Dichter, die seit alter Zeit
Stets finden in dem Strom des Lieds, dem lichten,
Des Herzens reichste Schätze – Lust und Leid.

Ich hör des deutschen Stromes mächtig Rauschen,
Ich seh des Rheines dunkelblaue Flut,
Vom hohen Ufer möcht ich sinnend lauschen
Der Welt, die dort in seinen Tiefen ruht. –

Ich heb den Blick, vom Traum mich aufzuraffen,
Ich schaue um mich: – Ziele hoch gestellt,
Ein kräftig Ringen und ein fröhlich Schaffen
Im Kampf und Werden einer neuen Welt.

Auf ihren Bergen stehn nicht alte Trümmer

Von Burgen, die der Sturm der Zeit zerschlug.
Die Höhen glänzen in des Morgens Schimmer,
Durch Flur und Täler weht der Freiheit Zug.

Ja, ich bin dein, du Land, das ich erkoren,
Das süß zu mir wie eine Mutter spricht;
Denk ich ans Vaterland, wo ich geboren –
Ein Sehnen fühl ich, doch ein Heimweh nicht. –

In stiller Nacht.

Die Nacht war still, nur in den dunkeln Föhren,
Wo in den Strom hinab das Ufer bog,
War, leicht verhüllt, ein Flüstern noch zu hören,
Indes vorüber Well auf Welle zog.

Der lichte Mond lag träumend auf den Fluten,
Am schwanken Rohr der Wind wie kosend hing,
Verstummt wie in des Stromes Tiefen ruhten
Die Stimmen all, sobald der Tag verging.

Es war ein Feiern, war ein selig Rasten.
Im sanften Schimmer ruhte das Gefild. –
Kannst du, o Mond, die ganze Welt entlasten
Von allem Schmerz mit deinem Lichte mild?

Dann sende du den lichten Strahl hernieder.
O komm und senk ihn allen ins Gemüt,
Für die im Leben wechselnd hin und wieder
Stets Lust und Schmerz an einem Stamm geblüht. –

Himmlisches Glück.

O, seit dem sel'gen Augenblick, wo du
Die Hülle deiner Seele mir entschleiert,
An meinem Herzen du in süßer Ruh
Der Liebe glückverheißend Wort gefeiert;

Da nichts, kein Blick, kein rauschendes Gewand
Der Seele Zwiegespräch vermocht zu stören,
Und ich, an deinem Herzen festgebannt,
Den leisen Schlag erglühend konnte hören:

Da ward ein Glück mir offenbar,
Das nicht der Erde konnt allein entstammen,
Von dem ein Gott nur konnte wunderbar
Ins Herz uns senken tief die goldnen Flammen! –

Georg Edward.

Geboren in Gießen am 13. Dezember 1869, eingewandert in Amerika 1893. Dozent an der Northwestern-University, Evanston, Illinois.

Symphonie. – Balladen und Lieder.

Ein Abschied.

Nun wird es still und traurig
In Heide und Gehege,
Eiskalte Nebel suchen
Sich durch das Tal den Weg –
Und ich muß alles lassen,
Was mein war lange Zeit,
Und wandern muß ich, wandern,
Gott weiß allein, wie weit.

Das Mühlrad ist zerbrochen,
Im Winde knarrt das Tor,
Und auf dem stillen Teiche
Verfault der Kahn im Rohr;
Die Blumen sind verdorben
Schon lange vor der Zeit,
Die Welt wie ausgestorben,
Und jeder Pfad verschneit.

Am Wege draußen liegen
Zwei Gräber unterm Schnee –
Da muß ich noch vorüber,
Wenn ich nun wandern geh:
Da grab ich aus dem Grunde
Mir eine Handvoll Sand,
Die will ich mit mir tragen
Hinaus ins fremde Land.

Und Eine mag wohl weinen,
Weil sie verlassen blieb –
Doch morgen, ach, schon morgen
Herzt sie ein ander Lieb –
Dann ist mir nichts geblieben,
Und alles still und leer –
O Gott, mein Gott, dann habe
Ich keine Heimat mehr!

Eine Begegnung.

Im heißen Sonnenlicht auf fremden Wegen,
Auf fremden Meeren, da ich einsam fuhr,
Tratst du mir leise wie ein Gruß entgegen,
Ein Gruß von meiner Heimatflur.

Du legtest deine Hände in die meinen,
Als wüßtest du, wie freudelos ich geh,
Und deine schönen Augen sah ich weinen,
Als kenntest du mein tiefes Weh.

Du bist wie ich aus fernem Land gekommen,
Und meiner Sehnsucht hast du dich erbarmt –
Ich aber fühlte, wie mein Herz verkommen,
Wie es verwildert und verarmt.

Du mußtest fliehen, – kaum daß ich die Lippe
Geküßt, die mir so frohen Gruß gebracht –
Gleich dem Gescheiterten auf öder Klippe,
Blieb ich allein in Sturm und Nacht.

Nur dort, wo du im Dunkel mir entschwunden,
Hab ich ein mildes Leuchten oft gesehn,
Wie Feuer, die in stillen Abendstunden
Am Strande glühn und rasch vergehn.

Nocturne.

Im Mondschein blüht der Garten
Die ganze lange Nacht –
Ich bin in meinen Träumen
Vom Schlummer aufgewacht.

Es schimmern die Giebeldächer,
Es duftet der Lindenbaum –
Zwei stumme Gestalten schreiten,
So leis, man hört sie kaum.

Sie schreiten wie Geschwister
Einträchtig Hand in Hand,
Sie lehnten Schulter an Schulter,
Und stehn und schaun ins Land.

Und auf den grünen Rasen
Kniet nieder der blonde Knab:
„Sie nennen's Schuld und Sünde,
Daß ich so lieb dich hab."

Sie blickt ihn an durch Tränen
Und hebt ihn leis vom Grund,
Sie hält ihn fest umschlungen,
Und küßt ihn auf den Mund.

Und schweigend ziehn sie weiter,
Einträchtig Hand in Hand –
Mich dünkt, sie ziehn hinüber
Ins stille Geisterland.

Kein Lied wird je verkünden,
Wie groß ihr Lieben war –
Der Garten nur, der Garten
Blüht schöner mit jedem Jahr.

Ich selbst.

Ich trag einen Harnisch unter dem Pilgergewand
Und unter dem Harnisch trag ich ein zorniges Herz –
Mein Herz ist so heiß, so heiß, und so rasch meine Hand,
Und niemand kennt meiner Sehnsucht verhaltenen Schmerz.

Ich fuhr mit schwellenden Segeln gen Morgen aus,
Ich trat an den Strand, die Winde wehten so frei,
Mir winkte manch strahlender Blick, manch gastliches Haus: –
Ich preßte die Hand aufs Herz und wallte vorbei.

Von schimmernden Hügeln grüßte die ferne Stadt,
Die hochgebaute, die jeder Mund mir pries,
Doch als ich Einlaß heischend zum Tore trat,
Da sah ich, es war nur Trug, was die Ferne verhieß.

Und als ich stumm durch die dunstigen Straßen schritt –
Stolz trug ich das schwarze Kreuz auf dem weißen Gewand! –
Die lärmende Menge zog höhnend und lachend mit,
Und nach dem Schwerte fuhr meine zornige Hand.

So bin ich ein Kämpfer geworden – trotz Haß und Spott
Hab ich sie blank mir bewahrt, meine heilige Wehr,
Und dem ich vertraute, der mächtige deutsche Gott,
Der ließ es mich kämpfend erkennen: viel Feind, viel Ehr!

So will ich aufrecht stehen und stolz bis zuletzt,
Ein Heimatloser, dem nimmer die Sehnsucht schwand –

Und ward auch der Schild mir zerschlagen und mir zerfetzt,
Doch schirm ich das schwarze Kreuz auf dem weißen Gewand –

Doch schirm ich mein Herz, damit es unbeugsam sei,
Damit die Glut nicht erlischt, die der Zorn entfacht,
Und wenn dann der Ruf ergeht, wie folg ich ihm frei,
Wie folg ich ihm froh in die kommende, tosende Schlacht!

Und wenn mich die Klinge trifft und der Harnisch klafft
Und mein heißes Blut hinrinnt in den kühlen Sand,
Noch grüßt dich mein Herz mit der letzten versagenden Kraft,
Meine blühende Heimat, mein herrliches Vaterland!

Sarah Pollgis.

Sarah Pollgis, Sarah Pollgis,
Auf und ab die staub'gen Straßen
Schlich sie einsam, scheu und ruhlos,
Tränen in den müden Augen.

„Sarah Pollgis, sprich, was trägst du
Eingehüllt in falt'ge Tücher,
Sprich, was trägst du dort am Busen,
Sarah Pollgis, Sarah Pollgis?“

Und sie warf sich auf die Erde:
„Nimm es nicht hinweg, mein Liebstes,
Nimm es nicht hinweg, das letzte
Aus dem Lande meiner Väter.

Meine Heimat mußt ich lassen,
Alles ließ ich, was ich liebte,
Nur das Köstlichste von allem
Trug ich mit mir durch die Meere.“ –

„Sarah Pollgis, Sarah Pollgis,
Nimm hinweg die falt'gen Tücher,“
Sprach der Scherge, „laß mich schauen,
Was du heimlich trägst am Busen.“

Und mit raschen rauhen Händen
Riß er fort den weiten Mantel:
„Eine Leiche, Sarah Pollgis,
Deines Kindes Leiche trägst du?“

Auf den Knieen Sarah Pollgis,
Auf den Knieen bat und fleht sie:
„Laß mir meines Kindes Leiche,
Meiner Seele einzig Kleinod!

Wo im Schatten schlanker Palmen
Tempel stehn und stille Hütten,
Ach, in namenloser Liebe
Hab ich dort mein Kind geboren.

Ausgestoßen und vertrieben
Trug ich's mit mir durch die Lande –
Aber jetzt in kalter Strenge
Schloß der Tod ihm Mund und Augen..“

Sarah Pollgis, ich, am Wege
In der lauten Menge stehend,
Sah dich weinen, hört dich klagen,
Als sie rauh dein Kind dir nahmen.

Gib die Hand mir, Sarah Pollgis,
Laß uns wandern still zusammen,
Fremd und heimatfern wir beide
Zwischen mitleidslosen Menschen.

Und im tiefen kranken Herzen
Trag auch ich, der Welt verborgen,
Eine heißgeliebte Leiche,
Meiner Seele einzig Kleinod.

Mit mir bracht ich's aus der Ferne,
Aus dem Lande meiner Väter –
Doch im kalten Sturm des Lebens
Starb es hin in trüber Stunde.

Heimlich trag ich's, tief verborgen,
Und es zittert meine Seele
Vor den rauhen Schergenhänden,
Die auch dir dein Kind genommen.

Heimatstille.

Es dunkelt über den Wassern,
Der Tag geht müde zur Ruh. —
Wie gleitet mein Schiff so leise
Dem Land meiner Jugend zu:
Es taucht empor aus den Wellen,
Empor aus der schweigenden Nacht,
Ein märchenumsponnenes Eiland,
Ein Garten in Sonnenpracht.

Dort hinter den grünen Gehegen
In blühender Einsamkeit,
Da ruhen die stillen, geheimen,
Die Träume der Kinderzeit:
Es blicken leuchtende Augen
Mir fragend ins Angesicht — —
Ich bin's, ich selber, ich selber,
Und dennoch — ich bin es nicht!

Das Herz, das mit stürmischem Pochen
Hinausgedrängt in die Welt,
Das liegt am Wege begraben,
Zerbrochen, zerschlagen, zerschellt.
Das aber, das klagend und zagend
Sich trauernd verschloß, als ich ging,
Das bring ich heim aus der Ferne,
Das Herz, so arm und gering.

Es ist dasselbe geblieben,
Wie einst in der Kinderzeit.
Nun mag es rasten und träumen
In blühender Einsamkeit,
Mag hinter den grünen Gehegen
Erharren die Abendruh. —
Wie gleitet mein Schiff so leise
Dem Land meiner Jugend zu.

Amalia von Ende.

Geboren am 19. Juni 1856, französisch-deutscher Abkunft, in Warschau.
Frau von Ende, in Amerika aufgewachsen, lebt in New York und ist als Schriftstellerin wie als Journalistin tätig.
Vier Lieder. — In Vorbereitung: Großstadt, moderne Vierzehnzeiler.

Erde und Regen.

In der Sonne
Sengender Glut
Lag stumm die Erde,
Und sehnte, sehnte
Sich nach belebendem,
Kühlem Regen.
Denn was er im Frühling
An Blüten und Blättern,
An Gräsern und Farren
Aus ihrem Schoße hervorgezaubert, —
Es war verdorrt,
Und trostlos öde lagen die Wiesen,
Und dürr und traurig stand der Wald, —
Und es bebte und zitterte unheilatmend
Die schwüle, die sonnendurchglühte Luft.

Und täglich harrte voll Verlangen
Die törichte Erde,
Und breitete schmachtend die Arme aus,
Wenn Wolken winkten und nah sie wähnte
Die Ankunft des Säumigen, Langentbehrten.
Und kam die Nacht,
Dann sank sie schweigend
In schweren Schlaf,
Und im Traume entrang sich
Ihr manche Träne,
Die glänzte am Morgen
Im Lichte der Sonne,
Der ewig lächelnden, grausamen Sonne.

Und der Lenz verging,
Und der Sommer kam, —
Und immer noch harrte in stummem Schweigen
Die Erde seiner, des Heißgeliebten.

Aus ihrem Antlitz schwand die Fülle,
Die Frische der Jugend,
Und aus ihrem Herzen der Lebensmut.

Und wie sie so starr, so todesmatt dalag,
Da fühlte die Sonne ein tiefes Mitleid,
Und hüllte trauernd
Ihr ewig lachendes, heitres Antlitz
In einen dunklen Wolkenschleier.
Und aus der Ferne zog sie heran ihn,
Den trotzigen Knaben,
Und mit Donner und Blitz
Kam daher er gestürmt.

Da vergab ihm die Erde
Sein langes Säumen
Und empfing ihn mit weichen,
Liebenden Armen, –
Bis sanfter er wurde
Und sein Starrsinn sich löste

Und in befruchtenden, kühlen Tropfen
Langsam der Regen herniederfiel. . . .

Und der Erde trockne Lippen tranken
In langen, durstigen, tiefen Zügen
Seine Küsse, –
Und willig gab sie
Sich hin dem wonnigen
Liebeswerben,
Bis im Rausche seligster Lust,
Heiß erschauernd,
Ihre Wangen wieder erglühten
Im Schimmer der Jugend. . . .

Und es wagte zu atmen
Kaum das All,
Als im Schoße
Der liebenden Erde
Leise sich regte
Ein neues Leben.

* Großstadt.

Von einem Luginsland der unteren Stadt
Seh ich herab, und tief, tief unter mir,
Umgrenzt von Mauern einer Häuserschlucht,
Verfolge ich der Straße Schlangenlauf.
Und Millionen seh, Ameisen gleich,
Lebend'gen Knäueln sich entwirren ich
Und drängen, hasten, überstürzen sich
Im Wettbewerb um ein verborgnes Ziel.
Und aus der Dächer Höheneinsamkeit
Steig ich herab zum Schauplatz dieser Jagd,
Der eben ich erhaben mich gewähnt,
Und winde mich durch den chaot'schen Schwarm
Und schließ bescheiden mich den andern an
Und eile, krieche, treibe mit dem Strom.

Es dehnt in perspektiv'scher Ferne sich
Die Straße, die des Großstadtkarnevals
Manöverfeld; mit gierig gaffendem Gefolg
Stolziert die Schönheit in dem Fastnachtszug,
Verschämte Armut in verblichnem Prunk,
Die Bücherweisheit mit gewicht'ger Mien
Und jede Kunst in ihrem Zunftgewand.
Und da der Zug an mir vorüberzieht,
Da fall'n die Masken und die Hüllen ab –
Nur einen Augenblick – und ich erblick
Des Geiers Schnabel, der Hyäne Klau,
Des Stieres Nacken und des Affen Kinn,
Und hinter Wimperschleier und Lorgnon
Seh ihres Lebens Lüge lauern ich.

Kaum da der Sonne Scheidegruß verlöscht
Und um den Schauplatz heißer Tagesschlacht,
Wo Armut- und Verwesungsdüfte wehn,
Das Zwielicht seine Schattenschleier webt,
Da flattern auf die Straße sie hinaus,
Wo Beutesinn und Lustbegierde wacht,
Entfalten ihrer Flügel Farbenschmelz

Und hauchen Wellen schwülen Duftes aus.
Die Sonne scheuend, hungrig doch nach Licht,
Begrüßen lächelnd, flüsternd sie die Nacht,
Die blendend äfft der Tagesstrahlen Pracht,
Und kreisen wie im Taumel blinden Wahns,
Bis Morgenflut der Erde sich entringt
Und mit gebrochnen Schwingen sie verschlingt.

Aus schattendunklem Jenseits kommt die Nacht
Vom Himmelsdom herab in Schwarz und Grau,
Begräbt das Strandgut eines Großstadttags
Und hält gestorbnen Träumen Totenwacht.
Es ragen Dach und Zinnen in die Luft,
Gespenst'ger Riesen droh'nden Fingern gleich,
In der Gebärde Augenblick versteint,
Wie Geister, die entstiegen einer Gruft.
Und aus den Schatten tauchen Augen auf
Und laden, Odaliskenblicken gleich,
Zu Träumen oder lauern, starren, spähn,
Gleich einem ird'schen Argus, in die Welt
Und locken mit der Circe Zauberkunst
Und künden, wie das Leben solcher Nacht
Dem Tode gleich in seiner Lüge Pracht.

Wilhelm Färber.

Geboren am 16. Juli 1841 zu Sonneborn bei Elberfeld. Studierte Theologie zu Paderborn und kam 1863 nach Amerika. War über dreißig Jahre Pfarrer der ältesten deutsch-katholischen Marienkirche zu St. Louis und ist am 18. April 1905 gestorben, nachdem das Manuskript dieses Werkes schon dem Verleger eingesandt war.

Herbstblumen.

St. Joseph und St. Peter.

St. Joseph im himmlischen Paradies
Den schönen Garten einmal verließ,
Um sich an dem prächtigen Himmelsblauen
Die Sterne ein wenig anzuschauen.

Er vergnügte sich sehr; doch es wurde bald Nacht:
„O Armer, was habe ich da gemacht!
St. Peter an der Himmelstüre, –
Was tu ich, daß sein Herz ich rühre?"

Er eilt zurück auf der Sternenbahn,
Und klopft an der himmlischen Pforte an:
„Lieber Peter, mach auf, ich hab mich verspätet,
Ich hab bei den Sternen zu lange gebetet!"

St. Petrus sprach: „Das geht jetzt nicht mehr!
Da kann jeder kommen so spät daher!
Du mußt heute draußen übernachten,
Und später besser die Zeit beachten!"

St. Joseph sprach: „Gut, ich bleib schon draus, –
Aber gib mir mein Weib und Kind heraus!"
Da sprach St. Peter, viel beredter:
„Wer wird dann noch den Himmel genießen?" –
Und tat gar schnell die Tür aufschließen.

Die Sykomore im Urwald.

Der störrige Baum, der Urwaldbaum,
Die gewaltige Sykomore!
Da steht er — ein riesiger Urzeittraum —
In des Urwalds gigantischem Tempelraum,
Eine Riesensäule am Tore.

Wie kühn er die knorrigen Äste streckt
Hinauf zu der Sternenfeste!
Wie er die gewaltigen Glieder reckt,
Und den ahnungslosen Wandrer schreckt
Mit seinem bleichen Geäste.

Wie träumend in der Stille der Nacht: —
Als dächt er vergangener Zeiten,
Da rote Heroen hier Jagden entfacht,
Und Büffel und Bären zur Beute gebracht; —
Sich schlugen in blutigem Streiten.

In seinem Schatten der Wigwam stund;
Hier kreiste die Friedenspfeife;
Hier sprach der Greise erfahrener Mund;
Hier gruben die Schlachtaxt sie in den Grund,
Daß die Wurzel sie fest umgreife.

Vorbei nun die Jagden, vorbei die Schlacht,
Vorbei die herrlichen Zeiten!
Träum weiter von alter verflossener Pracht
Auf deiner stillen und einsamen Wacht!
Zum Fall mußt auch du dich bereiten!

Das Heidemoor.

Wie stille der nächtliche Heideteich!
Der Mond darüber so leichenbleich.
Er spiegelt vergebens sein falbes Gesicht
In des schwarzen Moores giftgrüner Schicht.

Und rings herum ums traurige Moor
In wirren Gruppen träumt Schilf und Rohr,
Am Rande schwarzbraun ein Erlenstrauch.
Es seufzt hindurch der Nachtwindhauch.

Der Nachtwindhauch, so weh und so bang,
Er tönt in den Schilfen wie Klaggesang,
Durch den Erlenstrauch wie weiches Wehn, —
Als wär es geheimes Geisterflehn.

Nur Unken halten hier einsame Wacht
In der nächtlich traurigen, öden Pracht,
Das einzige Leben am schwarzen Moor, —
Bis die Sonne öffnet das Morgentor.

Wilhelm Feistkorn.

Geboren am 8. September 1847 zu Steimbke, Hannover, als Sohn des Geistlichen und Dichters „Ernst Hilarius". Besuchte die Universitäten Marburg und Berlin. Machte den Feldzug gegen Frankreich mit, wanderte 1872 nach Amerika aus, und ist seit 1876 literarisch und journalistisch tätig. Zurzeit Mitglied der Redaktion der „Germania" in Milwaukee, Wiskonsin.

* Die toten Kameraden.

O, wie sanft könnt ihr doch schlafen,
Dort im fernen welschen Land,
Wo euch die Geschosse trafen,
Wo auch ich im Kampfe stand.

Hab manch Lied mit euch gesungen,
Manchen Becher Wein geleert;
Jene Lieder sind verklungen,
Und verrostet ist das Schwert.

Und ich denk im fremden Lande
Jener großen hehren Zeit,
Denk an unsre Freundschaftsbande,
Vollbewährt in Kampf und Streit.

Wie die Blüten in dem Lenze
Fielet ihr am Lebensbaum,
Und ihr pflücktet nicht die Kränze,
Die ihr saht im Jugendtraum.

Doch die schönste Zier von allen
Wurde euch im Schlachtentanz;
Für das Vaterland gefallen,
Schmückte euch der Siegeskranz.

Auf des Ruhmes rauhen Pfaden
Sankt ihr in der Erde Schoß,
Jugendfrisch, — o Kameraden,
Welch beneidenswertes Los!

Wer im Feindesland gefallen,
Ruht auch dort im Vaterland,
Und zu euren Gräbern wallen
Freunde von der Nordsee Strand.

Fern den Stätten unsrer Siege
Irre ich im fremden Land,
Fern dem Ort, wo meine Wiege
In dem kleinen Häuschen stand.

Einsam folg ich meinem Sterne,
Und ich singe euch dies Lied,
Weil's mich oft aus weiter Ferne
Hin zu euren Gräbern zieht.

* In fremden Landen.

Unter meiner Heimat Sterne
Hat mich schon ihr Kuß beglückt,
Die ich in der kalten Ferne
Glühend an das Herz gedrückt.

Und in ihre Arme sank ich
Oft mit fast verzagtem Sinn, —
Meiner deutschen Muse dank ich,
Daß ein deutscher Mann ich bin.

Ob des Ozeans Gebrause
Früh mich von der Heimat schied,
Fern vom deutschen Vaterhause
Sing ich euch mein deutsches Lied.

Feiert es der fremden Lande
Glanz und Pracht und gleißend Glück,
Immer ziehn die stärkern Bande
Nach der Heimat mich zurück.

Dunkle, eitle Jugendtriebe,
Aus der Heimat fort zu gehn!
Oder sollt die wahre Liebe
Zu ihr fern von ihr erstehn?

Unter fremder Sonne Lichte,
Deutschland, hab ich dich erkannt,
Und vor manchem eitlen Wichte
Stolz mich deinen Sohn genannt.

Was vergänglichem Gelüste
Uns die Fremde reich gewährt,
Reicher haben deine Brüste
Ew'ger Weisheit mich genährt.

Edle Mutter, starke, schöne!
Dir verkünde laut dies Lied,
Wie es deine fernen Söhne
Allzeit mächtig zu dir zieht.

* Weiß schon.

Rüttle doch nicht an den Fenstern und Türen!
Solltest, o Wind, dich ein bißchen genieren!
Lenk einmal anderswohin deinen Zug;
Hab ja im Hause Spektakel genug. —
Aber du kannst dich noch immer nicht fassen,
Will darum ruhig dich austoben lassen.
Weiß schon: — es geht dir wie einer Gewissen,
Die wie ein Engel dort ruht in den Kissen.

Edna Fern (Frau Fernande Richter).

Geboren am 21. Februar 1861 in Rössing, Hannover. Kam 1881 nach Amerika. Seit 1885 Gattin des Arztes Dr. Georg Richter in St. Louis, Mo. Journalistin. Verfasserin eines Bandes Märchen und zweier Bände Erzählungen.

Gedichte.

Am Wege.

Der Himmel ist blau
Und die Welt so weit –
Und der Frühling wartet am Wege.
O welche selige, sonnige Zeit,
Wann es Blütenschnee von den Bäumen schneit
Und der Wildbach schäumt durchs Gehege! –

Er sitzt verloren am Brückenrand
Und schaut in strudelnde Tiefe:
„Ob ich wohl fänd das gelobte Land,
Wenn ich dort unten schliefe? –

Ob wohl die Nixe mich zöge hinab
Mit nackten, schimmernden Armen?
Ob ich da unten im Wellengrab
Bei ihr mich könnt erwarmen?

Ob sie mir wohl ein Krönlein flicht
Aus Schilf und Wasserrosen? –
Ob wohl an ihrer Seite dicht
Die Wellen mich umkosen

Und aus dem roten Herze mein
All Weh hinweg mir waschen? –
Ich möchte wohl da unten sein,
Wo Nix und Fisch sich haschen!“ – –

Du blasser Knab am Brückenrand,
Wer hat dein Herz verwundet –
– Ich wink ihm hinüber mit der Hand –
Im Frühling, da alles gesundet?

Der Himmel ist blau,
Und die Welt so weit –
Und er wartet noch immer am Wege
Auf die selige, sonnige Frühlingszeit,
Wann es Blütenschnee von den Bäumen schneit. – –
O du törichter Knab am Stege! –

Betrogen.

Es schleicht auf leisen Sohlen
Die dunkle Nacht heran,
Und webt mich süß verstohlen
In ihren sanften Bann.

In ihren starken Armen
Da ruht sich's, ach! so lind;
Und ihre Küsse, die warmen,
Auf meinen Lippen sind.

Der Morgen kommt geflogen,
Schaut lieblich lächelnd zu,
Wie mich die Nacht betrogen. –
Die Nacht, die Nacht warst du!

Ewig.

In dem Augenblick der größten Wonne
Hielt ich meine Augen fest geschlossen;
Und da war es mir, als ob die Sonne
Golden hätt dein Angesicht umschlossen;
War es mir, als ob ein Kranz von Blüten
Das geliebte Haupt dir hätt umgeben;
War's, als ob sich zarte Hände mühten,
Uns ins Grenzenlose aufzuheben;

In der weiten Ferne, fast verloren,
Wundersüße Melodei ertönte: –
Ewigkeit war's, die uns selige Toren
Unter Sonnenschein mit Blüten krönte.

* Im Klostergarten.

Im Klostergarten ein Vöglein singt:
„Kaum kann ich's erwarten! Es raunt und klingt!

Die Sonne leuchtet, die Luft geht lind,
Es weht durch den Abend der Regenwind –

Und zaubert Knospen und Blüten hervor,
Und der Frühling öffnet sein blühendes Tor!" –

Das Kloster im Garten liegt stumm und still,
Kein Blühen da drinnen sich regen will.

Ein Nönnlein läutet den Abend ein.
Rot schaut durchs Fenster der Himmelsschein.

Das Vöglein schweigt, das Glöcklein schweigt.
Die Nonne ihr stilles Antlitz neigt.

Dunkel im Kloster ist's, dunkel und stumm. –
Es gehen Frühlingsgedanken um!

Die eiserne Maske.

Menschenscharen, dichter, immer dichter,
Drängen zum Gerichtspalaste sich.
„Donna Diana!" sprechen streng die Richter,
„Wir erheben Klage wider dich." –
Klage! hallt es wider rings im Kreise.
Diana Neri nickt nur leise.

„Hast mit Zauberkünsten, wunderbaren,
Unsrer Edelinge Herz berückt;
Hast mit deinen flammengoldnen Haaren
Ihre Seelen in ein Netz verstrickt.
Knaben, Männer gingen in den Tod,
Nur für deiner Lippen Rot.

Wilder Aufruhr stürmt durch ganz Verona,
Brudermord, und der Geschlechter Krieg;
Und vor deiner Zauberschönheit Throne
Betteln stolze Fürsten um den Sieg."
Vor den Toren heult das Volk zusammen:
Hexe! Hexe! In die Flammen! –

„Donna Diana, wir erheben Klage,
Daß du Hexenkünste angewandt.
Heb den Schleier und die Wahrheit sage:
Folterqual trifft den, der nicht bekannt." –
Folter! hallt es wider rings im Kreise.
Diana Neri nickt nur leise.

Hebt den Schleier von den linden Wangen,
Öffnet ihre Siegesaugen weit.
Und die Lippe bebt, wie in Verlangen.
Fest der Blick sich saugt, mit bittrem Leid,
Nur an Einem in der Richter Runde: –
„Pietro!" haucht's von ihrem Munde.

Der deckt scheu die Augen mit den Lidern.
In die Hände birgt er das Gesicht.
Dianen rauscht der Mantel von den Gliedern –
– Und die Richter schaun und atmen nicht:

„O Madonna! Schön ist dieser Leib!
Keine Hexe ist dies Weib! –

Sie sei“ – „Halt!“ da springt er auf die Füße,
Der, der sich das Angesicht versteckt.
„Frei? – mit dieses wonnigen Leibes Süße? –
Frei?! – mit diesen Reizen unbedeckt?
Wollt auch ihr an dieser Lust verderben?
An dem süßen Gifte sterben?

Um die Flammen in den Sonnenhaaren
Schlug der Bruder seinen Bruder tot.
Söhne ihrer Väter Mörder waren
Um der Sammetaugen Machtgebot.
Und der Mund – an seinen seligen Küssen
Möchten Götter sterben müssen.“

Zwei Paar Augen lodern wild zusammen:
Liebe? – Haß? – ob Rache? – was es sei!
„Ich bin hier,“ spricht er, „um zu verdammen.
Sagt! Seit wann spricht man die Hexe frei?
Diese Glieder soll kein Feuer röten –
Tod? – O nein, ich will nicht töten!

Kutten nach der Karmeliter Weisen,
Drin zu bergen all den weißen Schein;
Eine Maske nehmt von hartem Eisen,
Hüllt die weichen Wangen darin ein.
Nie soll sie ein Liebesblick mehr röten. –
Tod? – O nein, ich will nicht töten!“

Diana! – Weh! – Es schüttelt ihre Glieder
Kalter Frost. – Sie steht und lauscht und schweigt. –
Schweigt. – Und senkt die tränenschweren Lider,
Bis der Schmerz den Weg zum Mund ihr zeigt.
„Hüllen nach der Karmeliter Weise! –
Eine Maske!“ stöhnt sie leise.

„Eine Maske, daß ich mich drin berge.
Keiner soll mein Antlitz je mehr schaun.
Drinnen lauert grinsend schon der Scherge –
– Nicht die Folter! – Mich beschleicht ein Graun! –
Feuer! Flammen! daß ich drin verbrenne!
Eine Hexe! Ich bekenne! –

Wisset, daß mit meinen Flammenhaaren
Ich die ganze Welt in Brand gesetzt.
Wisset, daß es meine Richter waren,
Die an meiner Schönheit sich geletzt.
Ich bekenne, daß den Leib, mein Leben
Dem dort ich einst hingegeben!

Pietro d'Asti, hast du mich gerichtet? –
– Laßt mich einmal noch mich selber sehn,
Eh die Flamme liebend mich vernichtet.
Meine Schöne – muß sie doch vergehn! –
Schürt die Feuer! Laßt die Funken sprühen!
Laßt den Leib zu Asche glühen!“

Diana Neri hebt die weißen Arme.
Und die Richter stehen stumm verzückt.
Der nur mit dem Angesicht voll Harme,
Herrscht mit einer Stimme leiderdrückt:
„Bringt die Maske! Hüllt die Pracht der Glieder!
Keiner seh ihr Antlitz wieder!“ – – –

Monde gingen hin. Die Jahre schwanden.
In Verona tobt der Bürgerkrieg.
Mord und Aufruhr stürmen in den Landen.
Guelf! – Hie Ghibellin! – wem gilt der Sieg? – –
Friede. – Allen Gnade, die in Mauern
Dumpfer Kerker lichtlos trauern! –

Gnade! Gnade auch wohl für die Eine? –
Der mit Stolz Veronas Herzog ist,
Denkt an ihre Schöne, Lichte, Reine: –

„Schön und süß – auch wenn du treulos bist;
Diana Neri, was auch mag geschehen,
Einmal will ich dich noch sehen!“

Wieder strömt das Volk in dichten Mengen
Zum Gerichtspalaste hastend hin.
Vor den Toren sie sich gierig drängen,
Denn ein Weib, das richten sie dadrin. –
Eine Hexe? Längst verhallte Kunde
Wandert flüsternd durch die Runde.

„Diana Neri, wir erhoben Klage,
Einst, daß du mit Zauber uns berückt.
Heb die Maske, und die Wahrheit sage:
Wie du unsre Seelen hast verstrickt,
Daß wir sehnend gingen in den Tod,
Nur für deiner Lippen Rot?“

Diana Neri reißt die Maske nieder
Von dem gramverblichnen Angesicht.
Starr der Kläger steht. – Kennt ihr sie wieder? –
Und die Richter schaun und atmen nicht:
„O Madonna! Graun weckt dieser Leib!
Eine Hexe ist dies Weib!“

„Diana Neri? – Diana? – Ich verneine,
Daß dies Weib Diana Neri sei!
Das – das Haupt mit seinem Flammenscheine? –
Fremdes Weib, dich sprech ich los und frei! –
Diana – sind es dennoch deine Züge? –
Diana, sag mir, daß ich lüge!“ –

Diana Neri hebt die greisen Brauen,
Müde Augen zittern irr zum Ziel,
Bohrend fest sich, – und er stöhnt: „O, Grauen! –
Diana, meiner Rache war zu viel!“

Diana schüttelt wild die wirren Flechten:
„Ich“, so spricht sie, „will jetzt rechten! –

Sprachst so viel von meinen Sonnenhaaren.
D'Asti, wie gefallen sie dir nun?
Weißt du noch, wie süß die Lippen waren,
Ließest du die deinen darauf ruhn?
Möchtest du an ihren seligen Küssen
Jetzt wohl auch noch sterben müssen?

Warum hast du mich ans Licht gezogen?
Hatt gewöhnt mich an ein altes Leid.
Jetzt kommt jäh der Haß mir nachgeflogen,
Wilder Haß in alle Ewigkeit!
Wolltest dich an meinen Qualen weiden –
Wer trägt schwerer von uns beiden?

Ich verfluche dich mit meinem Fluche
Sollst ihn tragen durch die ganze Welt!
Diese Welt – die kalt im Leichentuche
Tote Liebe mir entgegenhält. –
Ach, daß ich doch ewig leben bliebe,
Zu verfluchen diese Liebe!

Wie sich's in mir drängt zum Grausen, Bösen!
Pietro, wenn ein Weib dir Liebe beut,
Will ich fluchend ihre Arme lösen!
Wenn dein Ehrgeiz auf nach Thronen dräut,
Will ich fluchend dich herniederzerren
In den Staub. – Ihr stolzen Herren! –

Kniet ihr jetzt und bettelt um Erbarmen?
Hattet ihr Erbarmen denn mit mir?
Aber ich hab Mitleid mit euch Armen:
Größer denkt die Hexe doch als ihr!“ –
Diana Neri reckt die dürren Glieder.
Geht. – Es sah sie keiner wieder.

Heinrich H. Fick.

Geboren am 16. August 1849 in Lübeck. Kam 1864 nach Amerika und 1868 nach Cincinnati. Lehrer, Journalist. Seit 1890 Leiter des deutschen Unterrichts an den öffentlichen Schulen Cincinnatis. Herausgeber von „Jung-Amerika", Monatsschrift für Schule und Haus. Dr. phil. (Ohio-University 1892).

In Vorbereitung die Sammlung: In Freud und Leid.

* Die Wandlung der Rose.

Die erste der Rosen,
An Blättern weiß,
Stand scheu in der Hecke,
Der Blumen Preis.

Da nahte sich schmeichelnd
Ein Sonnenstrahl,
Der herzte die Rose
Viel tausendmal.

Beglückt von der Liebe,
Die er ihr bot,
Ward schämig die Blüte
Allüber rot.

Es lieh ihr die Wonne
So herrliche Pracht,
Wie schönere Schöne
Kein Mensch erdacht.

Doch treulos von dannen
Der Strahl drauf schlich,
Und trauernd das Antlitz
Der Rose verblich.

Nun sproßt ihr am Stengel
Manch scharfer Dorn. –
Das ist ob des Falschen
Der Blume Zorn.

Ostern.

Und wieder zündet seine bunten Kerzen
Der Frühling an nach langer trüber Nacht;
Bei seinem Nahen sind vom Schlaf erwacht
Der Vögel liederfrohe Sängerherzen.
Des Winters eis'ge Spuren auszumerzen,
Hat er der Sonne Gluten neu entfacht,
Den leichtbeschwingten Zephyrwind gebracht,
Im Spiele mit dem jungen Grün zu scherzen.

Ermanne dich, mein Sinn, der ausgeschlossen
Du von der Lust dich wähnst durch Schicksalstücke:
Dir sei im Osterlicht das Heil ergossen.
Jetzt, da es lenzt, schlägt Hoffnung dir die Brücke.
Wie Frühlingslaub aus Winterschnee entsprossen,
Kehrt Frieden auch, nach Gram und Leid, zurücke.

Der Brückenwächter.

Ein Knäblein spielt dort am schimmernden Fluß,
Der Vater die Brücke bewachen muß.
Es ziehen die Schiffe das Ufer entlang;
Es kreuzt in der Höhe der Schienenstrang.

Den Kleinen behütet des Vaters Blick,
Ihm ist ja sein Söhnchen das größte Glück.

Da zeigt sich ein Fahrzeug; ein kräftiger Griff,
Dann dreht sich die Brücke dem nahenden Schiff.

Ein Schrei! der Knabe, weh! fiel in die Flut:
„O Vater, komm, rette das eigene Blut!“

Wohl schaut's der Vater, ihm krampft sich das Herz;
Schier will es vergehen in Jammer und Schmerz.

Denn, horch! in der Nähe schon donnert ein Zug,
Der eilt zur Stelle wie Sturmesflug.

Und schließt nicht der Wächter die Brücke sofort,
So stürzt der Zug in die Tiefe dort.

Dem schrecklichen Tode sind hundert geweiht,
Wärst, Vater, den Sohn du zu retten bereit.

Ein Zaudern, zur Seite sein Antlitz gewandt,
Dreht bebend die Brücke des Wächters Hand.

Wohl folgte der Vater dem Heischen der Pflicht, –
Doch nie schaut sein Kind mehr das sonnige Licht.

Karl August Fickeißen.

Geboren am 23. Oktober 1847 in der Rheinpfalz. Nachdem er seinem Vaterlande im Kriegsheer gedient, kam er anfangs der 70er Jahre nach Amerika, wo er längere Zeit als Lehrer tätig war. Steht an der Spitze eines Grundeigentumsgeschäftes in Brooklyn, N. Y. Viele seiner Gedichte wurden in weltlichen und religiösen Zeitschriften des Landes veröffentlicht. Ein Band derselben in Vorbereitung.

Res Sacra Miser!

Was jubelt ihr? Hört ihr den Ton der Klage,
Den Wehlaut nicht, der sich der Brust entringt?
Wie in den hellen Jubel dieser Tage
Die tiefe Saite einer Harfe klingt?
Wie in den goldnen Glanz der Weihnachtskerzen
Ein zitternd irrer, dunkler Schatten fällt,
Daß seufzend tief erkennen unsre Herzen:
Kein Tag ist wolkenlos auf dieser Welt?

Im Lebensbecher, aus dem alle trinken,
Ob reich, ob arm, ob Jüngling oder Greis,
Sehn manchmal wir den Wermutstropfen blinken
Im purpurnen Gefunkel tränenheiß.
Ein gütges Schicksal läßt ja manchen nippen
An diesem Becher nur, so dunkelschwer.
Ach, andre müssen mit verzerrten Lippen
Ihn trinken, trinken bis zur Neige leer.

Ich muß den Blick in Tränenfluten tauchen,
Wenn ich das Elend unsrer Großstadt seh. – – –
Von bleichen Lippen hör ich's plötzlich hauchen:
„Barmherzigkeit! Der Hunger tut so weh!
Herr, diese meine Hände, meine Waffen,
Einst wie von Stahl, sie müssen feiern nun,
Und – großer Gott! – die gerne möchten schaffen, –
Auch meines Sohnes finden nichts zu tun!“

Ich schaue in das Angesicht des Alten,
Der zitternd in dem Sturmwind vor mir steht,
Und ausgestoßen von der Welt, der kalten,
Nun schüchtern eine milde Gab erfleht.
Was hatte denn der Arme wohl verbrochen? –
Krankheit und seines Weibes früher Tod, –
So hat das Schicksal über ihn gesprochen.
Und dann die Arbeitslosigkeit, die Not!

Ich gab sie ihm. Was war die arme Gabe!
Ein Wassertropfen in dem Höllenbrand
Des Elends. Meine ganze kleine Habe
Wär auch nicht mehr! So hab ich's bald erkannt.
Ich gab das Silberstück mit einer Zähre,
Die perlend auf die blanke Münze fiel,
Dann trennte uns die kalte Atmosphäre,
Die Woge im großstädtischen Gewühl.

O stolze Stadt der Kirchen und der Tempel,
Du schöne, strotzende Millionenstadt!
Du trägst zur Schau des Reichtums goldnen Stempel –
Und deine Armen essen sich nicht satt.
Wohl fühlst du sie, und suchst die Not zu lindern.
In alle Tiefen wirst du nimmer sehn.
Von deinen tausend arbeitslosen Kindern
Die Hälfte muß da draußen hungernd stehn!

Das ist der Tropfen Wermut in dem Becher,
Den uns die Weihnachtszeit entgegenbringt,
Und schlürfend hält der lebensfrohe Zecher
Wohl mitten ein im Liede, das er singt.
Es will der Becher ihm so recht nicht munden,
Und wär gefüllt er auch mit Nektar mild.
Die Bitterkeit darin hat er gefunden;
Vor seine Seele trat der Armut Bild.

Drum, Bruder, wenn dir hell die Kerzen leuchten,
Am Baume, den die Liebe dir erhöht,
Gedenke doch des Armen in den feuchten
Zerschliss'nen Kleidern, der dort draußen steht.
Ruf ihn herein und laß die Liebe handeln,
Die heute von den Himmeln sich ergießt.
O sieh, der Wermutstropfen wird sich wandeln
In reinsten Nektar, der vom Himmel fließt. –

Und ob den Alten damals ich verloren,
Dort im Gedränge, – wo ich geh und steh,
Noch immer schallt sein Ruf mir in die Ohren:
„Barmherzigkeit, der Hunger tut so weh!" – – –
O sag, bist du dem Armen auch begegnet?
Hast du in seinem Elend ihn gesehn?
Und hat ihn deine milde Hand gesegnet,
Wie Engel segnend, die auf Erden gehn?

Joseph Erhard Fischnaller.

Geboren am 8. Januar 1862 in Innsbruck, Tirol. Eingewandert 1884. Eigentümer und Redakteur des deutschen in Akron, Ohio, erscheinenden Witzblattes „Sprühregen".

Keine Kunde.

Tief die Erde deckt der Schnee. –
Totenstill ist die Natur.
Totenstill ist Wald und Flur,
Und mein Herz fühlt schweres Weh.

Kalt vom Norden weht der Wind,
Treibt die Wolken vor sich her.
Von der Heimat überm Meer
Keine Kunde ich mehr find.

Sind sie tot, die ich geliebt,
Deren Freundschaft mich verband?
Wandeln sie in jenem Land,
Wo es Ruh und Frieden gibt?

Lange, lange ist's wohl her,
Seit ich von der Heimat süß
Abschied nahm und sie verließ,
Ziehend übers weite Meer.

Einsam irr ich durch die Welt.
Keine Seele denkt mehr mein.
Keines Glückes Hoffnungsschein
Meines Daseins Nacht erhellt.

Tief die Erde deckt der Schnee.
Totenstill ist die Natur.
Totenstill ist Wald und Flur,
Und das Herz hegt tiefes Weh.

Kuno Francke.

Geboren in Kiel am 29. September 1855. Besuchte die Universitäten Kiel, Berlin, Jena, München. 1884 von Berlin nach Cambridge, Mass., an die Harvard-Universität berufen, wo er Professor der deutschen Literatur und Direktor des Germanischen Museums ist. Dr. phil.

Mittag.

Ich stehe auf felsiger Halde,
Urwildnis weit und breit, –
Es rauscht überm dunkeln Walde
Rauschen der Ewigkeit.

Sonnenwogen ergießen
Sich wallend talauf, talab,
Und Riesenschatten fließen
Schweigend die Felsen hinab.

Es gleitet, gleitet, gleitet
Hinab der Erde Leid,
Und rings liegt ausgebreitet
Staunen und Seligkeit.

Dämmerung.

Waldesschweigen, Waldesgrauen;
Tief und tiefer sinkt die Nacht;
Über Fels und Busch und Auen
Wandelt stille Geisternacht.

Leise flüstert's in den Birken;
Nebel ziehen ahnungsschwer;
Und aus heiligen Bezirken
Weht der Allmacht Schauer her.

Beuge, beuge dich zum Moose!
Stummes Walten bete an!
Blick empor ins Grenzenlose,
Und durchs Dunkel schreit hinan!

Föhringer Hünengräber.

Unter den Hügeln am Gotinger Kliff,
Sicher vorm Feinde, vor Wellen und Riff,
Schlafen die Wikinger Helden.
Siegten sie einst im harten Strauß?
Zogen sie frisch durch Sturm und Graus? –
Niemand weiß es zu melden.

Nur die Möwen, wellauf, wellab,
Kreisen und kreisen ums Dünengrab;
Endlos dehnt sich die Heide.
Wolkenschatten, verloren im Raum,
Wandeln dahin über Busch und Baum,
Hin über Moor und Weide.

Geister der Vorzeit mit leisem Schritt
Weben und schweben und wandeln mit,
Dringen aus Gräbern und Grüften;
Und in endlos weher Klag
Über des Lebens verlorenen Tag
Flüstert und weht's in den Lüften.

Über die Hügel am Gotinger Kliff
Meine Kinder jachtern mit Jubelgepfiff;
Spielen die Zukunftshelden. – –
Wird von tücht'ger Mannestat,
Wird von edel gediegenem Rat
Euer Name einst melden?

Gruß Amerikas an Deutschland.

Ich weiß von einem Lande, dem bietet Jahr um Jahr
Des reichsten Glanzes Fülle die Hand des Schicksals dar.
Auf Flächen unermessen, aus tiefem Bergesschacht,
Reift golden ihm die Ernte, quillt ihm der Erze Pracht.

Gewalt'ge Ströme rauschen, rings flutet das Weltenmeer,
Aus Urwald und aus Prärie stürmt trotziges Leben her,
Und in dem Volke braust titanenhafter Sinn,
Nach allem Höchsten greift sein keckes Wagen hin.

Es rüttelt an den Bergen, es taucht in Meeresschlund,
Es spannt mit Eisennetzen den Fels und Urwaldsgrund.
Es schichtet Quader auf Quader bis zu den Wolken grau –
So werkelt es und hämmert an der Freiheit Riesenbau.

Ein ander Land auch kenn ich, ein Land gar lieb und wert,
Dort wird vergangner Zeiten Geheimnis noch geehrt;
Dort flüstern noch die Wälder manch dunkles Sagenwort;
Dort rauscht's noch in den Wogen vom Nibelungenhort.

Dort ragen noch alte Dome, so dunkel und wundergleich,
Dort sehnen noch Kinderherzen sich nach dem Himmelreich.
O Deutschland, von all deinen Kindern liebt keines dich so sehr,
Als wir, die Fremdgewordnen, die Deutschen überm Meer!

Du bist uns mehr als Mutter, bist unsres Lebens Ruh,
Du bist unser Träumen und Lachen, unsrer Arbeit Segen du.
Du setzest dem rastlosen Wagen bedächtig Maß und Zeit, –
Du weisest dem hastigen Blicke den Weg zur Ewigkeit.

Ernst Franz Ludwig Gauß.

Geboren am 31. August 1842 zu Stuttgart, kam 1859 nach Amerika, diente von 1861—1863 im Bürgerkrieg, besuchte dann vier Jahre lang theologische Seminare, wurde 1870 als evangelischer Geistlicher ordiniert, bediente hierzulande evangelische Gemeinden bis 1874, und von 1874—1878 solche im Kanton Zürich, Schweiz; kehrte dann nach Amerika zurück, trat 1880 aus dem aktiven Kirchendienst und ist seit 1886 Hilfsbibliothekar an der öffentlichen Bibliothek in Chicago.

Deutschland zu See und zu Land.

Sei stark, o deutsches Volk, vertraue deinem Gotte,
Er gab dir Kraft zur Wehr.
Dich schütze auf den Meeren deine Flotte,
Wie auf dem Land dein Heer.
Was immer kommt und droht, halt Stand:
Mit Gott für Kaiser und Vaterland!

Sei stolz, o deutsches Volk, laß deine Wimpel fliegen,
Und zeige deine Macht!
Der Selbstbewußte wird im Frieden siegen,
Eh noch der Kampf erwacht.
Dein Wahlspruch grüße jeden Strand:
Mit Gott für Kaiser und Vaterland!

Sei wach, o deutsches Volk, und wahre deine Ehre,
Wenn sie ein Feind bedroht,
Dir selbst getreu zu Land und auf dem Meere,
Unbeugsam bis zum Tod.
Selbstachtung sei dein starkes Band:
Mit Gott für Kaiser und Vaterland!

Sei klug, o deutsches Volk, und laß dich nicht beirren,
Auf deiner Siegesbahn,
Verschmähe alles Drohen, alles Kirren,
Entsage jedem Wahn.
Zur Umsicht ward dir der Verstand:
Mit Gott für Kaiser und Vaterland!

Sei gut, o deutsches Volk! dies ist der Völker Krone,
Und ist ihr wahrer Schutz.
Dem Guten seine Treu und Glauben lohne,
Dem Bösen biete Trutz.
Das Gute hat allein Bestand:
Mit Gott für Kaiser und Vaterland!

Sei groß, o deutsches Volk, durch Weisheit, Kraft und Tugend,
Im Denken, Wort und Tat!
Es leite und es zügle deine Jugend
Stets deiner Alten Rat. –
Du stehst in des Allmächt'gen Hand:
Mit Gott für Kaiser und Vaterland!

Julius Goebel.

Geboren am 23. Mai 1857 zu Frankfurt a. M. Kam als Knabe mit den Eltern von Deutschland. Studierte zuerst Theologie in Bloomfield, New Jersey, dann deutsche Philologie und Literaturgeschichte in Leipzig und Tübingen. Kehrte 1881 nach Amerika zurück. Zuerst Dozent der deutschen Sprache und Literatur an der Hopkins-Universität, Baltimore. Übernahm 1888 die Redaktion des „Belletristischen Journals". Folgte 1892 einem Rufe an die Stanford-Universität in California. Professor der deutschen Philologie und Literatur. Dr. phil., Schriftsteller.

Gedichte.

Schicksal.

Es duftet die knospende Frühlingsnacht
Am Rhein, am fröhlichen Rhein.
In grüner Laube, da lispelt's und lacht,
Und der Mond lauscht still herein.

„Mein Kind, mein Liebchen, und denkst du noch mein,
Wenn weit in der Fremde ich bin?
Wenn auf tosendem Meere, einsam, allein,
Nach dir sich sehnt mein Sinn?“ –

„Du hast mein Alles, du einziger Mann,
Mein Glück, mein Leben, mein Herz.
Du weißt, daß ich dich nur lieben kann,
Du kennst auch meinen Schmerz.“ –

Es duftet die knospende Frühlingsnacht
Am Rhein, am fröhlichen Rhein.
O junge Liebe! O leuchtende Pracht!
O Scheiden, was bringst du für Pein!

* * *

Im fernen fremden Lande,
Da liegt ein frisches Grab,
Es träumt so mild die Sonne
Durchs goldne Laub herab.

Und auf dem Grabe blühen
Viel Blumen frisch und bunt,
Ein fremdes blasses Mädchen
Kniet still auf heil'gem Grund.

Und wenn der rauhe Winter
Die letzte Blume traf,
Dann schläft das blasse Mädchen
Wohl auch den letzten Schlaf. –

Vergebung.

Abends, wenn aus Purpurwolken
Rosenschein die Welt erfüllt,
Steigt mir, wie aus Himmelstiefen,
Leis herauf dein süßes Bild.

Und ich seh die treuen Augen,
Seh die blaßgehärmte Hand,
Weinend sink ich auf die Kniee,
Blicke zu dir unverwandt.

Ach! vergib dem Ungetreuen,
Der dich einst so warm geküßt,
Dem der Kummer und die Reue
Nagend an der Seele frißt!

Und du hebst die zarten Hände?
Du vergibst? – Ich faß es nicht!
Weile, heißgeliebtes Mädchen! – –
Bleibe, süßes Rosenlicht!

Zum Gedenktage George Washingtons.

Nun laßt von Meer zu Meer die Glocken hallen,
Im Frühlingswind die stolzen Fahnen wehn,
Von Berg zu Berg die Freudenfeuer wallen;
Es naht die Freiheit sich aus Himmelshöhn.
Im Goldgewölk, mit Kränzen schwebt sie nieder:
Zum Heldengrab des größten unsrer Brüder.

Nacht war's. Aus tausend dumpfen Kerkerräumen
Erscholl der bange Ruf nach ihrem Licht.
Ach! Sehnen nur, und lautes Dichterträumen!
Man ahnte sie, doch kannte man sie nicht.
Da glühten überm Meer die Urwaldkronen,
Und du, o Freiheit, kamst bei uns zu wohnen.

Und von dem Pfluge, wie in alten Zeiten,
Riefst den Propheten du, den tapfern Held,
Dir glüht sein Herz im Frieden wie im Streiten.
Und staunend sah die kampfgewohnte Welt
Den heißerrungnen Herrscherkranz, den süßen,
Er legt ihn demutvoll zu deinen Füßen.

Drum laßt von Meer zu Meer die Glocken hallen,
Im Frühlingswind die stolzen Fahnen wehn,
Von Berg zu Berg die Freudenfeuer wallen.
Es naht die Freiheit sich aus Himmelshöhn:
Aufs Heldengrab trägt golden sie hernieder
Den Lorbeerkranz dem größten unsrer Brüder.

Martha Gödel.

Geborene Schmülling. Gebürtig aus Herford, Westfalen. Seit 1894 vermählt mit Pfarrer Carl Gödel, am Mary Drexel Home in Philadelphia.

Ein Frühlingslied.

Und wieder spricht der Herr: „Es werde!"
Und hebt mild segnend seine Hand.
Da kleidet sich die starre Erde
In ein smaragden neu Gewand.
In keuschen, zarten Farbentönen
Erstehn die Blumen aus der Gruft.
Aufjauchzend über all dem Schönen
Lebt neu die Welt in Frühlingsduft.

O seht die süße Augenweide,
Die Blüten rings im holden Flor!
Die Tulpe in dem Strahlenkleide.
Narzissen dort am Gartentor!
Leicht wiegt der Krokus sich im Winde,
Und Hyazinthen duften hier:
Des Frühlings wonnig Angebinde,
Ihr Blümchen all in zarter Zier!

Ich grüße euch mit meinem Herzen,
Und denke, wie ihr einst gelenzt
Dem Gottessohn, dem Mann der Schmerzen,
Die Marterstraße ihm bekränzt.

Als er zum letzten Passahmahle,
Zu Kampf und Sterben zog hinan,
Wie blühten da im Jordantale
Narzissen, Krokus, Tulipan!

Auf Anemonen und Violen
Hat hold sein Segensblick geweilt,
Wohl all die Blümchen, die verstohlen
Im Grase stehn im schlichten Kleid,
Sie breiteten die Blütenblätter
Zum weichen Teppich seinem Fuß
Und dufteten dem Menschenretter
Zu seinem Einzug süßen Gruß.

So ist mir jede Frühlingsblüte
Ein Mahnen an das Morgenland,
Ein Unterpfand von Gottes Güte.
Der wieder uns den Lenz gesandt
Und wieder schmückt die Erdenpfade
Mit Duft und Klang und Sonnenlicht,
Hat auch durch unsers Heilands Gnade
Den ew'gen Frühling zugericht't.

* Sommernacht.

Durch den sommerlichen Garten
Flüstert leis der Abendhauch –
Träumend stehn die weißen, zarten
Sterne am Hollunderstrauch.

Würz'ge Weihrauchwolken wallen
Vom Resedenbeete her,
Und dem Rosenstrauch entfallen
Bleiche Blätter, düfteschwer.

Wie die Lindenzweige beben
Unter ihrer Blütenpracht!
Aller Blumen Düfte schweben
Durch die stille Sommernacht.

Ohne Laute, ohne Töne
Loben ihren Schöpfer sie!
Doch in unerreichter Schöne
Edler, reinster Harmonie

Schwillt ihr Odem durch die Lüfte.
Wie ein golden Gloria,
Aufwärts wogen Opferdüfte
Gott dem Herrn: Halleluja!

Postludium.

Es klingt verhallend „Amen"
Durch das stille Gotteshaus
Und alle, die sehnend kamen,
Gehen getröstet hinaus.

Von der Orgel herab tönt leise
Ein feierlich, altes Lied –
Eine stille, selige Weise,
Die dich auf die Kniee zieht.

Dir selbst und der Welt entzogen,
Ferne von Schmerz und Glück,
Über der Töne Wogen
Klingt dir sein Wort zurück.

Mit dir im Herzensgrunde
Nimmst du, was dir geschenkt. –
„Das ist eine sel'ge Stunde,
Da man, Herr, dein gedenkt."

Konstantin Grebner.

Geboren am 1. März 1830 zu Bronnbach, Baden. Studierte in Heidelberg. Nahm 1849 an dem Aufstand teil, kam auf kurze Zeit nach Amerika, kehrte aber zurück nach England, Holland; ging dann nach Java und kam zum zweitenmal 1875 nach den Vereinigten Staaten. Seit 1883 deutscher Oberlehrer an den öffentlichen Schulen Cincinnati's. Verfasser verschiedener pädagogischer Schriften; auch als Journalist tätig.

* Der Kurier von Fort Yuma [1]).

Stumm liegt die Wüste im Mondenschein,
Über dem Sand kein Lüftchen sich hebt;
Lautlos schleicht der Coyote allein,
Einsam der Bussard hoch oben schwebt.

Kein Baum, kein Strauch an dem öden Ort;
Zitternd unter der eigenen Last
Wankt nur ein riesiger Kaktus dort;
Umschwärmt von Käfern mit glüh'ndem Glast.

Da, dumpf wie Steinwurf in weiches Land,
Tönt's und tönt wiederum durch die Nacht;
Näher kommt es wie Huffschlag im Sand:
Ein Reiter ist's in Soldatentracht.

---

[1]) Aus den Indianerkämpfen in Kalifornien nach dem mexikanischen Kriege; 1851 und später.

Von Yuma reitet er als Kurier
Zweimal nach San Diego im Mond,
Den einsamen Weg der Tage vier;
Nicht sich, sein Roß nur, der Wackre schont.

Diesmal hat er gefährlichen Ritt, —
Heinzelmanns Ruf um Hilfe geschwind
Trägt er im Briefsack verborgen mit:
Aufs Fort Rothäute im Anzug sind.

Und wie er spähend jetzt um sich schaut,
Gewahrt er, wie's beim Kaktus sich regt;
Er spornt an sein Pferd; da zischt es laut —
Getroffen er sich vornüber legt.

Wie aus der Erde brechen heraus
Wilde Apachen mit Schlachtenruf;
Den Reiter umsaust der Pfeile Graus,
Doch der beflügelt des Rosses Huf.

Weit voran den Verfolgern er stürmt,
Mit Hand und Zahn den Briefsack nicht läßt;
Der Tag bricht an, staketenumtürmt
Winkt dort die Station, sicher und fest.

Kein Ruf ertönt, doch laut schnaubt das Roß;
Man hört's und kommt, um nur noch zu sehn,
Wie der Kurier, durchbohrt vom Geschoß,
Zur Erde sinkt — um ihn ist's geschehn!

Sie schneiden den Sack ihm aus der Hand,
Der starren; lächelnd ins Morgenrot
Blickt er noch einmal, und rings ins Land.
Dann seufzt er tief — der Kurier ist tot ...

Holdt. — Am San Bernardino ein Stein
Kündet den Namen, doch nicht die Tat:
Wie Yuma durch sein Leben allein
Der wackre Deutsche gerettet hat.

* Die Brüder.[1])

Fünf Gruben im glühenden Wüstensand;
Vor jeder, gefesselt an Fuß und Hand,
Vom Stamme der Yuma ein Krieger kniet
Und mutig dem Tode ins Auge sieht.

Fertig stehn dreißig Soldaten zum Schuß
Im Glied, von den Gruben nur wenige Fuß,
Denen deucht's, wie den Schuldigen, Ewigkeit.
Bis tönt der Befehl: „Zum Feuern bereit!"

Abseits hält dorten ein junger Sergeant,
Ein Deutscher, als braver Soldat bekannt,
Am Strick den Häuptling, den blut'gen José,
Daß der die Gesellen erst sterben seh.

Das bat als einzige Gnade sich aus
Des Gilalands Schrecken, der Weißen Graus,
Doch tapfer und hochherzig auch zur Zeit —
Drum mag wie ein Führer er sterben heut.

Stolz steht er, nach oben den Blick gericht't,
Was um ihn her vorgeht, es rührt ihn nicht;
Die Reiherfeder nur trägt er als Schmuck,

---

[1]) Siehe vorige Fußnote.

Nicht scheint er zu fühlen der Fesseln Druck.

Da auf seinem Arm ein Zeichen gewahrt
Der Sergeant, gestochen nach Seemannsart.
„Ist das dein Name?" ins Ohr er raunt
Dem Yumahäuptling. Der hört es und staunt:
„Ja! Josef Herzog, das war einst mein Nam,
Wismar mein Heim, bis aufs Walschiff ich kam;
Vor Jahren floh ich das Schiff und die See
Und ward, was ich bin, der blut'ge José".

Dem Sergeant das Blut in den Adern starrt,
Doch zwingt er zur Ruh sich nach Mannesart;
Den Bruder er in dem Häuptling erkennt,
Doch nimmer er ihm seinen Namen nennt:

„Dein Landsmann bin ich. Nun fasse dich recht!
Entflieh! Leb wohl! Ich – ziele heut schlecht."
Ein Knall – ein Stöhnen. Dann „Greift ihn!" ertönt's.
Nun „Feuer!" – Fünf Tote. – Vom Felsen höhnt's:

„Adios Gringos!" Auf immer verschwand
Der blut'ge José aus dem Gilaland.
Doch dort der Sergeant liegt im Todesschmerz,
Von eigener Hand getroffen ins Herz.

„Nur gönnt mir", er flüstert, „ein ehrlich Grab!
Mein Bruder war's, dem ich die Freiheit gab;
Mich trieb das Erbarmen zu dieser Tat,
Doch wollt ich sterben als rechter Soldat!" ...

Vom San Bernardino die Sonne sinkt
Auf die abzieh'nde Schar, und mancher winkt
Aus den Reihn dem Begrabnen Abschied zu:
„Ade, Kamerad, und selige Ruh!"

* Bernhard Laiboldt.[1])

Mit sechstausend Konföderierten lag
General Wheeler vor Dalton, der Stadt,
Ließ stürmen die Schanzen wohl Tag um Tag –
Umsonst! Bald wußte er sich keinen Rat.

Denn drinnen, da hielten ihm Widerpart
Missourier Turner eintausend Mann,
Soldaten von rechter, deutscher Art;
Laiboldt, der Oberst, der führte sie an.

Sie waren von mancher Schlacht schon bekannt
Als „Zweites Missouri", mit Ruhm und Ehr,
Drum hatte den Posten General Grant
Den Deutschen vertraut zu Schirm und Wehr.

Zu halten die Stadt bis Sherman marschiert
Mit seiner Armee nach Georgia hinein;
Das war der Befehl, und Laiboldt pariert,
Müßt er unter Trümmern begraben sein.

[1]) Aus dem nordamerikanischen Bürgerkrieg, August 1864.

Nach jedem Sturm Wheeler dem Obersten schrieb:
„Ergib dich! Vergeblich ist Widerstand!“
Doch starr Laiboldt auf seinem Sinne blieb,
Und stolz wies den Vorschlag er von der Hand.

Der Südländer endlich ein Brieflein schickt,
Darinnen stand: „Ich möchte sprechen Dich“.
Doch wie der Deutsche die Worte erblickt,
Schreibt schnell er darunter: „Komm, hole mich!“

Staunend ruft Wheeler: „Wer so ficht und spricht,
Den stell ich Leonidas gleich als Held!“ —
Jetzt zögerte Sherman auch länger nicht;
Die Konföderierten räumten das Feld . . .

Drum wenn man im Krieg die Tapfersten nennt,
Echt deutsche Männer mit Herzen wie Gold,
Nennt von Missouri auch das Regiment
Und seinen Obristen, Bernhard Laiboldt.

M. Greenblatt.

Geboren am 2. Januar 1842 in Tann a. d. Rhön, absolvierte das Schullehrer-Seminar zu Würzburg, wanderte im Jahre 1866 nach Amerika aus. War Chef-Redakteur des „California Demokrat“ von 1880 bis 1897 und lebt seitdem in San Francisco.

* An der Jahreswende.

Ich grüß dich, traute Freundesschar,
Beim Klingen voller Becher,
Zum Scheiden schickt sich an das Jahr.
Silentium, ihr Zecher!
Ein Tropfen in die weite See,
Das ist vom Lied das Ende.
Mir ist so wohl und doch so weh
Zur Zeit der Jahreswende.

So mancher Wunsch blieb unerfüllt,
Und manche bittre Träne
Zur Stunde noch dem Aug entquillt
Ob fehlgeschlagner Pläne;
Es drückt ins Herz den Stachel scharf
Des Schicksals herbes Walten:
Nun sagt mir, ob ich klagen darf,
Wenn Neues folgt dem Alten?

Und doch – lenk ich den Blick zurück,
Will's wieder mich bedünken,
Als säh ich tausendfaches Glück
Aus alter Zeit mir winken.

O, wollet nicht von Ruhm und Gold
Ein schallend Loblied hören,
Mein Sang erzählt von Dingen hold,
Aus wahrer Schönheit Sphären.

Von Reizen, die, weil anspruchslos,
Der Menge sich verschließen,
Von Blumen, die im Waldesschoß
Und auf der Halde sprießen;
Von Wundern, die auf Land, im Meer,
Im Äther sind zu schauen,
Und von der Sterne glänzend Heer
Am Himmelsdom, dem blauen;

Von Freundschaft, wie der Fels so stark,
Die dann sich stets bewährte,
Wenn wühlend, in des Lebens Mark,
Das Schicksal stürmisch gährte.
Von mancher linden Mondesnacht,
Da nur die Engel lauschen,
Und wir, gebannt in Liebesmacht,
Selbst nicht mit ihnen tauschen.

So sind im Bund Kunst und Natur
Mit ihren reichsten Schätzen,
Verstehn wir ihre Sprache nur,
Uns weidlich zu ergötzen.
Doch stolzer noch hebt sich die Brust,
Wenn wir, anstatt zu frönen,
Der ungezähmten eignen Lust
Getrocknet fremde Tränen.

Nun sagt mir, ob ich jubeln mag,
Daß sich dies — Glück gewendet,
Ob grollen, daß an diesem Tag
Das alte — Weh beendet. —
Stoßt Freunde an! Im Becher sah
Ich blumige Gelände. —
Jetzt winkt uns Freude, schwindet Weh, —
Zur Zeit der Jahreswende.

* Weihnachten in California.

Willkommen heil'ge Weihnacht,
Des Jahres schönstes Fest,
Das Frühlingsahnung in der Brust
Allmächtig sprießen läßt.
Dich grüßt, was nach Befreiung ringt
Aus winterlicher Haft,
Dich segnet, dem in Not und Drang
Der Tatenmut erschlafft.

Nun schmückt zur Lust von Jung und Alt
Sich wiederum der Tann,
Aus Kerzenschein und buntem Glast
Webt sich ein holder Bann;
Ein hehrer Geist rauscht durch das Haus,
Ein Strahl ergießt sich mild
Herab von lichten Sternenhöhn,
Der alles Bangen stillt.

Einst kündetest Errettung du
Aus Sturm und Schnee und Eis,
Und senktest Hoffnung in das Herz,
Du grünes deutsches Reis;
Wir pflanzten dich in fremden Grund
Zu fröhlichem Gedeihn,
Nun wurzelst am Pacific Strand
Du, wie dereinst am Rhein.

Zwar lastet unsres Winters Hand
Nicht schwer auf Wald und Flur;
Eh streng er noch sein Zepter schwingt,
Verjüngt sich die Natur;

Kaum sank die Rose in den Schlaf,
Und schloß den Kelch zum Traum,
Drängt schon die Knospe sich zum Licht,
Regt sich der Saft im Baum.

Und dennoch — so im Sonnenland
Wie in dem Schneerevier
Des frohe Botschaft bringenden
Erlösers harren wir,
Der mit der Liebe Machtgebot
Der starren Selbstsucht wehrt,
Und uns des Alltags öden Tand
Durch seine Huld verklärt.

So halte Einkehr denn bei uns,
Du heil'ger Julfestgeist,
Daß Alt und Jung und Mann und Weib
Dein lichtes Walten preist!
Und wirkst du, daß der Reiche nicht
Den Armen von sich stößt, —
Und kräftigst du das Menschentum:
Dann ist die Welt erlöst.

So prächtig ist kein Königshaus,
So arm und klein kein Raum,
Daß nicht besel'gend fiel hinein
Ein Strahl vom Weihnachtsbaum.
Und ob er auch des Nordens Sproß,
Nicht stolzer stand er da,
Als hier im ew'gen Sonnenschein,
In California.

Karl Gundlach.

Geboren am 12. September 1852 in Springstille bei Schmalkalden, Sohn eines luth. Geistlichen. Studierte in Marburg. Ging dann zur Bühne als Schauspieler und Sänger. Kam 1887 nach Philadelphia. Gegenwärtig Schriftsteller, Korrespondent und Lehrer der spanischen und portugiesischen Sprache in St. Louis. Hat verschiedene Romane und Dramen verfaßt, von denen auch etliche aufgeführt wurden.

Gedichte.

Weihnachten am Michigansee.

Es kam ein Wind vom Michigansee,
Er brachte den Winter ins Land,
Er führte unter Eis und Schnee
Die Not an seiner Hand.
Und hinter ihm in wilder Hast
Viel ungeladne Gäste,
Sie drängen dreist sich mit herein
Zu meinem Weihnachtsfeste.

Dem Fenster Silberblumen erblühn
Und Silberfäden dem Haar,
Es zittert das Herz, einst stolz und kühn,
Vom Hauche der kalten Schar.
Und sieh, dem Eisesblumenglanz
Entsteigt es neckisch lugend,
Umschwebt mein Haupt im Elfentanz:
Die Träume meiner Jugend.

Ein altes Haus im deutschen Wald
Und ich am Michigansee:
Es weht der Weihnachtswind so kalt,
Mir wird so weich, so weh.
Die Zeit ist vorbei, ich zog hinaus,
Nach Glück und Ehren lugend.
Vergessen im harten Lebensstrauß
Die Träume meiner Jugend!

Was wollt ihr, wer hat euch aufgeweckt?
Was höhnt ihr mein graues Haar?
Im Grabe wähnt ich euch versteckt,
Vergangen, vergessen, was war.
In meiner Kinderspiele Tand
Habt ihr euch eingeschlungen – –
Das Spiel ist aus, das Leben schwand,
Die Träume sind verklungen.

Des Knaben blondes Lockenhaupt
Umschwebte euer Tanz,
Vom Stamm des Glückes, dichtbelaubt,
Verspracht ihr ihm den Kranz.
Gar manches blieb im Heimatland,
Was einst beglückt den Knaben:
Im stillen Grab am Weserstrand,
Da liegt auch ihr begraben.

Dort neben dem kleinen Kirchlein ist's,
Wo im Sommer die Blumen blühn,
Dort ruht eines treuen Mannes Herz
Von Vatersorg und Mühn.
Vorbei ist die Zeit, wo treu sein Blick
Gewacht auf des Knaben Wegen.
Hinaus in die Welt, trotz dem Geschick,
Unglück und Glück entgegen.

Die Jahre schwanden, die Sonne schwand,
Ich schaute trotzig zurück.
Und weiter ging's, und was ich fand,
War's Frieden, war es Glück?
Die Welt durchzog ich weit und breit,
Nach Ruhm und Ehren lugend. – –
Vergessen die Spiele der Kinderzeit,
Die Träume meiner Jugend.

Kalt bläst der Ostwind übers Meer,
Er kommt aus dem Heimatland,
Er flüstert mir Grüße vom stillen Grab
Am fernen Weserstrand.
Und mit ihm kommen in heiliger Nacht,
Nach meiner Seele lugend,
Aus dem vergess'nen Grab erwacht,
Die Träume meiner Jugend.

* Trenton.

Bei Trenton auf weißem Felde
In kalter Winternacht,
Da hält, die Muskete im Arme,
Ein hessischer Krieger Wacht.

Im fernen Heimatdorfe
Sitzt weinend sein Mütterlein,
Und friert in kalter Stube
Am Weihnachtsabend allein.

Im Fürstenschlosse zu Kassel
Tönt Jubel und Gläserklang:
Der Landgraf feiert das Christfest,
Umschmeichelt von Sing und Sang.

„Ein Hoch dem Landesvater!"
Jubelt die Höflingsschar – – –
(Wie bläst der schneidende Nordwind
Über den Delawar!) –

Es schmettern die Drommeten,
Es funkelt der perlende Wein – –
(Doch dort in der Flasche des Kriegers
Da friert der Tropfen ein.) –

„Kein Stückchen Brot, kein Feuer,
Verlassen von aller Welt, –
Ich will ja gerne sterben,
Wenn dir's, o Gott, gefällt!

Was ist an mir gelegen,
Mein Hort, ich komme schon!
Nur schütze, du Herr der Welten,
Im fernen Lande den Sohn!" –

Und stille wird's im Zimmer,
Das Mutterauge bricht. – – –
Der Landgraf hebt den Becher
Zum strahlenden Kerzenlicht:

„Den Wein bezahlt mir England,
Im Schatze häuft sich das Gold,
Das Blutgeld meiner Truppen,
Und für ihr Leben der Sold.

Millionen hab ich erworben,
Ich schmücke mir Stadt und Land:
Es preist mich das Volk der Hessen,
Und küßt mir dankend die Hand!" – – –

Sie trugen die Mutter zum Friedhof,
Kein Mensch das Geleit ihr gab:
Es deckt das Herz der Armen
Ein einsam schmucklos Grab. –

Hoch ragt vor dem Schlosse zu Kassel
Ein Standbild stolz ins Land,
Am Sockel künden die Worte:
„Dem Fürsten das Vaterland". – –

Und fern im Feld bei Trenton
Schläft ein verkaufter Mann:
Kein Kreuz, kein Stein, kein Hügel
Das Grab dir zeigen an.

Friedrich Adolph Harter.

Geboren am 29. Dezember 1843 zu Bärwalde in Pommern. Kam im 13. Jahre mit den Eltern nach Amerika, wo dieselben in Wisconsin sich ansiedelten. Machte den Bürgerkrieg in einem Illinoiser Kavallerieregiment mit. Eröffnete 1870 in Chicago eine deutsche Buchhandlung. Ist jetzt literarisch tätig. Seine „Erinnerungen aus dem Kriege" waren schnellstens vergriffen.

Offenbarung.

Ich schaut gen Osten, als der Morgen
Auf lichten Schwingen aufwärts stieg
Und alles, Feld und Wald und Fluren,
Wie in verhaltnen Wonnen schwieg.

Noch lagerte am Horizonte
Der Morgenröte zarter Flor,
Der, bald sich wandelnd, wie in Farben
Von Flammengluten wuchs empor.

Doch da erschien in ihrem Glanze
Der Sonne hohe Majestät,
Und rings erglühen nun die Weiten
Von ihren Strahlen übersät.

Es jauchzt der Wald in seinen Tiefen
Von dieser Lichtflut warm umhaucht.
Und jener Felsen hohe Klippen
Erscheinen wie in Gold getaucht.

Vom See, der wie in stillen Träumen
Bisher in seinen Ufern lag,
Ertönt geheimnisvolles Rauschen,
Aus Tiefen quillt's empor zum Tag.

Und alle Blümlein nicken grüßend,
Und alle Vöglein sind erwacht
Und schicken ihre Jubelchöre
Hinaus in diese grüne Pracht.

O, welch ein Bild und welch ein Leben!
Wie schön, wie unbegreiflich schön;
Welch Blühen, Duften, Leuchten, Jubeln,
Vom See aufwärts bis zu den Höhn!

Und wieder abwärts durch die Fluren,
Und überall in der Natur
Nur Harmonie und Friede, Schönheit
Und überall der Freude Spur. –

Mir ist so eigen in der Seele
Und Eins nur nimmt mein Denken ein:
Du kannst nichts andres, Gott im Himmel,
Als Liebe, Liebe, Liebe sein!

Die Schlacht von Beverly-Ford.[1]

Um Mitternacht, um Mitternacht,
Da wurd der Ruf uns hinterbracht:
Marschieren! marschieren!

Gesattelt war in kurzer Frist.
Dann Jeder aufgesessen ist:
Jetzt vorwärts! jetzt vorwärts!

Still fürbaß ging's in dunkler Nacht,
Bis endlich ist der Tag erwacht
Mit Prangen, mit Prangen.

So heiter glänzten Wald und Flur,
Als hielt besonders die Natur
Heut Sonntag, heut Sonntag.

Doch da ertönte überm Fluß
Wild dröhnend ein Kanonenschuß,
Wie Donner, wie Donner.

Zur Furt hinunter ging's im Trab,
Dann schritten in die Flut hinab
Die Rosse, die Rosse.

Und als am andern Ufer wir,
Betraten wir das Schlachtrevier:
Jetzt Vorsicht! jetzt Vorsicht!

Am Horizonte tauchten auf
Des Feindes Scharen Hauf an Hauf.
Wir jauchzten! wir jauchzten!

Erst hieß es: „Weiter noch nach West!“
Dann: „Zügel locker, Schenkel fest,
Zum Angriff! zum Angriff!“

Wie Sturm und Wetter ging es drauf.
Jetzt, Geist der Freiheit, schwing dich auf,
Und siege! und siege!

Wer noch mit Gott zu reden hat,
Der beuge sich, eh es zu spat,
Dann munter! dann munter!

Denn zischend sauste schon herbei
Des Feindes mörderisches Blei,
Wie Hagel, wie Hagel.

Zeig jeder jetzt, daß er ein Mann,
Und daß er mutig sterben kann
Fürs Höchste, fürs Höchste. — — —

Geworfen haben wir den Feind,
Vernichtet seine Flank erscheint,
Zertrümmert, zertrümmert.

[1] Am 8. Juni 1863.

Doch kurze Zeit nur ruht der Streit,
Dann wird mit frischer Wucht erneut
Das Schlagen, das Schlagen.

Von beiden Seiten fürchterlich
Die breiten Massen stauen sich
Wie Wogen, wie Wogen.

Betäubend die Kanonen schrein,
Und prasselnd schlagen in die Reihn
Die Bomben, die Bomben.

Entsetzlich tobt der wilde Kampf,
Nur Kugeln, Kugeln, Pulverdampf,
Kein Schonen, kein Schonen.

Zerrissen liegen Eich und Tann,
Und ächzend sinken Roß und Mann
Zu Boden, zu Boden.

So weiter ging es Stund um Stund,
Bis endlich ward die Nachricht kund:
Wir siegten! wir siegten!

Noch hier ein Schuß und dort ein Krach,
Dann kam zur Ruhe allgemach
Das Tosen, das Tosen.

Und feierlich, in hehrer Pracht,
Senkt sich herab die dunkle Nacht:
Welch Schweigen! welch Schweigen!

Ist's möglich, daß vor kurzer Zeit
So laut hier noch getobt der Streit,
Und blutig? und blutig?

Daß Klinge hier an Kling geblitzt,
Und daß den Rasen aufgeschlitzt
Die Kugeln? die Kugeln?

Nichts regt sich auf der weiten Flur.
Erstarrt, wie's scheint, ist die Natur
Vor Grauen, vor Grauen.

Nur drüben, dort, am dunkeln Wehr,
Sieht's aus, als huschten scheu umher
Gespenster, Gespenster.

Um Mitternacht, um Mitternacht,
Da haben trauernd wir gedacht
Der Toten, der Toten.

Der Weihnachtsbaum.

Leise aus der Ferne klingen
Glockentöne zu uns her,
Strahlend wandeln tausend Sterne
Über uns im Äthermeer.
Nacht ist es, doch wunderbarlich,
Welche Wonnen sie entfacht,
Welch ein Freuen, welch ein Hoffen:
Nacht ist es, doch welche Nacht!

Seit die Engel niederstiegen,
Kündeten die frohe Zeit,
Daß uns Christ geboren worden,
Hat ein Zauber sie geweiht.
Und die Völker, die da glaubten
An der Engel trostreich Wort,
Haben heilig sie gehalten,
Sie gefeiert allerort.

Mancher Brauch ist wohl entstanden,
Hat die Herzen warm entflammt,
Doch der schönste unter allen
Aus dem deutschen Walde stammt.
Weihnachtstanne, Weihnachtstanne,
Was wohl könnte schöner sein,
Zur Verherrlichung des Festes,
Als dein milder Kerzenschein!

Wenn Natur in ihrer Ruhe,
Zeigst du uns dein frisches Grün,
Wenn die Flocken draußen wirbeln,
Läßt du deinen Frühling blühn.
Stehst vor uns verheißend, deutend,
Daß nach langer Winternacht
Neues Licht und neues Leben,
Neues Hoffen uns erwacht.

Wo du leuchtest, da ist Freude,
Kinder jubeln neben dir,
Feinde reichen sich die Hände
Unter deinem Lichtpanier.
Vater, Mutter, Schwestern, Brüder,
Schließen froh des Kreises Rund,
Und erneuern fröhlich, selig
Treuer Liebe schönen Bund.

Auch Barmherzigkeit, die hehre,
Weilte stetig, wo du bist,
Daß mit milder Hand sie tröste
Da, wo Not zu lindern ist.
Und das ist das Wunderbare,
Daß in deiner Nähe Bann
Alles sich ins Schöne wandelt,
Und nicht anders wandeln kann.

Jeder, der dich einmal schaute,
Hält dein Bild im Herzen fest,
Hält es fest mit allen Fasern,
Daß es niemals ihn verläßt.

Selbst der Greis, der weißgelockte,
Denkend an der Heimat Dach,
Weint dir oft noch, tief ergriffen,
Eine stille Zähre nach.

Heilig ist ja manche Sitte,
Die die Völker sich bewahrt,
Aber willst du Weihnacht feiern,
Feire nach der deutschen Art;
Halte hoch, was dir geworden,
Denn, was deutscher Sinn gebar,
Was das deutsche Herz erschlossen,
Reicht nichts anderes dir dar.

Und nun wandre, liebes Bäumchen,
Um der weiten Erde Kreis:
Künde Freude, mildre Sitten,
Spute dich auf deiner Reis.
Wir, wir Alten wollen träumen
Unter dir den Kindestraum,
Während Kinder dich umjubeln:
Sei gesegnet, Weihnachtsbaum!

Richard Heine.

Geboren am 18. August 1857 in Wolfshagen, Braunschweig. Durch Krankheit des Vaters am Studium verhindert, lernte er in Berlin die Verfertigung von Lederwaren. Kam 1881 nach Amerika. Etablierte 1891 ein Lederwarengeschäft in Brooklyn, N. Y.

* In der Heimat.

Wo die himmelhohen Tannen,
Die ich einst als Bäumchen sah,
Über mir zum Dom sich spannen,
Lieg im Moos ich träumend da.

Durch Alleen von schlanken Stämmen
Grüßt mein Dorf vom Tal herauf.
Hinter grünen Wiesenkämmen
Rauscht des Bergstroms wilder Lauf.

In dem Häuschen dort am Bache,
Wo der Gischt den Felsen küßt,
Unter jenem trauten Dache
Hab ich's Licht der Welt begrüßt.

Unter jener alten Linde,
Übern schmalen Gartensteg
Zeigte Mütterchen dem Kinde
Seinen ersten Lebensweg.

An dem Fenster hinter Reben,
Unterm spitzen Giebelfach,
Wo die Schwalbennester kleben,
Lauscht ich Lerchenschlag gemach.

Kirch und Schul, in Schattenkühle, —
Dort mein erstes Lied erklang.
Hörst im Grund die alte Mühle,
Wo ich mit dem Burschen rang?

Bin das Dörfchen still durchgangen,
Keiner kennt und grüßt mich mehr;
Die einst jubelnd mit mir sangen,
Keiner tritt mehr zu mir her.

Nur die Bachstelz auf den Stufen
Wippt und nickt mir trillernd zu,
Grad als wollt sie kennend rufen:
Alter Freund, das bist ja du!

Und der Fink im Apfelbaume
Schlägt so kräftig noch wie je.
Jahre ziehn vorbei im Traume,
Jahre voller Blüt und Schnee. –

Ob ich gleich Veränderung schaute,
Viel nicht mehr erkennen mag: –
Tannenduft und Vogellaute
Sind noch wie vor Jahr und Tag!

Ernst Henrici.

Geboren am 10. Dezember 1854 in Berlin. Studierte Literatur, Archäologie, Jurisprudenz. 1878 Dr. phil. Wandte sich der Topographie und dem Ingenieurfach zu. Begab sich 1887 auf Forschungsreisen nach Westafrika, später nach Südamerika, wo er Eisenbahningenieur und in Zentral-Amerika Plantagenbesitzer wurde. Seit 1902 Maschineningenieur in Baltimore. Schrieb verschiedene wissenschaftliche Werke, auch die Dramen: Nausikaa, Herostratus, Boëtius, Charlotte Corday, Gwenn. Begründer der Baltimorer Blumenspiele. Herausgeber des Blumenspielbuch 1904.

Aztekenblume. – Indiana.

* Jägers Lieb.

Droben, wo die Tannen stehn,
Hatt ich ein Lieb;
Mußt unter die Soldaten gehn,
Weiß nicht, wo's blieb.
Rechts um und links um,
Kehrt und grad aus,
Bald sind drei Jahr herum,
Da geh ich nach Haus.

Komm ich in das Dörfelein
Gar schmuck und stolz,
Will nun wieder Jäger sein
Droben im Holz.
Gäb wohl 'nen tücht'gen Schmatz
Im grünen Tann
Meinem herzliebsten Schatz –
Weiß nur nicht wann?

Haben sie mich ausgelacht,
Buben und Dirn;
Hat's mir ganz heiß gemacht
Herz gar und Hirn:
„Kaum hast den Kopf gewandt,
Brach sie dir die Treu,
Abends im Oberland,
Abends im Heu."

Nun da das Sternlein scheint,
In den Tann mich's trieb,
Hab ich mich satt geweint
Ums verlorne Lieb.
Ist auch so öd die Welt,
Fest will ich stahn:
Ein braver Jäger hält
Treu zu Büchs und Fahn.

Die Friedens-Hexe.

War einstmals eine alte Hex
An meinem Kreuzweg gesessen!

Es hat das klapperdürre Gewächs
Mit Grünaugen fast mich gefressen.

Sie blickte mir forschend auf Stirn und Hand,
Starrt totkalt mir in die Augen
Und sprach in den Wind und kratzt in den Sand
Hexsprüche, die nichts taugen:

„Wirst finden auf Erden, du, du, du,
In Süd, West, Ost und Norden,
Auf Bergen und Meeren nicht Rast noch Ruh,
Wirst deinen Frieden morden".

„Schweig still, Dürrhexe, was freut oder plagt
Meine Unrast dich oder Frieden?
Hab nimmer chno nach Ruh gefragt. –
Geh, Hex, deine Suppen sieden!"

Der Sturm will tosen mit sausender Hast,
Die Flamme will fressen und zehren,
Und die Memmen nur wimmern nach Fried und Rast
Und lecken sich ihre Schwären.

Laß sie Frieden pred'gen und beten um Ruh,
Bis Mark und Bein ihnen rotten,
Und die Herzen rotten beim Gold in der Truh
Und die Seelen wie Eintagsmotten.

In Kampf und Not bei Tag und Nacht,
Bis das letzte Morgenrot dämmert:
Meine Seele verschrieb ich dem Gott der Schlacht,
Der das eherne Schicksal hämmert.

Wann klingt die Trompete, wann ruft sie zum Streit,
Wann grünen die Lorbeer-Reiser?
Wann trag ich noch einmal dein Ehrenkleid,
Mein Vaterland, mein Kaiser?

Will nicht um Leben, um Gut und Geld,
Will um Krieg und Sieg nur werben:
Du Herr der Schlachten, du Sturmgott der Welt,
Laß mich keinen Strohtod sterben!

* Das Leben.

Ein rastlos Wogen,
Ein Kommen und Ziehen,
Ein Steigen und Fallen
Des weiten Meeres:
Das ist das Leben, –
Das anfanglose
Und endelose,
Millionengestaltig,
Und doch nur eines, –
Der ewig großen
Mutter Natur.

Und aus den Wogen,
Den nimmermüden,
Steigen Tropfen
Gen Himmel strebend,
Zu dichter Wolke
Droben im Äther,
Furchtsam sich ballend,
Um müde wieder
Zur Tiefe zu sinken.

Ein Wasserstäubchen
Des Lebensmeeres
Ist der Mensch.
Eine kurze Weile
Steigt er empor
Und spiegelt des Lichtes
Köstliche Strahlen
In sich wieder:
Sinkt zurück dann
Zum großen All.

Blendend leuchtet
Die strahlende Sonne
Der ewigen Wahrheit

Durch alle Räume.
Aber das Auge
Des Staubgebornen,
Nimmer vermag es
Den Glanz zu fassen,
Und Blindheit trifft
Den allzu Kühnen.

Und doch spiegelt
Das kleinste Tröpfchen
Einen Teil
Des reinen Lichtes;
Dieses dunkler,
Jenes heller:
Alle zusammen
Im Regenbogen
Die eine Lichtflut.

Selige Lust,
Aus dem Meer des Lebens
Einmal zu steigen
In lichtere Höhen;
Selbst zu strahlen
In milderen Tönen
Deines Lichtes,
Leuchtende Wahrheit;
Selber zu sein
Ein Spiegel des Lichtes.

Leben gabst du mir,
Große Mutter,
Leuchtende Schöne,
Allnatur.
Liebreich nimmst du
Das bebende Stäubchen
Einstmals zurück
An dein Mutterherz,
Wo du es rastlos
Zeugend gebarest.

O, nun laß mich,
Allgewalt'ge,
Noch ein Weilchen
Dich erschauen,
Und mich baden
In deinem Lichte;
Laß es mich spiegeln
In dunkler Röte,
Bis du mich heimrufst –
Das müde Tröpfchen.

* Epikur.

Dämmernd dehnen sich die weiten Hallen,
Aufwärts strebt der Säule Marmorschaft,
Und des Morgenlandes Düfte wallen,
Wolken zitternd, von des Weihrauchs Kraft.
Über dunkelblauen Meereswellen
Glüht das letzte ferne Abendrot,
Und des Westens Atemzüge schwellen
Kaum das Segel in dem Fischerboot.

In der Marmorhallen milder Kühle,
Sinnend über Menschheit und Natur,
Ruht auf seines Lagers weichem Pfühle,
Auf dem Pantherfelle Epikur:
„Nimmer, nimmer wird der Mensch ergründen
Jenes Rätsel, das sie uns gestellt,
Wie sich aus des Nichts endlosen Schlünden
Einst mit Zeugungskraft erhob die Welt.

War's ein Gott, der diese Welt geschaffen?
Warum gab er uns des Denkens Qual,
Aber nicht des Geistes Siegeswaffen,
Ew'ger Wahrheit auch nicht einen Strahl!
Hat ein blinder Zufall nur gewaltet,
Der Lichtfunken in ein Chaos trug –
Oder ist, was uns erscheint gestaltet,
Nichts als einer Täuschung eitler Lug?"

In der erzgetriebnen Lampen Helle,
Sinnend über Kunst und die Natur,
Ruhte auf dem weichen Pantherfelle,
Lächelte zufrieden Epikur:

„Was die Weltenwahrheit ist, verhülle
Sich vor meinem blöden Angesicht,
Doch ich greife in des Lebens Fülle,
Denn mein Leben ist ein Trugbild nicht.

Bringe Wein von Chios Marmorfelsen
Du, Egyptens mandeläugig Kind,
Schenke aus der Kannen Silberhälsen,
Eh die Lebensblume knickt im Wind.
Deinen kaum erwachten jungen Busen
Hüllt wie Morgenduft ein dünner Flor:
Schön bist du, wie des Parnassus Musen,
Anmutreich wie holder Grazien Chor.

Lächelnd schenkt die Jungfrau ein den Becher,
Und er leert ihn – wieder schenkt sie ein,
Kühlung wehend mit dem Straußenfächer –
Aber neue Gluten facht der Wein.
Und er füllte aus der Silberkanne
Ihr den reichsten goldenen Pokal:
„Evoë!" ruft er im Schönheitsbanne,
„Evoë!" jauchzt sie im Bacchanal.

„Zu des neuen Lebens Weihefeier,
Da der Jugendmorgen uns noch lacht,
Reiche mir das Plektron und die Leier,
Stimme ein mit süßer Klänge Macht!"
Und die Leier bebt in weichen Tönen,
Und die Jungfrau weinbegeistert sang;
Wahrheit fand der Weise in dem Schönen,
Das mit Götterwonne ihn durchdrang.

Rascher schwirrt das Plektron durch die Saiten,
Und des Niles Nymphe läßt zum Tanz
Ihrer Anmut Schleierhüllen gleiten,
Wiegt sich in der Lichter Zauberglanz.
Süßen Chiosweines Flammen fluten
Durch die jungfräulichen Adern heiß,
Und die Mandelaugen lodern Gluten,
Heischen blitzend ihres Tanzes Preis.

Zwischen Lampen wirbelt sie die Füße,
Bläst die Lichter lächelnd kreisend aus,
Winkt dem Weisen glüh'nden Taumels Grüße,
Schlingt um ihn der Locken reich Gekraus.
Und er schlürft mit ihr aus voller Schale,
Und sein Arm die Jungfrau fest umflicht –
Aus den Händen sinken die Pokale,
Und sie löscht der letzten Lampe Licht.

Johannes Hensen.

Geboren am 6. Mai 1879 in Königshügel, Schleswig-Holstein. Studierte im theologischen Seminar zu Kropp. Kam 1901 nach Amerika, wo er in Iowa ein Vikariat übernahm. Seit 1903 luth. Pastor in Nordwest-Canada. Leduc, Alta, Kanada.

* Vergiß mein nicht.

„Vergiß mein nicht!"
Bat deiner Augen Strahl,
Als ich dich sah zum
Allerletzten Mal . . .

„Vergiß mein nicht! –
Auch nicht im fernen Land!"
Bat, Abschied nehmend,
Deine kleine Hand . . .

„Vergiß mein nicht!"
Batst du im letzten Kuß. –
Das war dein letzter
Lieber Abschiedsgruß.

* Unter der Linde.

Der Lenzwind spielte flüsternd
Im blüh'nden Lindenbaum,
Viel junge Herzen träumten
Den süßen Maientraum,
Und Minnelieder sangen
Die Vögelein im Chor. –
Wir saßen unter der Linde,
Der Linde vor dem Tor. –

Wir beide ganz alleine,
Wir saßen Hand in Hand,
In heilig-ernstem Schweigen,
Das keine Worte fand.
Dann zog ihr weißes Händchen
Zur Lippe ich empor. –
Das war dort unter der Linde,
Der Linde vor dem Tor. –

Dann fragt ich sie: „Mein Herzchen,
O sage, liebst du mich,
So wie ein deutsches Mädchen,
So recht herzinniglich?"

Da klang aus ihrem Munde
Ein leises „Ja" hervor. –
Das war dort unter der Linde,
Der Linde vor dem Tor. –

Und ihre Augen sprachen:
Ich liebe dich allein!
Und ihre Küsse sagten:
Dein will ich ewig sein!
Und unsre Herzen fühlten
Ein Glück wie nie zuvor. –
Das war dort unter der Linde,
Der Linde vor dem Tor. –

Jetzt sitz ich oft, gedenkend
Des goldnen Jugendtraums,
Des blonden deutschen Mädchens,
Des grünen Lindenbaums,
Des Orts, wo meinen Frieden
Auf immer ich verlor. –
Dort unter der blühenden Linde,
Der Linde vor dem Tor. –

* Heimkehr.

Es ist dieselbe Stelle hier,
Wo wir einst Küsse tauschten.
Dieselben Bäume sind es auch,
Die unsern Schwüren lauschten.
Es ist dasselbe Bänklein noch,
Gemacht von Sand und Rasen,
Wo wir manch süße Liebesstund
Allein zusammensaßen. –

Es ist derselbe Waldpfad hier,
Wo wir oft beide gingen. –
Dieselben Lieder sind's wohl auch,
Die heut die Vöglein singen.

Und auch die schlanke Birke noch
Hier unter knorr'gen Eichen,
In deren Rinde eingekerbt
Stehn unsre Namenszeichen. –

O Jugend! Goldne Maienzeit!
O Glück, du erstes Lieben!
Doch Mai und Minne – Lust und Lenz,
Wo seid ihr jetzt geblieben?
Ach, an demselben Ort will's mir
Heut doch so anders scheinen! –
So einsam ist es hier – so still!
Ich möcht nur weinen – weinen! –

* Auf der Prairie.

Stille Öde – baumlos, wesenlos –
Weite Prairie ringsum – frisch beschneit.
Wie ein leblos-starres Totenmeer –
Wie ein großes, weißes Sterbekleid! –

Dunkle Wolken hängen schwer herab,
Spannend das Gewölbe riesengroß
Ob dem weiten, weiten Riesengrab –
Totenstill die Steppe – regungslos!

Ich allein hier auf der kahlen Flur!
Ganz allein auf diesem öden Feld!
Sonst von Leben keine, keine Spur!
Wie im Grabesschlummer rings die Welt!

„Du allein in dieser Öde hier?
Ganz allein?“ Die Seele leise fragt –
„Wohnt ein Gott nicht über – neben dir?
Ist es Irrtum, was der Glaube sagt?“

Und nun teilt sich jäh die Wolkenschicht,
Heller wird das düstre Firmament –
Und in reinem, weißem Silberlicht
Dort ein Stern am Himmelsdome brennt.

Nein, ich bin nicht ganz alleine hier!
Gott, ich spüre deines Daseins Hauch!
Du, der wohnt da droben über mir,
Bist auf weiter öder Prairie auch!

* Sylvesternacht.

Dumpf dröhnt's vom Turme: zwölf! herab –
Geschieden ist das alte Jahr!
Wir stehn an seiner Totenbahr –
Wir stehn an seinem offnen Grab.

Es klingt uns wie ein Sterbelied
Der Glockenton, so dumpf und hohl:
„Du altes Jahr, schlaf wohl, schlaf wohl!
Du warst ja alt und matt und müd!“

Doch Leben stets der Tod gebar –
Es folgt der sternlos schwarzen Nacht
Ein Morgen, da die Sonne lacht!
Dem alten folgt das junge Jahr.

Wohlan, du neugebornes Kind,
Glück auf in unserm Erdenland!
O spende Glück mit reicher Hand,
Wo so viel Menschen glücklos sind!

* Menschheitsringen.

Es ringt die Menschheit! – Liebe kämpft mit Hassen,
Wie's immer, immer auf der Erde war! –
Und o wie klein der wahrhaft Großen Schar!
Wie groß der Kleinen, der Gemeinen Massen!

Noch schwitzt die Liebe rotes Blut auf Erden,
Wie dort am Ölberg in Gethsemane –
Noch muß sie leiden tausendfältig Weh! –
Und doch der Sieg, er muß und wird ihr werden!

Adalbert von Heyne.

Geboren am 25. Dezember 1836 in der Festung Neiße in Schlesien, als Sohn des preußischen Hauptmanns und Garnison-Verwaltungs-Oberinspektors Karl von Heyne. Lutherisch erzogen. 1862 nach New York ausgewandert, trat Heyne noch in demselben Jahre in ein New Yorker Freiwilligenregiment und wurde im Kriege bei Fredricksburg durch beide Beine geschossen. Diente dann bis Ende des Krieges im Invalidenkorps. Nach dem Kriege mehrjährige Reisen nach Honolulu, San Francisco, Chicago, Deutschland. Seit 1870 Reisen in Oregon, in Californien, als Ansiedler und Landwirt, zurzeit Mitglied der Redaktion der „Germania“ in Los Angeles. Als Dichter außerhalb Californiens bislang ganz unbekannt. Gedichtsammlung im Manuskript.

Señorita mia.

Meiner kleinen Señorita
Mit den bronzefarbnen Zügen,

Mit den schwarzen Feueraugen,
Die wie Meteore fliegen;

Mit des Schopfes langen Schweifen,
Die wie flücht'ger Rosse Mähnen
Lustig in die Lüfte flattern,
Gilt mein Denken und mein Sehnen.

Meine kleine Señorita
Hat mit ihrer Blicke Necken,
Mit dem heimlichen Ermuntern
Und dem plötzlichen Verstecken;
Mit den Reizen, die den Zauber
Semitrop'scher Blüten tragen,
Des Naturkinds freiem Wesen,
Mächtig mich ins Joch geschlagen.

Dort in jener öden Bergschlucht,
Mit dem längst verfallnen Schachte,
Tummelt sich die Fee, in deren
Zauberbann ich täglich schmachte.
Dichtbewachsne Felsenhänge
Drängen sich von allen Seiten.
Welche Lust, dort, auf dem Saumpfad,
Nah dem Haus vorbei zu reiten!

Ja, ich weiß, es naht die Stunde,
Der so manche Seufzer galten,
Die mir's gönnt, die wilde Schönheit
In den Armen festzuhalten;
Ihr mit meinen dreisten Lippen
Froh den kleinen Mund zu stopfen,
Brust an Brust gestemmt zu fühlen
Ihres Herzens stürmisch Klopfen.

Señorita, Señorita,
Kobold meiner neck'schen Träume,
Siehst du nicht, wie ich vergeblich
Oft in deiner Nähe säume?
Merkst du nicht, wer all der wilden,
Tollen Ritte Ziel und Scheibe?
Du, o Nixe, bist es, der ich
Leib und Seel verschrieben bleibe!

* Die beraubte Mutter.

Auf dem Mississippiflusse,
Auf dem „Vater aller Ströme"
Braust das Dampfschiff hin mit Macht;
Unter der lebend'gen Fracht
Prangt ein Weib von zwanzig Sommern;
Hält im Arm den muntren Knaben,
Ihren Schatz, den goldgelockten,
Dessen Äuglein hell, die blauen,
Froh der Welt entgegenschauen.
Mutterliebe, Mutterlust
Schwellt die junge Menschenbrust.

Weh! Bevor der Tag entschwindet,
Wird dem Weib ihr Schatz entrissen.
Tückisch ist des Flußgotts Sinn;
Warf die junge Knospe hin
Mit dem Gifthauch der Miasmen.
Und der Dampfer hemmt die Räder,
Und die Emigranten tragen
An das Land die junge Leiche.
Unter einer fremden Eiche
Sinkt ins Mississippi-Grab
Ihres Lebens Glück hinab.

Wieder jagt der Dampf die Räder,
Braust das Schiff mit schrillem Gruße
An Plantagen grün vorbei. —
Da erschallt ein laut Geschrei.
Herzzerreißend sind die Töne.
Wilden Auges, händeringend
Steht am Rand die junge Mutter,
Und sie kämpft, hinabzuspringen. —
Starke Männer mit ihr ringen.
Mutterliebe, Muttertreu,
Ewig klingt dein Lied aufs Neu.

Weit noch geht die lange Reise
Nach der neuen Heimatstätte.
Doch was gilt ein Paradies
Gegen ihren Knaben süß,
Den am Fuß der Lebenseiche,
Dort, wo heiß die Dünste steigen,
Einsam sie zurückgelassen!
Ihr entrissen Kindesleben
Kann kein Gott ihr wiedergeben. —
Mutterliebe, Mutterschmerz,
Dich begreift kein Manneshertz!

* Lonesome Horse.

In der „Blauen Berge“ Schluchten,
Wo zum Bach die Quellen fließen,
Zu dem Bach, deß helle Wasser
Ins John Day Tal sich ergießen,
Hab ich, wenn vom Wanderfieber
In Naturas Bann gezogen,
Nach des Leibes harten Touren
Sinnend oft der Ruh gepflogen.

Saß ich einst zur Mittagsstunde
Einsam dort im Traum versunken,
In dem Mund die Tabakspfeife,
Vor dem Blick des Krautes Funken;
Als im Hintergrund ein Rascheln
Hurtig mich den Kopf hieß wenden,
Und ich sah ein seltsam Wesen
Freundlich seinen Gruß mir spenden.

's war ein Indianerkrieger,
Tiefgebeugt vom Schnee der Zeiten,
Dessen schwere Narben sprachen
Von der Rothaut heißem Streiten,
Und er ließ an meiner Seite
Ruhig sich im Grase nieder,
Und aus meinem Tabaksbeutel
Rauchten wir wie Stammesbrüder.

„Glücklich muß mein Vater leben“ —
Sprach ich — „in der Seinen Mitte,
Wo ein Schwarm von Kindeskindern
Spielend springt um seine Hütte.
Langer Jahre späten Abend
Hat der große Geist gegeben
Ihm, der zu des Volkes Taten
Oft den Tomahawk ließ heben.“

Da begann im Herz des Alten
Offenbar ein mächtig Kämpfen,
Das mit indian'scher Würde
Er geschickt verstand zu dämpfen.
Lang er schwieg mit starren Zügen;
Doch ich drang in ihn, zu sprechen,
Und es glückte mir, des Herzens
Tiefgefrornes Eis zu brechen.

„Fremdling, hier, von diesen Bergen“ —
— Sprach er — „schaue die Gefilde,
Die, bevor dein Volk gekommen,
Voll von Roten, reich an Wilde.
Alles, was hier Gott gegeben,
War das Eigentum der Meinen.
Längst schon decken sie die Steppen
Mit den bleichenden Gebeinen.

Jenseits, dort im Osten wohnte
Feindlich uns das Volk der Schlangen.
Oft sind unsre jungen Krieger
Gegen sie zu Feld gegangen.
Mancher ward der Kopfhaut ledig
In sein Dorf zurückgetragen.
Zahlreich wie der Vögel Schwärme,
Wurden stets sie heimgeschlagen.

Doch, wie selbst die harte Eiche
Fällt des Beiles häuf'gen Streichen,
Sollt auch unsre Kraft verbluten
Ob unzähl'ger Kriegerleichen.
Sieh, so sank das Volk der Meinen
Unter Kämpfen und Beschwerden
Hin, bis nur ein schwaches Häuflein,
Wie zum Spott, verblieb auf Erden.

's war zur Zeit der Beerensuche.
Nahebei am Bache krochen
Weib und Kind in den Gesträuchen
Täglich schon seit sieben Wochen.
's war zur Mittagsstund, wie heute.
Um das Feuer schmauchend saßen,
Die nicht noch mit vollen Mäulern
Vom gedörrten Hirschfleisch aßen.

Plötzlich stieg ein Stimmgebrause
Gellend auf zum blauen Himmel.
Hundertmäulig aus der Runde
Kam der Ruf zum Schlachtgetümmel.
Buntbemalt auf den Gesichtern
Sprangen auf uns ein die Schlangen,
Die, auf ihren Bäuchen kriechend,
Uns im engen Kreis gefangen.

Fruchtlos war der Unsern Kämpfen;
Alle fielen sie, die Meinen,
Bis zum jüngsten Enkelkinde;
Keiner blieb, mit mir zu weinen.
Ich allein entkam im Laufe.
Trauernd zähl ich jetzt die Tage.
Sieh, so kam's, daß ich den Namen
«Einsam Roß» im Lande trage.

Was der große Geist beraten –
Sei's, sein Name sei gepriesen!
Hin, die einst beim Lagerfeuer
Tabaksrauch gen Himmel bliesen!

Fremdling mit dem Bleichgesichte,
Friede sei auf deinen Wegen.
Lonesome Horse wird bald die Glieder
Für die Wölfe niederlegen."

Sprach's, stand auf und grüßte winkend.
Wie ein Geist verschwand er wieder.
Und mir ging durchs Herz ein Klingen
Düstrer Indianer-Lieder.
Seltsam ward's in den Gebüschen.
Rasch ich lief, mein Roß zu fangen;
Ritt hinab und träumt im Tale
Nachts vom Überfall der Schlangen.

* Vasco Nuñez de Balboa.

(Der Entdecker des Stillen Meeres.)

Vasco Nuñez de Balboa!
Von Veraguas Andenkamme
Schaut herab auf die Gefilde
Westwärts er mit seinen Mannen.
Spähend schickt er seine Blicke
Übers Land im weiten Bogen;
Doch ihn fesselt stets aufs Neue
Fern im West des Meeres Fläche.

Eine Welt wogt ihm im Busen
Heut, als das betürmte Banner
Auf des Kammes Rücken pflanzend,
Jene See er schweigend grüßte.
Keiner der Gefährten kannte
Seines Traumes quälend Locken.
Dort im West winkt die Erfüllung;
Drum auch schwingt er froh den Degen.

Jener Eisenmänner einer
War der Ritter de Balboa,
Die im Dienste zweier Welten
Die Unsterblichkeit errangen.
Doch wie keinem von den Tapfren,
Die das Vaterland entsandte,
Schlug ein Herz ihm an den Panzer,
Voll von großen, kühnen Plänen.

Sprach zu ihm einst der Kazike,
Eines Fürsten edler Sproße,
Zornentflammt ob der Gefährten
Wilder Gier nach blanker Beute:
„Ist es Gold, ihr bleichen Männer,
Was euch treibt, euch zu zerfleischen, –
Lenkt gen Mittag hin die Schritte,
Zieht ins Land der goldnen Sonne!

Steig hinauf in das Gebirge,
Und auf seinen luft'gen Koppen
Wird im West ein Meer dich grüßen,
Unabsehbar deinen Blicken.
Südwärts dann entlang den Ufern
Findest du des Tagsgestirnes
Fernes Reich mit seinen Tempeln. –
Ungezählt sind seine Schätze."

Was des Waldes Sohn verheißen,
Halb zur Wahrheit ist's geworden;
Denn dort blinkt die See, die helle,
Und die Küste streicht nach Süden.
Feurig, mit beredten Worten,
Weist Balboa sie den Kriegern. –
Dankend auf das Knie hinsinken
Rittersmann und Ordensbruder.

Vorwärts nun, in aller Heil'gen
Und der reinsten Jungfrau Namen,
Geht der Marsch zum Meeresstrande,
Unter der kastil'schen Fahne.
Angekommen, in die Fluten
Tritt er mit erhobnem Schwerte,
Zu verkünden, daß Fernandez
Herr sei dieses weiten Meeres.

Heut mit der gefeiten Klinge
Sprengte er die feste Pforte
Zu den Hallen der Geschichte,
Er, des Stillen Meers Entdecker.
Ruhm, was gilt vor dir ein Leben!
„Nimm's, wenn ich mein Werk vollendet!"
Flüsterte sein Mund, als nächtlich
Er den Sternen brünstig dankte.

* * *

An dem neuentdeckten Meere,
Das im Traum ihm jüngst noch winkte,
Regt sich jetzt ein frisches Leben
Unter Vascos Herrscherauge.
Eine Stadt wird, wo die Fluten
Einsam sonst die Klippen wuschen. .
Axt und Schwert und Donnerbüchse
Sprechen laut zum roten Manne.

Wie sie kämpfen, wie sie jagen,
Gold und Perlen zu erraffen! –
O, daß Gier nach schnöder Beute
Wird die Mutter hehrer Taten! –
Alle, wie sie hergekommen,
All die kühnen Männerherzen
Trieb der Durst nach den Metallen
Westwärts auf die wilden Meere.

Vasco nur, der Vielen einer,
Brach entzwei des Mammons Ketten,
Seit ein Wink ihm kam von oben,
Daß zu Großem er geboren;
Daß der Gott, der Spanien schütze,
Ihn zum Rüstzeug hab erkoren.
Drum nach Bessrem ging sein Trachten;
Hoch schlägt jetzt des Busens Woge.

Fürderhin dem Ziel, dem großen,
Nur dem einen dient sein Leben;
Ihm nur rinnt in seinen Adern
Jeder Tropfen seines Blutes:
Auf dem Schutt der Sonnen-Tempel
Seiner Kirche Kreuz zu pflanzen,
Mit der reichsten aller Kronen
Spaniens Wappenschild zu schmücken.

Durch die steilen Andenpässe
Zieht's wie Römerlegionen;
Doch anstatt der Adler tragen
Romas Kreuz jetzt ihre Sprossen.
Denn es gilt, den Zug zu rüsten
Nach der Inkas fernem Reiche,
Nach dem Land, wo Tempeldächer
Von gediegnem Golde blitzen.

Schiffe zimmert er im Osten,
Schickt sie auf der Wilden Schultern
Stückweis übers Hochgebirge
Nach der Bai der Perleninseln.
Und mit jedem Tage nähert
Sich das Werk dem großen Ziele. – – –
Aber, ach, im Buch des Schicksals
Anders stand's für ihn geschrieben!

Großer Seelen bittrer Hasser
War der König von Kastilien,
Ließ des Argwohns Gall empfinden
Jeden, der ihm redlich diente;
Doch der Schmeichler fand ihn willig,
Der Verleumdung Wort zu lauschen.
Seht, drum schickt er seinen Höfling
Jetzt mit Henkersschwert und Kette!

Vasco Nuñez, große Seele,
Bald wird nun dein Stern erblassen,
Da so nah du schon dem Ziele,
Ihm, dem Gipfel deines Hoffens.
Und die Bahn, die du gebrochen,
Wird ein andrer froh beschreiten.
Reif zum Schneiden sind die Lorbeern
In der Inkas fernem Reiche.

* * *

Am Gesims des Kerkerfensters
Lehnt der tapfre Vasco Nuñez;
Blickt hinaus zum Licht des Himmels,
Schaut hinauf zum Buch der Sterne.
Bald zum letzten Mal geschlagen
Hat sein Herz, das stolzbewegte:
Morgen soll das Auge brechen,
Das die Stille See erspähte.

Doch kein Henker kann vernichten,
Was zur Ewigkeit erkoren.
Recht wird ihm, dem Mann der Taten,
Von der Nachwelt Richterstimme.

Vasco fühlt's; ihn schreckt kein Ende;
Bei den Sternen weilt sein Sinnen.
Zum Gestirn zu Häupten oben
Scheint er tiefbewegt zu flüstern.

Hoch und höher wächst im Halblicht
Die Gestalt des Eisenmannes,
Siegesstolz, wie als zum Strande
Er Hispaniens Mannen führte.
„Ruhm, was gilt vor dir ein Leben!"
Keiner hört den Ruf; doch eine,
Sie, der Weltgeschichte Muse,
Fängt ihn auf mit raschem Stifte.

* * *

's war ein Tag der Angst und Sorge,
Scheu und leis nur ging die Klage,
Als hinaus zum Blutgerüste
Man des Volkes Liebling führte;
Ihn, der in des Glückes Stunde
Jedermann sein Recht gegeben,
Der geteilt sein Brot und Lager
Willig mit dem letzten Krieger.

Im Kastell, das Volk zu meiden,
Harrt des Königs falscher Richter.
Draußen springt ein jäher Blutstrahl,
Und ein Haupt rollt auf den Boden.
Und es prahlt ein blanker Herold
Von des Königs hehrem Namen,
Von dem Namen, den soeben
Frisch ein ew'ger Schandfleck deckte.

Land und Meer und reiche Schätze
Gab dem König Vasco Nuñez;
Gab den Schlüssel ihm zum Hafen
Seiner Silber-Gallionen.

Königlich ihm Jener dankte
Mit dem blanken Henkersschwerte,
Des Verräters Sündenlohne. — — —
O, Gerechtigkeit der Fürsten!

In des Lebens besten Tagen
Hingemordet, Volk von Spanien,
Ward der Mann, der deinem Ruhme
Opferfreudig Tempel baute.
Laß der Sühne Werk ihm werden!
Sichtbar weit, auf hohem Gipfel
Setz ein Denkmal dem Heroen,
Das der Nachwelt Völker schauen!

Ein verspätet Totenopfer
Klingt mein Lied, o Vasco Nuñez,
Dir und deinen kühnen Taten.
Mein Gebet, es steigt zur Muse.
Schick, o Göttin, deinen Funken
In ein sterblich Menschenherze,
Daß ein ewig Lied erklinge
Ihm, des Stillen Meers Entdecker!

Alfred Walter Hildebrandt.

Geboren am 29. Januar 1862 zu Schkeuditz, Provinz Sachsen. Besuchte die Universität Halle von 1884—1888, leistete seiner Militärpflicht Genüge in Magdeburg. Eingewandert 1890. Seit Januar 1904 Pastor der evangelisch-lutherischen Gemeinde zu Greenfield, Mass.

Gedichte.

Das deutsche Volkslied.

Du hast mit deiner schlichten Weise
Mein Herz gebracht in deinen Bann;
Daß ich aus deinem Zauberkreise,
Der mich umschlingt so lieb und leise,
Mich nimmermehr befreien kann.

Es sang mit deinem süßen Klange
Die Mutterliebe mich zur Ruh;
War noch so tränennaß die Wange,
Die Mutter sang! und beim Gesange
Schloß mir der Schlaf das Auge zu.

Beim frohen Reigen um die Linde
Erklangst du in der Sommernacht.
Der Liebste sang's dem schmucken Kinde,
Der Wanderbursch im Morgenwinde,
Und der Soldat auf stiller Wacht.

Da ich nun fand auf fremder Erde
Nach langem Wandern Ruh und Rast,
Bliebst du in Treue mein Gefährte,
Und bist an meinem neuen Herde,
Du, deutsches Lied, mein liebster Gast.

* Waldes Abendlied.

Tief unten liegt zu meinen Füßen
Im Abendfrieden Tal und Stadt,
Die Engel gehn mit goldnen Grüßen
Von Baum zu Baum, von Blatt zu Blatt.

Vom Tale kommen sie geschritten,
Hier zärtlich weilend, dort in Hast,
Es zittert unter ihren Tritten
Das bunte Laub von leichter Last.

Auf jedes Blättchen schreiben leise
Mit flücht'gem Finger sie ein Wort,
Dann schweben auf der Himmelsreise
Sie höher, immer höher fort.

Und wo sie gehn, beginnt's zu rauschen
Von ihrer Schwingen süßem Klang;
O laßt dem letzten Licht mich lauschen,
Wie sich's ergießt am Waldeshang.

In klingend klare Feuergluten
Hüllt sich des Berges Gipfel bald. —
Nun wogt um mich der Töne Fluten:
„Gott ist die Liebe!" singt der Wald.

* Meiner Frau.

Du schrittest über meine Schwelle,
Die Diele war geflickt und rauh;
Doch Stub und Herz ward licht und helle,
Als du erschienst, geliebte Frau.
Die Heimchen, die verstummt am Herd gesessen,
Sie grüßten uns mit frohem Zirpereim,
Und als zusammen wir das Mahl gegessen,
Ward mir das Haus verwandelt in ein Heim.

Du weißt doch noch? Wir schritten beide
Erregt durchs überschneite Land.
In süßer Lieb und herbem Leide
Sich willig Hand und Lippe fand.
Du wolltest mich, ich wollte dich nicht lassen,
Ob auch die kalte Welt uns schuldig sprach,
Und über uns, den Liebenden, mit Hassen
Gedankenlos den Stab des Richters brach.

Von dir und von der Heimat Scholle
Schied ich, doch ungebeugt und kühn;
Ob drüben überm Meere wolle
Für dich und mich ein Glück erblühn,
Wo einst der Irokese Bären jagte,
Auf Bergeshöhe schlug ich auf mein Zelt,
Und als ich dir das Wörtchen: „Komm nun!“ sagte,
Bist du gefolgt mir in die neue Welt.

Wohl war's ein Kämpfen und ein Streiten.
Bergauf, bergab ging unser Pfad;
Doch immer war's ein Vorwärtsschreiten
Mit dir, mein guter Kamerad.
In breiten Straßen und in engen Gassen
Bliebst du an meiner Seite treu und dicht,
Und fühlt ich mich von aller Welt verlassen,
Von dir verlassen fühlt ich doch mich nicht.

Das dank ich dir! Du hast gegeben
Nicht nur den Sinnen flücht'gen Rausch,
Du gabst dein Herz zum Liebesleben,
Ich gab dir meins in sel'gem Tausch.
Verlodert ist uns nicht der Liebe Feuer,
Der heiligen, ob auch die Jugend schied;
Am trauten Herd sing ich in ewig neuer
Verehrung dir, mein Weib, ein Liebeslied.

Ich hab gewollt.

Auch ich bin einer von denen,
Den viel verhöhnten, verlachten,
Die mit heißem, heimlichem Sehnen
Nach fernen blauen Höhen trachten;
Die, unbekümmert, was die klugen Leute sagen,
Nach Unerreichbarem Verlangen tragen;
Die mit dem Adler möchten schweben
In reiner Luft,
Über der Sorgen grämlicher Gruft,
Über dem grauen Alltagsleben;
Die die tiefsten Meere möchten durchschwimmen
Und die allerhöchsten Berge erklimmen.

Du Schwacher!
Siehst du die Neider, die Spötter, die Lacher?
Vom Sturm der starken Gedanken umwettert
Bin ich höher und höher geklettert,
Und habe, vom heiligen Feuer umblitzt,
Mir Hände und Füße blutig geritzt.
Da dünkt ich mich hoch und die Ebne so flach!
Doch schnell und jach
Flog mir ins Genick
Der Kopf; und vor dem bebenden Blick
Steht steiler und höher, als je ich ihn sah,
Umloht schon vom Abendsonnenschein,
Im ewigen Schnee und Eis allein,
Der Gipfel des Bergs, der ersehnte, da.

Erreich ich dich nimmer,
Der so verheißend und lockend winkt,
Der blendend blinkt
In Schimmer und Glimmer?
Soll ich, verzehrt von wildem Gram
Oder weinend vor Wut und Scham
Mich still zurück zu Tale schleichen?
Nein, vorwärts! aufwärts! ich will nicht ruhn,
In starkem Streben, in rüstigem Ringen
Nicht andern, nur mir selbst genug zu tun,
Und immer weiter zur Vollendung dringen.
Die Kränze, die mir Menschenmeinung flicht,
Ich achte sie, doch buhl ich um sie nicht;
Und Frauenpreis und Männerehren,
Ich kann sie leichten Sinns entbehren.

Nur eine einzige Blume kann mich locken,
Die nirgends sonst, nur auf dem Gipfel blüht,
Vor dem der Schwachen und der Feigen Schritte stocken,
Die nur dem Mutigen und Starken glüht.
Und ist's auch steil und weit,
Und geht's durch Klipp und Klamm und starre Einsamkeit:
Ich schreite verwegen
Aufwärts, vorwärts, dem Ziele entgegen.
Und sollte mir's nimmer gelingen,
Und müßt ich den wilden Wunsch bezwingen,
Und strömte dahin mein Lebenssaft,
Eh ich pflückte die Blume der Meisterschaft, –
Ja, ob zerschmettert auch mein Streben in den Abgrund rollt:
Ich hab gewollt!

Die Schlacht bei Oriskany.

Wo sich der Mohawkriver in enge Täler zwängt
Und sich durch Waldeshügel mit schnellem Laufe drängt,
Da kauert in den Büschen, dem Panther nah verwandt,
Mit seinen Mohawkkriegern der Häuptling Josef Brant.

Sie ließen sich verlocken durch Englands rotes Gold;
Mit ihnen sind die Hessen, die stehn in gleichem Sold.
Die lauern nun hier oben auf wald'gem Bergeskamm,
Wie unten sie sich nähern auf rauhem Knüppeldamm.

Da bleibt ein Wagen stecken, der Führer kam in Hast
Seitab vom schmalen Wege hinein in den Morast.
Nun sperrt er die Passage mit ungefüger Wucht,
Und wenn man fliehen wollte, verhindert wär die Flucht.

Die Nachhut nur ist drüben noch auf der andern Seit,
Da hört man wie im Walde ein wilder Adler schreit.
Und plötzlich wird's lebendig im stillen Waldesschoß,
Als bräch mit ihrem Schrecken die ganze Hölle los.

Mit grellem Kriegsgeheule stürzt es sich in die Kluft,
Die nackten braunen Leiber durchschneiden flink die Luft.
Ein Pfeil- und Kugelregen saust von den steilen Höhn,
Wie in den hohen Alpen den Hagel peitscht der Föhn.

Heut gilt es nicht zu jagen im Wald den flinken Hirsch,
Heut gilt es höhre Beute, heut gibt es bessre Pirsch;
Die dicken Bauernschädel der Tomahawk zerbricht,
Mit Kolben und mit Messer der deutsche Bauer ficht.

In dichtem Handgemenge packt jeder seinen Mann,
Der Gegner packt den Gegner im engen Ringkampf an.
Ja selber mit den Zähnen in Wut man sich zerfleischt,
Pardon wird nicht gegeben, Pardon wird nicht geheischt.

In erster Reihe kämpfte Herkheimer hoch zu Roß,
Kaltblütig, unerschrocken, da trifft ihn das Geschoß.

Der Schimmel wird getötet, zerschmettert ihm das Knie,
Man sah den Helden fallen, ihn zittern sah man nie.

Den Sattel läßt er nehmen vom Pferd, und durch den Sumpf
Läßt er auf ihm sich tragen zu einem alten Stumpf.
Dort angelehnet bleibt er, wie sehr es um ihn kracht,
Und lenkt mit hellem Worte und scharfem Blick die Schlacht.

Man will ihn weiter schaffen, doch leidet er es nicht:
„Ich will dem Feinde schauen," so spricht er, „ins Gesicht."
Holt aus der Tasche Tabak, auch Stahl und Schwamm sich dann,
Steckt in dem Schlachtenlärme sich eine Pfeife an.

Wie das die Pfälzer sehen, ('s war mancher schon im Fliehn)
Da scharen sie zusammen sich wiederum um ihn;
Und wenn ein Mann empfänget den blut'gen Todeskeim,
Mit desto kräft'gern Streichen der Nebenmann zahlt's heim.

So geht das grauf'ge Morden im engen Tale fort,
Bis Herkheimer den Seinen gibt das Kommandowort:
„Kein Einzelkampf! Zu Paaren nun eure Reihen schließt;
Der eine muß dann laden, indes der andre schießt."

Das wirkt. Wenn nun zum Angriff der Wilde grimmig springt,
Im Anschlag stets liegt einer, der ihn zur Strecke bringt.
Und mancher tapfre Krieger und mancher Häuptling wild
Zieht hin zum großen Geiste, ins große Jagdgefild.

Schon atmen hoch die Deutschen in Siegeshoffnung auf,
Da sehen sie vom Hügel in ungestümem Lauf
Dem Feind zur Unterstützung 'ne Schlachtkolonne ziehn;
Sie kennen wohl die Fahne, es sind die „Royal Green".

So mancher ist darunter, mit dem im Mohawktal
Zusammen sie gesessen beim festlich heitern Mahl,
Zusammen sie als Nachbarn das Ackerland bebaut,
Zusammen Bier getrunken, am eignen Herd gebraut.

Da packt die wackern Bauern ein namenloser Grimm:
„Verräter," schallt's, „Verräter, nimm dies, und das nimm hin!"
Das Zielen und das Schießen, das dauert viel zu lang,
Sie springen nach der Gurgel dem Feind in wildem Drang.

So wogt das Kampfgetöse im Tale und im Wald.
Da horch! Kanonendonner von Stanwix her erschallt.
Die Tories und die Wilden, sie stehn erschrocken still,
Sie ahnen, daß nichts Gutes er ihnen künden will.

Es wanken ihre Reihen, zu jäher Flucht gewandt,
Und unter deutschen Hieben fliehn sie ins offne Land.
In ordnungslosen Scharen ergießt sich's durchs Gefild,
Sie wollten sein die Jäger, und wurden nun das Wild.

So ist der Sieg erfochten, doch nur um teuren Preis;
Kein Haus im Mohawktale, das nicht von Trauer weiß.
Achthundert Männer zogen von Dayton mutig aus,
Zweihundert sind gefallen, still zieht der Rest nach Haus.

In ihrer Mitte tragen sie sanft den General,
Es traf die Todeswunde den „Held vom Mohawktal".
Dem neuen Vaterlande zahlt so der Freiheit Lohn
Mit seinem Blut und Leben der Pfälzer Bauernsohn.

Vor dem Kruzifix.

Du schaust mich an mit vorwurfsvollen Blicken,
Bin ich's doch nicht, der dich ans Kreuz geschlagen!
Weshalb denn dieses traurig-stumme Fragen?
Weshalb des dornumkränzten Hauptes Nicken?

Der dich gebunden mit den starken Stricken,
Der ins Gesicht dir spie in feigem Wagen,
Der dich verfolgt mit Haß und Neid und Plagen:
Ihm magst du diese Todesblicke schicken.

Doch warum mir? Ist rein nicht mein Gewissen?
Kann ich nicht vor dein Kreuz getrost mich stellen?
War ich nicht treu in deinem Dienst beflissen?

„Du bist der Mann!" hör ich ins Ohr mir gellen.
Da stürz ich in die Knie, von Reu zerrissen,
Und in dem Herzen heiße Tränen quellen.

Julius Hoffmann.

Geboren in Worms am 12. Dezember 1840. Studierte Medizin in Gießen, Heidelberg, Jena, Berlin, Freiburg, und Baden. Viel gereist in Europa, Asien, Afrika. Weltreise 1889, Bermudische Inseln 1888, 1890, Cuba 1900. Hielt eine große Anzahl wissenschaftlicher Vorträge in Amerika und Japan. Dr. med. New York.

Herbstzauber am Lake Siskowit.

Es ragen die Bäume im Tal,
Recken aus wehenden Nebeln zumal
Die mächtigen Wipfel empor.
Bleich blickt die Sonne vom Himmelstor.
Doch jetzt bricht strahlend sie hervor, –
Verscheuchend die Nebelschleier bald.
Sein Herbstkleid legte an der Wald:
Scharlach, purpurn, goldenbraun,
Lieblich und keck gar anzuschaun.
Dazwischen Streifen von tiefem Grün,
Hebend das lust'ge, lachende Blühn.
Goldrut und Aster, am Wege stehend,
Staunen, verwundert zur Höhe sehend,
Vor nie geschauter Herrlichkeit
Der satten Töne weit und breit.
Nicht ist der Herbst ein unwirscher Greis.
Das machen euch krankhafte Dichter weis.

Nicht ist er grau, mit Grau gesäumt,
Wie's trübe Einbildung sich erträumt.
Ein holder Zauber weit und breit!
So bunt ist ja kein Sterbekleid!
Und höher und kühner reckt Stamm
sich und Haupt,
Wer's nicht gesehn, es schwerlich glaubt.
Es reckt sich und streckt sich zur Sonne
empor,
Es dröhnt und rauscht wie ein Riesen-
chor:
Wir sind die Mannen,
Die alles bannen,
Wir sind die starken,
Ewigen Marken,
Wir sind die Riesen,
Die himmelhoch sprießen.
Wir sind die Recken,
Die starken und kecken.
Wir sind die Götter,
Uns scheert kein Wetter,
Die höchsten der Welt,
Drüber nur's Sternengezelt;
Denn der himmlische König
Geniert uns wenig!
Und drauf im Tenor
Des Blattwerks Chor:
Wir sind die Kleinen,
Die zarten, die feinen;
Wir lispeln und lauschen,
Wir rascheln und rauschen;
Wir flimmern, wir schimmern,
Wir weben, wir schweben;
Zu unsern Füßen
Den Waldbach wir grüßen! –
Darauf das Geäste: –
Wir tragen das beste,
Die braunbronzne Pracht;
Wir wiegen sie sacht,
Die Frucht voll Saft,
Voll Süße und Kraft;
Doch wenn Mutwill erwacht:
Ihr Blumen habt acht,
Wir decken im Nu
Euch allsamt zu! –
Und sie rütteln und schütteln;
Es rasselt, es prasselt,
Es hollert, es kollert;
Die Bucheln, sie kugeln;
Es klatschern die Eckern,
Die süßen, die leckern;
Es platzen die Käsften,
Die stachligen, festen;
Und im Nu sind erschreckt
Die Blumen bedeckt.
Und der Blätter schimmernde Pracht
Voll Übermut hat noch gelacht, –
Gelacht, daß es scholl,
Daß es klang, daß es schwoll
Hinab zum azurnen See,
Wo haust im Felspalast die Fee,
In dämmernden Schatten,
Mit den Freunden, den satten,
Den schlüpfrigen, glatten:
Dem fleckigen Molch und dem schillern-
den Echs,
Dem goldgrünen Frosch mit dem sanften
Gequäx;
Bei Seespinn und Assel, bei Schildkröt
und Hecht,
Bei dem quappligen, zappligen, schleim'-
gen Geschlecht.
Und von Schildpatt die Leier sie nimmt
von der Wand,
Von der Seespinn mit klingenden Saiten
bespannt,
Und es tönt, tönt leise seltsame Weise:
O du dunkelnder, funkelnder,
Strömender, rollender,
Fließender, grollender,
Wallender, schäumender,
Lockender, träumender
Ritter im stahlblauen Eisenkleid, –
Bergessohn, heut bin ich bereit,
Willst du mir nahn, mich zu umfahn?
Hinter den Höhen sinkt uns die Sonne,
Die gönnt uns auf Erden schon himm-
lische Wonne.
Und die Kronen rings an den Bäumen
Neigen sich sanft zu seligen Träumen,
Scheidend von Goldlicht umflossen,
Von sonnigem Glanz übergossen.

Sieh, sieh! es dunkelt, es taucht die Pracht
Sich in milde, milde Sternennacht.
Die Seele hüpft entgegen dir,
In Wollustschauern vergeht sie schier.
Mir ist in meinen wirren Sinnen,
Ich müßt mit dir in eins zerrinnen.
Aufzieht schon sanfter Nordlichtschein
Als Hochzeitslamp in Strahlen herein,
Es flimmert bläulich, silbern, gold: –
Der Himmel ist unsrer Liebe hold!

Friedrich von Holdt.

Geboren am 22. August 1860 in Hamburg. Kam 1882 nach Amerika. Ging als Landschaftsgärtner und Obstzüchter nach Colorado, war später vier Jahre lang Redakteur und Herausgeber deutscher Zeitungen in Denver, wo er noch wohnt.

* Dem deutschen Wald.

Dort oben, weit jenseits des Lebens,
Nichts um mich als Felsen und Schnee,
Da sollt ich die Fernsicht genießen.
Doch's Herz ward mir bange und weh.
Tief unter mir krüpplige Föhren,
Auf öder, einsamer Halde.
Da flog mir die Sehnsucht von dannen
Zum fernen deutschen Walde.

Und wieder auf westlichen Steppen,
Zu Füßen nur endloses Gras,
Vergebens ich späht nach dem Schatten.
Das Auge, es wurde mir naß.
Durch Tränen sah ich sie schimmern,
Die blühenden Wiesen und Felder.
So sah ich Deutschlands Auen,
Und Eichen- und Buchenwälder.

Das Mondlicht lag auf dem Meere,
Als einsam am Maste ich stand.
Und leise kam es gezogen:
Das Heimweh nach deutschem Land.
Kehr um, kehr um, lieber Schiffer,
Gar grausig die See ist, die kalte.
Nur einmal noch möchte ich sehen
Das Bächlein im deutschen Walde;

Die Quelle, die hüpft und murmelt
Über Kiesel, die glitzern wie Perlen;
Die Blümchen unterm Haselstrauche,
Und die Amsel in schützenden Erlen.
's ist eur Reich ja groß und schön,
Doch nennt ihr mir nichts so balde
Wie mein Lieblingsplätzchen traut
Im fernen deutschen Walde.

Mutters letzter Kuß.

Ganz Deutschlands Heere lagen vor Paris,
Der Weltstadt Schicksal barg die nächste Stunde,
Und ängstlich ging daheim die bange Frage:
„Wann kommt sie endlich, die ersehnte Kunde?"
Auf weiße Kissen duldend ausgestreckt,
Die Seele halb nur noch auf dieser Erde,
Lag Mütterchen, bereit zu gehn, doch nicht,
Eh durch das Land „Sieg, Sieg!" erschallen werde.

„Seid ruhig, Kinder; gehe nicht von dannen,
Bis daß Paris, das stolze ist besiegt.
Ich werde ruhig und zufrieden sterben,
Erst wenn die weiße Fahn im Winde fliegt."
Sie legte uns die Hand noch auf die Locken,
Und sterbend flüstert sie die letzte Bitte:
„Ihr Knaben mein, bleibt treu der deutschen Sitte!
Der deutschen Mutter wert! Euch Gott behüte!

Ich bin erlöst, die Fahne steigt empor."
Ein Kuß! Lebt wohl! – So starb ein deutsches Weib.
Und schluchzend lagen wir in ihren Armen,
Wie gerne schützten wir sie mit dem eignen Leib!
Noch war des Lebens Wärme nicht entflohen.
Wir standen weinend ihrem Lager nah.
Da horch – da donnert's mächtig durch die Gassen:
„Es fiel Paris! Hurrah! Viktoria!
Und mächtig zog's uns zu der Teuren nieder.
Wie schön, wie herrlich war sie selbst im Tod.
Ich hatt die deutsche Mutter zwar verloren,
Doch sah die Heldin noch das Morgenrot:
Mir ist's ein hehrer Trost, jetzt noch nach Jahren,
Daß, als die weiße Flagge ward gehißt,
Mich meine liebe, brave, deutsche Mutter
Zum letztenmal im Scheiden noch geküßt.

Der Donaufischer.

Es plätschert so leise durch die Nacht,
Es murmeln friedlich die Wogen.
In breitem Strom kommt sacht, kommt sacht
Ein einsamer Kahn gezogen.

Und dunkel die Fluten, und silberner Glanz.
Jetzt kräuselt die Windsbraut die Wellen;
Umspielen nicht reizende Elfen im Tanz
Im einsamen Kahn den Gesellen?

Es rauscht und es flüstert so leise daher,
Der Abendwind säuselt von Liebe.
Was kümmert's den Alten, ihn packt's nicht mehr, –
Er folgt ganz andrem Triebe.

Er senkt seine Netze mit finstrem Gesicht,
Er senkt sie, den Grund zu erreichen.
Dann zieht er die Maschen. O seht ihr es nicht?
Er sucht ja im Strome – nach – Leichen.

Dort oben, stromauf, in der Riesenstadt,
Wo Menschen im Kampfe sich plagen,
Da sucht sich so mancher ein stillkühles Grab,
Der nimmer die Bürde konnt tragen.

Der Alte im Nachen, der findet sie schon,
Die Toten, als dankbare Beute.
Den Totenfischer drum haßt man zum Lohn.
Der Alte doch haßt die Leute.

Wohl gab es einst eine andere Zeit:
Ein Weib von bescheidner Sitte,
Ein Mädchen, das schönste weit und breit,
Die zierten ihm seine Hütte.

Ins friedliche Heim zog das Schicksal hinein.
Hin zeigten zum Vater die Hände.
Es grämt sich das Weib in den düsteren Schrein, –
Die Tochter sucht fremdes Gelände.

Noch liebt sie der Alte mit ganzer Gewalt,
Es quält ihn Sehnsucht seit Jahren.
Um sie litt er Ächtung in jeder Gestalt;
Für sie will er sammeln und sparen.

Es häuft sich der Mammon, es häuft sich die Pracht
Der Schätze, die Tote ihm spenden;
Doch's Schicksal läßt sich durch menschliche Macht
Nicht zwingen, nicht rücken, nicht wenden.

Es plätschert, plätschert leis und lind.
Still gleitet der Kahn durch die Wogen.

Leicht säuselnd hat der Abendwind
Die Wellenspur gezogen.

Der Fischer, der Alte, er achtet es nicht,
Die Netze durchsucht er wieder.
Sie haben gefangen. Auf Schätze erpicht
Bückt forschend er sich nieder.

Da zieht er empor eine bleiche Gestalt,
Ins Antlitz leuchtend geschwinde –

Ein furchtbarer Schrei übers Wasser verhallt –
Dem eigenen, einzigen Kinde.

Es plätschern die Wellen so leis und sacht,
Und eilen gleich flüchtigen Stunden.
Sie haben den Kahn an das Ufer gebracht, –
Den Fischer hat niemand gefunden.

Helmut P. Holler.

Geboren am 8. Juni 1871 zu St. Margarethen in Holstein. Eingewandert 1895. Drei Jahre Pastor in Nebraska. Vier Jahre Vorsteher des luth. Prediger- und Lehrerseminars in Rajahmundry, Ostindien. Machte Spezialstudien auf deutschen Universitäten. Gründete 1903 in Cambridge, Mass., das orientalische Seminar zur linguistischen Vorbereitung für den Tropendienst von Missionaren und Konsularbeamten, an dem er Professor war. Seit April 1905 Pastor in Gowanda, New York.

In Vorbereitung: Sphärenreigen.

* Heimweh.

Wehmutsvoll, in düsterm Bangen,
Melancholisch und verstimmt,
Voller Schwermut und Verlangen,
Sinn ich, was den Mut mir nimmt, –
Vor der Seele Nachtgefieder.
Jugendträume, längst entflohn,
Träum ich heut aufs neue wieder.
Doch im Traum hör ich den Ton
Einer mißgestimmten Saite.
Schreck und Glück, im Wechsel herbe,
Schwinden geisterhaft ins Weite,
Im Gefühl, daß ich verderbe
Burgesstützen, schon geborgen.
Nur ein Hoffnungsstrahl entspringt,
Daß, wenn heute nicht, doch morgen
Wohl mein Kampf zum Ziele dringt.
Was einst lieb mir, ist entschwunden,
Was mir wichtig, ist erkannt.
Wahrheit, selten nur gefunden,
Ward doch richtig mir genannt.
Schein, Gewimmel,
Weltgetümmel,
Ohne Rast deckt zielbeseelt
Zu das Ew'ge, ohne Schämen,
Und läßt mir nur Grämen, Grämen. –
Heimweh ist's, ach, was mich quält!

* Das Herz.

Kennst du die eigne Harfe,
So silberhell und klar,
Und doch oft dumpf und traurig
Im Wechsel wunderbar,
Die jauchzend, mit Frohlocken,
Die trotzig und verzagt,
Bald klingt wie Festtagsglocken,
Und bald voll Wehmut klagt?
Sie ist in deinem Busen.
Die Saiten sind gespannt
Vom Weltenschöpfer droben,
Von höchster Künstlerhand.
Das Schicksal rührt die Saiten,
Das Leben gibt den Klang.
Wie Zeit und Stunde gleiten,
Ertönt auch ihr Gesang.

In Dur- und Mollakkorden
Ertönt das Lebenslied,
Gleich wie im Sphärenreigen
Ein Stern den andern zieht.
So ist's in unserm Busen
Die eigne Melodie,
Die nur nach unserm Wesen
So voll und ganz gedieh. –

Doch einmal kommt die Stunde,
Da ruht ihr Sang und Spiel.
Die Saiten sind zersprungen,
Der Sänger ist am Ziel.



* Erlösung.

Wenn uns einst vom Bösen
Wird der Herr erlösen,
Wir nach Zion heimwärts gehn,
Wird im Traume wandern
Einer mit dem andern
Und gar Wunderbares sehn.

Jauchzen werden alle,
Und im Jubelschalle
Wird der Ruhm des Herrn erhöht.
Dort wird man dann schauen
Jene sel'gen Auen,
Deren Schönheit nie vergeht.

Auch aus Heidenscharen
Viele aus Gefahren
Sind befreit und rühmen dort,
Daß nun ihr Gefängnis
Und das groß Verhängnis
Ihrer Schuld genommen fort.

Die mit Tränen säen,
Freudengarben mähen.
Die hier ziehen weinend aus
Und voll Schmerz und Leiden
Aus dem Leben scheiden,
Ruhn beglückt im Vaterhaus.

Lutz Horn.

Geboren am 4. Mai 1867 in Gerdauen, Ostpreußen. 1898 nach Amerika gekommen. Evang.-luth. Geistlicher in Fresno, California.

In Vorbereitung: Stimmungswellen.

* An Bord.

Der Mond erglomm durch wirre Wolkenrisse.
Rings schlug die Nacht den öden Ozean
In ihren Mantel, und ins Ungewisse
Flog unser Schiff auf sturmgepeitschter Bahn.

Und bei der Wasser donnerndem Gesang
Saß ich und lauscht auf Deck, wie aus den Planken
Ein schaurig Echo stöhnend wiederklang. –
Und lauscht und saß, bis mir die Lider sanken.

Da sah ich mich, wohl tausend Meilen weit,
Auf einer Gartenbank im Kreis der Meinen,
Bei Lied und Scherz in grüner Sommerzeit,
Und sah der Heimat goldne Sonne scheinen. –

Und sah ein holdes Glück, das längst entwich,
Und sah ein liebes Bild, das längst verblichen. –

Dann fuhr ich auf, – ein Steward weckte mich
Aus kurzem Traume, der mich süß beschlichen.

Noch immer schien der Mond durch Wolkenrisse
Und Mitternacht umfing den Ozean
Mit schwarzem Mantel, – und ins Ungewisse
Flog unser Schiff auf sturmgepeitschter Bahn.

* In der Prairie.

Dich grüß ich, ernste Freundin Einsamkeit!
Du bist mir hold, sofern du gottgeweiht.

Gewandert und geschaut hab ich genug
Fata Morganas bunten Bildertrug.

Im Strom der Menschheit trieb ich ruhlos hin, –
Nun merk ich, wie ich's müd geworden bin.

Der raschen Jugend erster Lenz entwich. –
Ausruhn in Stille – selig dünkt es mich!

Ausruhn in Sammlung — Segen für den Mann,
Der aus der Welt die bessre Welt gewann!

Ausruhn in Arbeit! Heilig Wort der Pflicht!
Ein guter Knecht vergräbt die Pfunde nicht.

Scholle.

Du lobst die Weite? Findest hier
Nichts, was das Herz dir füllte?
Vernimm ein Märlein, das sich mir
Im Garten jüngst enthüllte:

Die Windsbraut nahm den losen Sand
Auf eine weite Reise. –
Die Scholle blieb auf ihrem Land
In ihrer stumpfen Weise.

Der Spaten kam. Die Scholle ward
Von ihm ins Herz geschnitten;
Der Sand auf seiner Hochzeitsfahrt
Hat nichts derlei erlitten. –

Du magst sein stolzes Ziel hernach
Dir selbst zusammenreimen, –
Doch aus der wunden Scholle brach
Ein Schwall von grünen Keimen.

* Über Nacht.

Der Spinne graues Netz hing im Gerank
Des Weinspaliers, am Blattwerk einer Rebe;
Unscheinbar blieb das zierliche Gewebe,
Bis es den Tau der dunkeln Stunden trank.

Begreifst du, was am lichten Tag geschah?
Die Sonne schien: blank hing in ihrem Strahle
Vor aller Augen jetzt mit einem Male
Ein Wunderwerk demantenblitzend da.

Du fragst, mein Freund, in alltagsmüder Zeit
Vielleicht umsonst nach eines Daseins Würde,
Bis eines Leides tränenschwere Bürde
Es über Nacht zum edlen Kunstwerk weiht.

Zu jedem Wunder ist der Tag bereit:
Es darf nur nicht am Sonnenlichte fehlen,
Das allem Weh, dem Morgentau der Seelen,
Den erdenfremden Glanz der Perle leiht.

* „Es war einmal.“

Wer bist du, feierliche Macht,
Die mich mit Wehmut will umspinnen?
Mir ward verstohlen über Nacht
Wohl ein Juwel gerafft von hinnen. –

War's jungen Hoffens Blütenflor,
Den rauhe Winde mir zerstäubten? –
Es ist, als klang ein Sang zuvor,
Den andre Stimmen übertäubten.

Es ist, als webten kühl und dicht
Herbstnebel über Wiesengründen,
Darüber sich im Firnenlicht
Wie Rätselwort die Höhen künden.

Nun schlägt die Stunde, da vom Tal
Die Sehnsucht will zu Berge steigen. – –
O Fluch der Zeit! – – Es war einmal
Ein Wolkenschloß auch mir zu eigen.

* Neuer Sinn.

Einst meint ich, nur in buntbewegtem Kreise
Sei mir des Daseins Meinung ganz erschlossen,
Und wo ich konnte, sucht ich mir Genossen,
Und hielt sie fest auf mannigfache Weise.

Das ward nun anders. In dem lauten Treiben
Der andern denk ich still an die Parole,
Aus der ich unentwegten Mut mir hole:
Des Feldherrn lichter Fahne treu zu bleiben.

Wohl blutet manches, das sich losgerissen
Vom Alten fühlt, und sträubt sich zu verzichten, –
Doch gab der Herr mir stets mich aufzurichten,
Und seine Nähe läutert das Gewissen.

Hermann C. O. Huß.

Geboren zu Eichenberg am 4. Januar 1847. Dr. phil. Professor emeritus der modernen Sprachen in Princeton-University, New Jersey. Wohnt zur Zeit in Dresden. Verfasser verschiedener deutscher und englischer philologischer Werke.

* Erwiderung.

Auf hoher Alp, von Firnenschein umflossen,
Zur Ruh auf weiche Matte hingegossen,
Singt in die Nacht die schöne Sennerin.

Der Mond am blauen Dom im Sterngeleite
Grüßt sie umsonst, sie schaut nur in die Weite:
Da unten tief im Tale weilt ihr Sinn.

Und tief im Tal, in grünem Hage sitzend,
Das dunkle Auge Mut und Kühnheit blitzend,
Bläst auf dem Horn ein schlanker Jägersmann.
Der Mond am blauen Dom im Sterngeleite
Grüßt ihn umsonst, er schaut nur in die Weite,
Voll Sehnsucht zu der fernen Alp hinan.

* Der Jäger.

Tief schweigt der Wald, sanft atmend trinkt
Die Mainacht den Mondenschein;
Ein schmucker Jäger ruht im Moos
Mit seinen Träumen allein.

Und sieh, da teilt sich Rinde und Bast
Der Tanne ihm zur Seit;
Hervor aus duft'ger Spalte fließt,
Eine schlanke, süße Maid.

Sie horcht und späht in Näh und Fern,
Ringsum wie ein schüchternes Reh,
Dann naht sie dem Schläfer mit leisem Tritt
Auf ängstlich gehobener Zeh;

Und sinkt zu ihm und neigt zu ihm
Sich hin und schaut ihn lang
Voll Zärtlichkeit und Lieben an,
Und küßt ihm Stirn und Wang.

Der Jäger erwacht und umfängt beglückt
Mit den Armen das Wundergebild;
Die Elfe entflieht, er stürzt ihr nach, –
Zu erjagen das herrliche Wild.

Doch leichteren Fußes gewinnt sie den Baum
Und schlüpft in den bergenden Schoß;
Ein Zipfel des Schleiers, den er erhascht,
Zerrinnt ihm körperlos.

Mit pochendem Herzen umfaßt er den Stamm,
Und preßt an die Rinde das Ohr,
Und horcht und lauscht, doch stumm und still
Ist alles wie zuvor.

* Spaziergang.

Wenn ich traurig bin,
Wenn trüb mein Sinn,
Das Herz voll Leid
Und Bitterkeit;

Da lauf ich hinaus
Aus Hof und Haus
Über Anger und Feld,
Wie's Gott gefällt.

Am Waldessaum,
Im Wiesenflaum,
In kühlem Grund
Zu jeder Stund

Da sitzt eine Maid,
Grün ist ihr Kleid
Und blau ihr Schal,
Ihr Aug ganz Strahl, –

Und immer, noch eh
Ich mich's verseh,
Bin ich bei ihr
Im grünen Revier.

„Ei, Bruder, warum
So finster und stumm?
Was bringst heut im Kleid
Für ein Herzeleid?"

So ruft sie mir zu
Auf du und du,
Und reicht mir zum Pfand
Ihrer Freundschaft die Hand.

„Komm, setz dich zu mir,
Ich erzähle dir
Eine schöne Geschicht.
Sie kriegt ihn, nicht?

Und sing dir ins Ohr
Ganz leise was vor
Von Freundschaft und Lieb
Und Amor, dem Dieb;

Wie er fand im Quartier
Verriegelt die Tür,
Und schlüpft gar fein
Zum Schlüsselloch 'nein,

Doch was seh ich, der Daus!
Hast immer noch kraus
Von Falten die Stirn,
Wie 'ne hutzlige Birn!

Die passen ja nicht
Zu deinem Gesicht."
Und sie streift sie mir glatt
Wie ein Efeublatt.

„Einen Strauß noch bind
Ich dir geschwind,
Nimm ihn, ich bitt,
Nach Hause mit.

Dies Röschen mußt
Du an die Brust
Dir stecken fein,
Und denken mein.

Doch, Freund, nicht gegreint,
's ist wohlgemeint: –
Schon dunkelt's, drum geh! –
Kommst wieder? – Ade!"

Und ich geh mit dem Strauß
Zufrieden nach Haus.
Und wer mich sieht, spricht:
„Welch glücklich Gesicht!"

* Zu Rade.

Was blitzt dort fern auf hohem Pfad
Und naht sich pfeilgeschwind?
Ich wett den Kopf, es kommt zu Rad
Nach Hause Sigelind.

Ein flinker Punkt, ein Zitterstrahl
Erschien es nur vorhin;
Jetzt saust es jäh herab ins Tal,
Als Roß und Reiterin.

Sie ist's! Ich seh's am weißen Hut
Und himmelblauen Kleid,
Noch mehr am frischen Wagemut
In Wegesfährlichkeit.

Jetzt schwindet sie im Grund dem Blick,
Jetzt taucht sie wieder auf,
Fährt jede Kurve mit Geschick
Bei ungehemmtem Lauf.

Im Nu ist sie der Brücke nah.
Jetzt fliegt sie um den See,
Noch ein Moment und sie ist da, –
Dort bringt sie die Allee.

Im Takte hebt sich Knie um Knie,
Und emsig kreist der Fuß;
Mit straffen Armen steuert sie
Den vogelschnellen Schuß.

Wie frei das Amazönchen sitzt,
Wie leicht und schnurgerad!
Wie hell ihr Auge strahlt und blitzt,
Nun jubelnd sie mir naht!

Ein Lichtgebild! Ihr reiches Haar
Weht sonnengoldig im Wind,
Ein Diadem nur fehlt, fürwahr,
Prinzeßchen Sigelind.

Ein Augentrost, ein Sonnenstrahl!
Lust, Freude, Jugendglück,
Wie perlender Wein im Goldpokal,
Erglüht in ihrem Blick.

Noch in Bewegung, springt gewandt
Und sicher sie zur Erd;
Und wie sie schiebt zum Straßenrand
Das blinkende Gefährt:

„Papa, da bin ich," ruft sie hell,
„Ich, deine Sigelind!"
Ich aber flieg und nehme schnell
Ans Herz mein liebes Kind.

Friedrich Wilhelm Ihne.

Geboren 1835 bei Schwerte, Westfalen. Erwarb an deutschen Universitäten und im Reichsdienst seine Kenntnisse als Bergwerksingenieur und verwertete dieselben praktisch als Berg- und Hüttendirektor an der Sieg, in Baiern, Thüringen, Sachsen, Österreich und Amerika, wo er vor einigen zwanzig Jahren einwanderte. War vorübergehend in Wisconsin und Missouri, machte Reisen nach Canada und Mexiko und wohnte zehn Jahre in Chicago. Ging 1900 nach North Carolina, wo er den Ort Graphiteville gründete, seine jetzige Heimat. Dr. phil.

* Erinnerungszauber.

Mir stand die Wiege nah am Waldesrande,
Im Schultenhof, der breit am Hügel lag,
Auf roter Erde im Westfalenlande,
Wo Kaiser Karl die hohe Syburg brach.

Dort streift als Kind ich in dem Buchenhage,
Ich folgt dem Bach durch Haselstrauch und Farn,
Und ließ an manchem schönen Sommertage
Mich lang von gaukelnden Libellen narrn.

Als kecker Junge in entlegnen Schluchten
Sucht ich im stahlberühmten berg'schen Land,
Wo an gewundnen Baches kleinen Buchten
Einsam ein Hammer oder Kotten[1]) stand.

Auch forscht ich in des Burgbergs Mauertrümmern,
Wo einst des Schlosses Kemenate stand,
Und jauchzte auf, wenn mit grüngold'gem Schimmern
Als Burggeist ich den Salamander fand. –

Manch weites Land hab ich seitdem durchfahren;
Sah Nordlands Gletscher und der Tropen Pracht.
Doch heute noch, nach mehr denn fünfzig Jahren,
Übt alles das die alte Zaubermacht.

Wie ich als Kind und Knabe es gesehen:
Erinnrungstreu im Herzen festgebannt,
Bleibt poesieverklärt dein Bild bestehen,
Du mein Westfalen und du bergisch Land.

* Der Nibelungen Hort.

O Lied der Nibelungen, du Donausang vom Rhein!
Was auch von dir gesungen, gesagt auch möge sein
Seit siebenhundert Jahren bis auf den heut'gen Tag:
Nie hat man ganz erfahren, was dir zugrunde lag.

---

[1]) Kotten, Sliepkuotten sind Schleifwerke in denen an großen, durch Wasserkraft getriebenen Schleifsteinen die weltberühmten Solinger und Remscheider Klingen und sonstige Stahlwaren geschliffen wurden.

Vieldeutig ist der Sage verschlungenes Geäst,
Das manche ernste Frage dem Forscher offen läßt.
Doch ob auch Sigurds Minne zu Sigurdrifa wild
Anklingt im Mythensinne an Siegfried und Brunhild,

Und ob in Gudruns Armen Sigurd der Tod ereilt,
Ob Hagen ohn Erbarmen Siegfried den Stoß erteilt,
Und alle deutschen Sagen in nordischem Gewand
Mit Taten aus den Tagen Attilas man verband, –

Ob es dem Ofterdingen, dem Kürenberg gelang,
So wunderbar zu bringen in Form und Geist den Sang,
So fesselnd uns zu malen in Liedern reich und bunt
Der Völkerwandrung Qualen auf blut'gem Hintergrund,

So ganz es zu erfassen, das deutsche Volksgemüt,
In Kampf und Lieb und Hassen der Treue hohes Lied; –

Gleichviel wer so gesungen, von Lieb und „kuonheit", –
Das Lied der Nibelungen bleibt uns für alle Zeit.

Ein Epos ohnegleichen, dem fast die Ilias
Und Odyssee muß weichen auf hohem Weltparnaß. –
Doch wo der Schatz zu finden, der Nibelungen Hort,
Die Sage will's nicht künden, in Liedern lebt's nicht fort.

Und mir nur ist's gelungen, zu finden tiefen Sinn
In Mären halbverklungen, weil ich ein Glückskind bin. –
Als einst im Mondenscheine drei Sommernächte lang
Bei Dattenberg am Rheine ich küßt und trank und sang,

Ward mir zur klaren Kunde der Sage dunkles Wort.
Ich sah auf Rheines Grunde der Nibelungen Hort,
Und will euch gerne melden, wenn ihr's nicht selber wißt,
Wo jener Schatz der Helden noch heut zu finden ist. –

* * *

Du burgumkränzter, heil'ger deutscher Ganges,
O sagenreicher alter Vater Rhein,
Wer kann wie du die Wiege des Gesanges,
Des deutschen Liedes Weltverbreiter sein?
Auf deinen Hügeln wächst die blaue Blume,
In deinen Kellern ruht ein goldner Hort;
Zu deiner Recken, deiner Frauen Ruhme,
Klingt manch ein Lied durch alle Lande fort. –

Es zieht der Alpen eisgeborne Welle
Durchs Amelungen- und Burgundenland
Und singt und klingt in Tönen goldig helle
Von Siegfried und Schön-Elsa von Brabant;
Vom Berner Dietrich und vom Tronjer Hagen,
Brentano-Heines Lorlei klingt darein,
Und mit dem Volksgesang uralter Sagen
Vermischen sich der Neuzeit Melodein.

Und all das Tönen, all das goldne Singen
Von Heldentum und süßem Minnesold,
Das ist das liedgewordne Wiederklingen
Vom alten roten Nibelungengold.
Der Hort, versenkt im grauen Sagendunkel,
Er stieg empor, man weiß nicht wann und wie;
Und ewig lebt, trotz Advarnauts Gefunkel,
Der Niblungshort der deutschen Poesie.

* Germania.

Mit wallendem Haare, das Schwert in der Hand,
Steht Mutter Germania prächtig und hehr.
Sie hat die weitschauenden Blicke gewandt
Von Helgolands Felsen zum schwäbischen Meer,
Vom Kamm der Vogesen, dem westlichen Wall,
Bis hin zu des Reiches weitöstlicher Mark.
Und sie schirmt die Gauen und Völker all,
Im Frieden bedächtig, kriegskühn und stark;
Ein treffliches Sinnbild gesammelter Kraft,
Die, allen zum Nutzen und niemand zum Leid,
Sich der kleinstaatlichen Fesseln entrafft,
Und als All-Deutschland nun herrlich gedeiht.

Wir sehn wie von ferne, vom Niederwald du
Uns über den Ozean winkst mit der Hand
Und lächelnd rufst freundliche Grüße dann zu
Den Deutschen, die fern an Kolumbias Strand.
Du weißt: wenn zu Schutz und Trutz wir auch stehn
Zum neuen aufstrebenden Heimatland,
Wir halten, wo immer wir wandern und gehn,
Im Herzen doch lieb unser Vaterland;
Sind stolz, daß wir stammen aus ruhmreichem Land;
Und trennt uns auch jetzt das atlantische Meer:
Wir sind und wir bleiben dir geistesverwandt,
Und vergessen dich nimmer und nimmermehr.

Wer könnt auch vergessen, der einmal geschaut
Die Schönheit des Landes, der einmal gehört
Der Volkslieder süß uns umschmeichelnden Laut,
Die Märchen und Sagen an Großmutters Herd?
Der Deutsche, wohin er verschlagen auch sei,
Er hat sie gesehn und vergißt sie drum nie:
Die Elbe, den Rheinstrom, die Waldpoesie
Und den ragenden Felsen der Lorelei;
Die Ruhr in Westfalen und Teutoburgs Wald,
Und die rauschenden Buchen am Ostseestrand,
Das bayrische Hochland, den Thüringerwald,
Den Staufen, die Zollern im schwäbischen Land,

Mit Lützelburgs Veste den fränkischen Gau,
Den Harz und des Schwarzwaldes Föhrennacht,
Das Riesengebirge mit Häuptern grau,
Alt-Heidelbergs Burg mit der Trümmerpracht,
Den Schwetzinger Garten, die liebliche Au;
Den Main und die Saale, den Bodensee,
Franz Sickingens Burg und das Nahetal,
Die weinfrohe Mosel, den Laacher See,
Und der prächtigen Städte große Zahl. –
Drum Mutter Germania, herrlich und hehr,
Empfang unsre Grüße mit Herz und mit Hand:
Steh ewig in Ehren vom Felsen zum Meer,
Du unser innig geliebtes Vaterland!

Pedro Ilgen.

Geboren am 5. Juli 1869 in Wiesbaden. Seit 10 Jahren Pfarrer der ältesten deutsch-protestantischen Kirche in St. Louis, Mo.

Welt und Gottesreichklänge. – Stechäpfel, Satyrische Gedichte. – Blütenwehen. – Herzensleben in Liedern. – Unter westlichen Sternen.

Erstorbenes Glück.

In stillen Stunden spinnt sich oft ein Träumen
Hin übers Meer zum Rhein –
Ich hör die Rheinflut, seh der Wellen Schäumen
Im goldnen Abendschein.

Die stillen Städtchen und die Rebgelände,
Die Burgen nah dem Strom,
Und widerklingt vom Schieferfelsgewände
Das Glockenlied vom Dom.

Ich seh den Nachen, der in Rosentagen
Geführt uns durch die Flut –
Und weinend sie, die er mir fortgetragen,
In vollster Jugendglut.

Ich seh das Glück, das ich zerschlug zu Scherben,
In dunkler Mächte Bann –
Noch einmal leuchten, niedergehn und sterben, –
Ein weltverschlagner Mann. –

Dies ist die Zeit, da die Blätter fallen.

Dies ist die Zeit, da die Blätter fallen,
Dies ist die Zeit, da die Vöglein fliehen,
Wo die Blumen sterben, die Lieder verhallen,
Und die Menschen in die Ferne ziehen.

O glücklich die Menschen, die wandern müssen,
Wo Palmen rauschen, und wo die weichen
Berückenden Düfte und Klänge schleichen,
Und Lotosträume den Träumer küssen.

Mir wird so kalt in den nördlichen Landen,
Mir wird so weh in der herzlosen Sphäre.
O Rose, Rose, was ich begehre,
Das hast nur du und die Palme verstanden.

Hinab nach dem Süden! – O Lied der Flöte! –
O weicher Golf! Wie ich verlange
Nach deinem Zauber, o Purpurröte! –
Und wärst du die Sünde, süße Schlange –

Ich will dich küssen, will Wonne saugen
Aus deiner Glut, will in dem blauen,
Dem träumenden Golf, in deinen Augen
Mein Bildnis, Glück, meinen Himmel schauen!

Tote Liebe.

Bedeckt von toter Träume Blütenflocken
Liegt still der Seele Totenfeld.
Es geht dumpf, wie von Trauerglocken,
Ein Zittern durch die innre Welt.
Ich hab die Gräber toter Lieben
Mit stiller Wehmut überblickt,
Und eine Inschrift drauf ge-
schrieben — — —
Und mit Narzissen sie geschmückt.

O düfteschwerer Blütenschauer,
Wie ist manch Glück mit dir verweht!
Deck leis auch nun die größte Trauer,
Mit der zu Grab „dies letzte" geht. —
— — — — — — — — — — — — — —

Es stirbt am fernen Himmelsrande
Das Licht mit tiefem Purpurschein.
Die schwarze Nacht zieht in die Lande
Und du, Herz, du mußt einsam sein.

Die Totenkerzen brennen nieder,
Die Astern flüstern frostumweht
Von Zeiten, da noch blüht der Flieder,
Wo alle Welt in Wonne steht.
— — — — — — — — — — — — — —

Ich hab dein Grab, erstorbnes Lieben,
Im Nachtalleinsein überblickt,
Und eine Inschrift drauf geschrie-
ben — — —
Und mit Narzissen es geschmückt.

Mittsommernachtsehnen.

Mittsommernacht liegt träumend auf
den Landen.
Es ist so schwül, — die Rosen duften
schwer. —
Es webt die große Sehnsucht hin und her,
Das Weltherz glüht in Wünschen, un-
genannten.
Ich lehne, lauschend in die Sternen-
nacht,
Mein fiebernd Haupt an den verblühten
Flieder,
Durchschauernd raunt das „große
Rätsel" sacht
Ins Herz mir seine alten Wunderlieder.

Das „große Rätsel", das auf allem ruht,
Mag man es zeitlich oder ewig nennen,
Das sich entzieht dem endlichen Er-
kennen, — —
Wer dem gelauscht, dem seltsam wird
zumut.

Im Flieder rauscht's, das Nachtwehn,
düftereich,
Umschmeichelt tröstend mich, als wollt
es sagen:
„Bescheide dich, die Nacht ist lind und weich,
Sieh, wie sich dort die Silberwölklein
jagen!

Ein eitel Unterfangen würd es sein,
Würdst ihrem Fluge du zu folgen
trachten;
Die heute leuchten, müssen morgen nachten,
Und ihr Gebild zerrinnt wie Schaum
und Schein.
Doch irgendwo, in Weltenweiten fern,
Wird allen Rätseln volle Lösung werden.
Was du umsonst gesucht, mein Freund,
auf Erden,
Getrost, dir wird's auf einem andern
Stern!"
— — — — — — — — — — — — — —

Es liegt so schwül, so schwül auf Herz und Landen.
Mittsommernacht. – Die Rosen duften schwer –
Und immer webt in Wünschen, ungenannten,
Die große, tiefe Sehnsucht hin und her.

Gralwärts.

O komm, o komm, du lieber, weißer Schwan,
Der Nachtgeist naht: o laß uns fliehen!
Komm du mit deinem güldnen Kahn,
In holder Träume Reich zu ziehen.
Wie's rauscht und lockt aus purpurrotem Teiche,
Wie Nachtigallgesang schluchzt süß die Flöte.
Sieh unsern Stern! – Er grüßt, der silberbleiche,
Hinüber in verborgne Morgenröte. –

Dort, – wolkenfern, – dort sind des Grales Firne,
Des Tags Erstehn durchzittert Sonnenflammen.
O sinke nicht, du Sternbild der Gestirne,
Führ lichtwärts uns, führ höhnwärts uns zusammen.
Entreiße uns dem Banne der profanen
Staubniedren Welt und ihrem Schattenspiele,
Hinauf, mit Opferblut, die Künstlerbahnen,
Ins volle Licht, zum höchsten Sonnenziele!

An die deutsche Kunst.

Wie nachtgespensterhaft auch Nebel streichen
Aus düstren Tiefen, scheinbar bis zum Firne,
Es webt ein Gruß tagkündender Gestirne
Durch ihren Spuk; sie alle müssen weichen.

Wenn auch Berufne selbst die Häupter neigen
Dem Irrlichttanz und trüber Ströme Quellen,
Ein Herold wird einst ihre Augen hellen
Und dem entweihten Mund gebieten Schweigen!

Noch rauschen Götter durch die deutschen Eichen,
Noch lispeln Lieder deutscher Ströme Wellen.
Begeisternd uns zu stolzem Gralerreichen,
Send, deutsche Kunst, den starken Hochgesellen!

Oskar Illing.

Geboren am 5. Dezember 1864 in Lengefeld, Sachsen. Trat mit 18 Jahren in das Kollegium der lutherischen Wisconsin Synode (Northwestern-Universität) und war dann in acht verschiedenen Staaten der Union als Lehrer und Organist tätig, bis ihn das Michigan Volksblatt, dem er durch seine Noveletten bekannt, 1896 als Lokaleditor berief. Seit 5 Jahren Mitglied der Abendpost von Detroit, Michigan.

Gedichtsammlung in Vorbereitung.

Frühlingsbrausen.

Es ging der Frühling, frei der Banden,
Frühmorgens durch die stille Flur,
Noch war kein Gräslein auferstanden
Vom Grabesschlummer der Natur.
Noch klang kein Lied, und keine Lerche
Hob hoch sich in die Höh empor,
Nur drüben von dem Haupt der Berge
Brach hell des Frührots Strahl hervor:

„Frühling, du Säumer,
Du lieblicher Held,
Du lockiger Träumer,
Erwecke die Welt!
Hab mich zu Diensten
Dir wieder gestellt.
Erwecke vom Schlummer
Die träumende Welt!"

Da hascht der Lenz den Strahl der Höhe
Und sprach: „Du sollst mein Sendling sein,
Du Ursprung alles Werdens, gehe,
Und ruf mir meine Harfner ein.
Ruf die Zephire, ruf die Bronnen,
Ruf alles, was die Laute schlägt,
Ruf alles, was im Licht der Sonnen
In Lüften und im Meer sich regt!"
Und 's geht des Lichtstrahls leises Fragen
Durchs weite All. Die Lüfte tragen
Im Widerhall das Mahnen schnell
Von Ort zu Ort, von Stell zu Stell.

Da hebt sich an ein heimlich Fließen,
Gleich wie ein fernes Sichergießen
Aus jungem, neuem Lebensquell.
Wie Rinnen, Rieseln, leises Rauschen,
Halb Raunen nur und halb ein Lauschen,
Wie Regen tiefverborgner Kräfte,
Wie Quellen neuer Lebenssäfte,
Ein Schmelzen, Schwinden, Lockerwerden,
Ein Lösen weit und breit auf Erden.
Es taut! Es wallt durchs Wolkental
Siegmächtig durch der Sonnenstrahl!
Es taut auf Tälern, Triften, Flüssen,
Es hebt sich hoch der Erde Brust,
Und höher unter Sonnenküssen
Ihr Busen schwellt in neuer Lust.

Vom Walde kommt der Wind geflogen
Mit Will und Wollen immer mehr
Und weht die Wolken, wälzt die Wogen
Mit Wag und Wucht weit vor sich her.
Da wächst das Tönen und das Tosen,
Wälzt sich weltein und himmelauf,
Wie Wasserschwall am uferlosen
Gewalt'gen Weltmeers Wogenlauf.
Der Quell macht schnell an fels'ger Stell
Die Augen auf und schaut bergab,
Er jauchzt, er springt und jubelt hell
Und jagt im Jugendlauf hinab.
Der Bach bricht brausend sonder Banden
Vom Berge nieder wilder Lust
Und wirft sich über Klipp und Kanten
Dem Strome jauchzend an die Brust.
Der zieht mit Rufen und mit Rollen
Wildrauschend über Wies und Wehr
Und wälzt die weißen Eisesschollen
Mit Mög und Macht zum fernen Meer.

Und es vernimmt, was tief im Schoße
Der Mutter Erde lebt und lauscht,
Wenn's leise erst, dann mit Getose
Laut aus den Lüften niederrauscht.

Aus Schluchten, Schleusen und aus Schlünden,
Vom höchsten Grat, aus tiefsten Gründen,
Da bricht mit Allgewalt hervor
Des Frühlings mächt'ger Donnerchor.

Und höher schwillt's wie Osterklingen,
Wird lauter, stärker fort und fort,
Bis daß sich traun die Töne schwingen
Zum welterschütternden Akkord.
Und wie der Orgel mächtig Schallen
Mit Schüttern durch den Dom ertönt,
So durch der Schöpfung Tempelhallen
Das große Frühlingsbrausen dröhnt.
Das dringt bis zu den höchsten Spalten
Und dröhnt der Erde Leib entlang
Und klingt in den geheimsten Falten
Der Menschenseel im Echoklang.
Da öffnen sich der Gräber Gassen
Und die Gebirge zitternd stehn,
Wenn tief hinein in Gruftgelassen
Der Ruf erschallt zum Auferstehn:

Wacht auf! es webe,
Es lebe, was war.
Es wachse und hebe
Dem Lichte sich dar.

Es kreise und steige
Der Saft wurzelauf,
Zum Stamme, zum Zweige,
Zum Geblätter hinauf.

Es grüne, es blühe
Geranke, Geflecht,
Zum Leben erglühe
Der Rosen Geschlecht.

Geblüm und Gewinde,
Gewipfel, Gesträuch,
Es schwing sich geschwinde
Ins lebende Reich.

Es keime, es sprieße
Auf Gebirge und Hain,
Es quelle, es fließe
Aus Geklüft und Gestein.

Es schalle und halle
Geschmetter, Getön,
Gejubel, Gewalle,
Gejauchze, Gedröhn.

Es woge, es werde,
Was ferne, was nah.
Wach auf, o du Erde!
Der Frühling ist da!

Des Vögleins Sang.

Ein Vöglein sang – es war im Mai
Und alles stand in Blütenpracht –
Ein Lied so wundersam, als sei
Der Sang vom lieben Gott erdacht.
Das klang so lieb, so heiter. –
O Vöglein, singe weiter!

Es saß allein auf schwankem Zweig,
Ringsum die tiefste Waldesruh,
Die Blümlein neigten sich zum Steig,
Und alle Bäume hörten zu;
Denn festlich klang's und heiter. –
O Vöglein, singe weiter!

Es hielt der Wind den Atem an,
Der's oben in den Wipfeln hört,
Das Vöglein hat's ihm angetan,
Der süße Klang hat ihn betört,
Bald wehmutsvoll, bald heiter. –
O Vöglein, singe weiter!

Denn was die Liebe Süßes beut
Und im geheimsten Sehnen klagt,
Das hat in aller Lieblichkeit
Dir dieser Vogelsang gesagt,
So tiefgeheim und heiter. –
O Vöglein, singe weiter!

Und was im freien Liebesdrang
Der kleine Sänger sich erkor,
Das quoll in feierlichem Klang
Aus dieser Vogelbrust hervor,
So rein, so hell, so heiter. –
O Vöglein, singe weiter!

Und darum es so gottgeweiht
Durchs große, wald'ge Schweigen schallt,
Weil seines Sanges Innigkeit
Dem Liebchen auf dem Aste galt.
Und innig, lieb und heiter,
So sang das Vöglein weiter.

Es fällt das Laub.

Schon fällt das Laub, der Sommer flieht,
Verstummt ist süßer Vogelsang.
Da weiß ich nicht, wie mir geschieht,
Da wird ums Herz mir weh und bang.

Von dannen floh gleich einem Traum
So bald des Lebens goldner Mai,
Die Blüten fielen sacht vom Baum,
Die Blätter riß der Sturm entzwei.

Halb kahl und halb entwipfelt steht,
Der Lebensbaum in trüber Nacht,
Wie bald, wie bald, wie bald vergeht
Im Frost der Zeit die grüne Pracht.

Es seufzt der Wind durch das Geäst
Wie müder Seelen letzter Schrei.
Wenns letzte Blatt vom Zweige läßt,
Dann bist auch du, auch du vorbei.

Schneevöglein.

Schau, schau, lieb Kindchen, wie's da in Scharen
Von oben kommt herabgefahren.
Schneevöglein sind's, die jagt Herr Wind
Vom Himmel meilenweit geschwind.
Das ist ein Fliehen, ein Ziehen und Schweben,
Ein Gaukeln und Spielen und Leben und Weben,
Ein Fallen, ein Fallen, wie Tropfen der Zeit
In endloser Fülle. – Lieb Kindchen, es schneit!

Und zähl, lieb Kindchen, die Millionen
Der Vöglein, die in Wolken wohnen,
Und fang sie mir und hol sie 'rein,
Die wunderbaren Vögelein.
Sie sitzen auf Giebeln, auf Dächern und Bäumen,
Auf Wegen und Stegen und Feldern und Säumen,
Und kleiden die Erde in schlohweißes Kleid
Und flaumweiche Hülle. – Lieb Kindchen, es schneit!

Und sieh, du Kleine, nach all dem Fliegen
Wie sie nun müd und stille liegen.
Schneevöglein weiß, Schneevöglein klein,
Wohl müßt ihr müde vom Fliegen sein.
Welch Träumen, welch Ruhen auf grabstillen Halden,
Welch märchenhaft Leben, welch feierlich Walten!
Welch Warten und Harren so weit und so breit!
Bald kommt St. Nicklas; – lieb Kindchen, es schneit!

Anna Kirchstein.

Geboren in Prüm, einem kleinen Eifelstädtchen. Mädchenname: Anna Maria Ganser. Kam 1868 nach Amerika. Seit 13 Jahren Witwe. Chicago, Illinois.

Zwei Augen.

Zwei Augen schön, zwei tiefe, dunkelblaue,
Die halten mich, seit ich sie sah, gefangen,
Und heller färbt das Blut mir meine Wangen,
Wenn ich die Augen nur von fern erschaue.

Wie ich so fest auf diese Augen baue!
Sie blicken rein und furchtlos, ohne Bangen,
Nicht wecken sie begehrlich heiß Verlangen.
Den Augen fest ich wie dem Himmel traue.

Wenn, wie man sagt, das Aug der Seele Spiegel,
So ist die ihre engelrein und helle,
Kein Hauch noch trübte sie, kein sünd'ges Denken.
O süße Augen, ihrer Unschuld Siegel,
Ihr seid der Freuden mir die reinste Quelle,
Ich könnt auf ewig mich in euch versenken!

* Die Rose.

Die dunkle, duftige Rose
Nahmst du aus deinem Haar,
Du Süße, du Holde, du Lose,
Und reichtest sie heimlich mir dar.

Gabst du sie, damit sie mir künde
Ein süßes, seliges Glück?
O sag mir's, o sag es geschwinde
Mit deinem holdstrahlenden Blick.

Gleich, als dich mein Auge erschaute
In der bunten, beweglichen Schar,
Da wußt ich's, du Schönste, du Traute:
Für mich bist bestimmt du fürwahr!

Meine Heimat.

Kein Dichter von meiner Heimat singt,
Kein Maler eine Skizze bringt,
Doch mir, ob der Länder auch viel ich gesehn,
Kein einziges schien wie die Heimat so schön.

Zwar reift die Sonne die Trauben da nicht;
Von üppigen Früchten der Baum nicht bricht;
Doch die Wiesen und Felder kräftig stehn,
Und die dämmerigen Wälder sind zauberisch schön.

Es ist nur ein armes, rauh Stückchen Land,
Kein Fremder hat's jemals schön genannt;
Doch mir, ob der Länder auch viel ich gesehn,
Schien keines je wie mein Eifelland schön.

Karl Knortz.

Geboren am 28. August 1841 zu Garbenheim, Rheinpreußen. Kam 1864 nach Amerika. Studierte Philologie. An verschiedenen Schulen des Landes als Professor der deutschen Sprache und Literatur tätig, auch Redakteur und Sprecher einer freien Gemeinde. Lebt nun in Evansville, Indiana, wo er Superintendent der öffentlichen Schulen ist.

Humoristische Gedichte, Gedichte, Neue Gedichte.

Kein Märchen.

Aschenbrödel am Herde sitzt
Gar müde, elend und krank;
Für andre sie schafft, für andre sie schwitzt,
Und niemand weiß ihr Dank.

Im hohen Ahnensaale lacht
Des Hauses holde Maid;
In Waffenschmuck und Jugendpracht
Geht ihr ein Ritter zur Seit.

Aschenbrödel, die arme, betrübt
Und traurig sitzt am Herd;
Der Ritter, den sie stille liebt,
Trägt weder Panzer noch Schwert.

Heut geht zu Ende doch ihr Leid.
Ein Ritter sie nicht vergaß. –
Der nun die arme Verlassne freit,
Trägt Hippe und Stundenglas.

Spottvogel und Esel.

(Nach dem Spanischen des Mexikaners José Rosas.)

Ein Spottvogel, jung und lustig, sang den lieben langen Tag;
Und er war geschickt im Singen, jede Stimme ahmt er nach.

Einstmals wiederholt im Käfig er des Esels laut Ya;
Jeder, der's nicht wußte, glaubte sicher, daß ein Esel da.

Und die Nachbarn waren alle sehr erstaunt und tief gerührt;
Für den seltnen Vogel wurden große Summen offeriert.

„Dumme Leute," sprach ein Esel, als man dieses ihm erzählt,
„Ach, von jeher hat ihr Undank bitterlich mein Herz gequält!

Ich bin größer als der Vogel und schrei noch mal so gut.
Aber ward ich je bewundert? O verrückte Menschenbrut!"

Der Dichter.

Einsam, verlassen geht
Er seine stillen Wege
Und findet selten nur,
Wohin sein Haupt er lege.

Des Herzens ew'ges Leid
Bleicht früh ihm seine Wangen.
Man nicht mit Wasser stillt, –
Mit Wermut! – sein Verlangen.

Er singt der Freiheit Lied,
Doch fesselt ihn die Kette,
Und höhnisch schleppt das Volk
Ihn hin zur Schädelstätte.

Er schmachtet hoch am Kreuz
Mit ausgestreckten Händen,
Als wollte noch im Tod
Er Segen allen spenden.

Blatt und Lied.

Wenn des Herbstes rauher Hauch
Schüttelt unsre Glieder,
Sinkt das Laub von Baum und Strauch
Zur Verwesung nieder.

Manches Blättchen, das der Glanz
Holder Farben schmücket,
Noch in seinem Todestanz
Unser Aug entzücket.

Manches Lied der Dichter singt,
Ohne daß wir lauschen,
Unbeachtet es verklingt
Wie der Blätter Rauschen.

Will zum flüchtigen Genuß
Er ein Lied uns schenken,
Dann mit seinem Herzblut muß
Vorher noch er's tränken.

Ich war ein glücklicher Knabe.

Ich war ein glücklicher Knabe
Und spielte auf blumiger Au;
Ich ließ den Drachen hoch fliegen
Hinauf in des Himmels Blau.

In alten Schlössern und Burgen
Mein Lieblingsaufenthalt war;
Ich wünschte mit Riesen im Kampf mich
Und blutigen Streits Gefahr.

Zu Worms bei Günther und Siegfried
Saß oft ich im fürstlichen Saal;
Mit Parzival war auf Montsalwatsch
Ich täglich beim heiligen Gral.

Ein König wollte ich werden,
Wollt tragen Zepter und Kron;
Drum zog ich hinaus in die Ferne,
Zu erobern den Fürstenthron.

Der Ritter und Helden sah viel ich,
Auch sah ich manch Drachengesicht;
Doch sie kämpften wie Hagen, der Falsche,
Sie kämpften wie Siegfried nicht.

Auch lieblicher Frauen sah viel ich,
Mit schuldlosem Engelsgesicht;
Doch sie liebten all wie Ginevra,
Sie liebten wie Gudrun nicht.

Ich trat in hohe Paläste,
Trank Wein aus goldnem Pokal;
Viel Burgen sah ich, doch nirgends
Erschien mir der heilige Gral.

Doch bin ich ein König geworden;
Und Zepter und Krone ich hab –
Die Kron ist von giftigen Dornen,
Das Zepter ein Bettelstab.

Türkische Legende.

Ein Pascha ist vor mehr als siebentausend Jahren
Aus tränenschwerem Traum einst plötzlich aufgefahren.

Und unter Zittern ließ er graben diese Worte:
„Gott nur ist groß!" in Stein, hoch an der Hauptstadt Pforte.

Längst flog des Paschas Staub nach allen Himmelswinden,
Und von der reichen Stadt ist keine Spur zu finden.

Ein alter Stein nur liegt, wo Prunk und Pracht gewesen;
„Gott nur ist groß!" kann drauf der fremde Wandrer lesen.

Georg Koob.

Geboren am 6. Februar 1869 zu Heppenheim an der Bergstraße. Eingewandert August 1886. Katholischer Geistlicher in Neier, Missouri.

Auf dem Rheine.

Es war eine schöne glücksel'ge Zeit
Am Rhein in den Jugendtagen!
Wir fuhren hinunter in Fröhlichkeit,
Hinunter den Strom der Sagen!

Da machte der Becher die heitere Rund,
Gefüllt mit dem Golde des Weines,
Da flossen die Lieder von aller Mund,
Die Lieder vom Lobe des Rheines!

Von Bergen und Höhn und auf dem Strom
Ertönte und hallte es wieder,
Es schauten die Burgen, es schaute der Dom
Wohl grüßend auf uns hernieder!

Es war eine schöne glücksel'ge Zeit! –
Wo sind nun die kecken Gesellen,
Die Lieder so froh, die Herzen so weit,
Des Stromes schäumende Wellen?

Ade, du entschwundene Seligkeit,
Verweht sind die goldenen Tage!
– Ein Schifflein dünkt mir die Jugendzeit,
Umrauscht von lieblicher Sage!

* Es war ein Traum.

Es war ein Traum, so süß wie Maienwonne,
Wie Balsamduft, der aus den Rosen steigt,
Dem Schauer gleich, wenn bei der Morgensonne
In Lust versunken rings die Erde schweigt.
Es war ein Traum! wie hat er wonniglich
Mein Herz mit Sonnenschein und Duft erfüllt! –
Da schwand er hin! Der Sonnenschein erblich,
Und schaudernd stand ich da, in Nacht gehüllt!

Und durch die Nacht der Schmerzen und der Qualen,
Des eitlen Wahns, der mir das Herz bestrickt,
Rang meine Seele nach des Lichtes Strahlen,
Um Gnade rufend, die mit Trost erquickt.
Und war auch steil der Weg und tief mein Weh,
Und herb und bitter auch der Reue Trank,
Ich rief und rang, bis auf erklommner Höh
Am Kreuze ich beseligt niedersank.

Nun war ich frei! Und was im Jugendtraume
Die Brust ersehnte als das höchste Glück,
Erstrahlte hier, als wie am Himmelsraume
Das Sonnenherz, aus des Erlösers Blick:
O aller Schönheit Glanz, der nie erbleicht,
Und aller Treue Duft, der nie verweht;
Und gleich dem Meere, das kein Maß erreicht,
Der Liebe Seligkeit, die nie vergeht!

Paradies.

O Paradies voll Lieb und Lust,
Glücksel'ge, schöne Jugendzeit,
Wie sehn ich mich in meiner Brust
Nach deiner stillen Seligkeit!
Ein jeder Tag, der sich erschloß,
Schien eine Blume nur zu sein,
Die reicher ihren Duft ergoß
Im hellen, warmen Sonnenschein.

Da trübten nicht den heitren Blick
Die Wolken banger Sorgenlast
Und scheuchten nicht des Friedens Glück
Hinweg aus seiner stillen Rast.
Da flossen, wie zu einem Lied
Melodisch Ton an Ton sich reiht,
Die Stunden hin, die ins Gemüt
Ergossen alle Seligkeit.

O, daß sie ihre Wege fand,
Die Sünde, in das fromme Herz!
Zur Wüste ward das Blütenland,
Die süße Lust zu bittrem Schmerz!
Die Stimme, die mit List versprach
Des Glückes seligsten Genuß,
Des Herzens Glück in Trümmer brach,
Die ewig es beweinen muß.

Und blüht aus den Ruinen auch
Ein neues Reis der alten Pracht,
Belebt neu von der Gnade Hauch
Und von der Reue treu bewacht,
Die volle Lust, das ganze Glück,
Das Paradies voll Seligkeit,
Es kehrt doch niemals mehr zurück:
Die schöne, goldne Jugendzeit!

Filibert Korndörfer.

Geboren am 19. Februar 1860 in Darmstadt, wanderte 1885 nach den Vereinigten Staaten aus, seitdem in New York Apotheker und seit den letzten drei Jahren Importeur von Apothekerwaren. Verlebte den besten und schönsten Teil seines Lebens in Holstein. Gedichte bis jetzt unveröffentlicht.

* Zu einem Exemplar von „Jörn Uhl".

Ein Weihnachtsgruß von Holsteins Strand,
Von heimatlichen Dichters Hand,
Des Nam auf Aller Lippen schwebt,
Bei dessen Art das Herz erbebt!
Die ganze Welt durcheilt sein Ruf;
Das Wunder aber, das er schuf:
Wir ahnten es vor manchem Jahr,
Als jugendfrisch das Herz noch war.
O, warum wandten wir den Sinn
Nach fernen, fremden Landen hin?

Dort wähnten wir das Glück, das Glück, –
Und ließen es zu Haus zurück.
Seitdem, im Kampfe ohne Rast,
Ist wohl der Heimat Bild verblaßt,
So schön doch und so farbenreich! –
Was kommt dem Vaterlande gleich?

Wie ruft „Jörn Uhl" nun tausendfach
Den holden Jugendzauber wach!
Die Seele voller Rührung schaut,
Was einst so lieb uns und vertraut.

* Der rechte Ort.

Ich hör die Osterglocken läuten,
Man feiert Auferstehungstag; –
Was wollen Feste mir bedeuten,
Wo ich nicht länger leben mag!

Sonst trieb es mich an diesem Morgen
Sehnsüchtig in den Wald hinaus;
Des Lebens Mühen, seine Sorgen
Ließ ich zurück im engen Haus.

Soll heut ich folgen altem Drange
Und sehen, ob der Frühling kam,
Ob ich von ihm noch Trost erlange, –
Da mir der Winter 's Liebste nahm?

Ich spür der Hoffnung leises Regen
Und lenke meinen müden Schritt
Zu altvertrauten Waldeswegen, –
Doch meinen Kummer nehm ich mit.

Auf stillem Pfad dem jungen Meister,
Dem Lenze, ich entgegengeh,
Und 's frohe Walten seiner Geister
Aus manchem Zeichen ich erseh.

Sein Weckeruf erklingt: „Es werde!"
Aus linder Lüfte leisem Wehn.
Schon regt sich's in der braunen Erde
Zu bald'gem, frohem Auferstehn.

Schon liegt es wie ein selig Ahnen
Von Sommerzeit auf Wald und Flur; –
Mir ist es wie ein neues Mahnen
An das, was ich verloren, nur.

Zu ihres Schöpfers Lob und Preise
Erschallt der Drossel Jubelsang; –
Mir scheint es nicht die alte Weise,
Die einst so hold dem Ohre klang.

Die noch bis gestern fest geschlossen,
Die Knospe, sprang am jungen Reis; –
Bei all dem Keimen, all dem Sprossen
Steigt mir's ins Auge brennend heiß.

Schneeglöckchen, schüchtern sich erhebend,
Ist nun erwacht zu neuem Sein;
Im Morgenwind sein Köpfchen bebend,
Heut läutet es den Frühling ein. – –

Mag euch nicht sehen, kleine Glöckchen,
Der Anblick tut dem Herzen weh: –
Mit seinen seidenweichen Löckchen
Mein Kindlein ich im Sarge seh.

Von euch – mir ist, als war's erst gestern! –
Die Trauer manchen Kranz ihm wand,
Und einen Strauß von euren Schwestern
Hielt es in seiner kalten Hand.

Was sollen mir die frohen Lieder? –
Der Lenz mit seiner lichten Pracht,
Er bringt ja doch mir niemals wieder,
Was lang verblüht in Grabes Nacht!

Wo Zedern und Zypressen rauschen,
Zieht es mit Allgewalt mich hin.
Den Trauerklängen will ich lauschen, –
Nach Ruh und Frieden steht mein Sinn.

Dort ist die Stelle, wo sie haben –
So klagt's im Herzen immerfort –
Mein heißgeliebtes Kind begraben. – –
Das ist für mich der rechte Ort!

* Wie unser Engel zu uns kam.

Ein frommes Märchen uns berichtet
Von Himmelsboten, hold und schön,
Von Zeiten, wo sie gerne schwebten
Zur Erd herab aus lichten Höhn.

Wohin sie kamen, wo sie weilten,
Sie brachten Sonnenschein und Glück.
An jene guten, alten Zeiten
Denkt man mit Sehnsucht jetzt zurück.

Denn ach, schon lang die Engel meiden
Die Erde, weil sie liebeleer,
Die Lichtgestalten weilen lieber
In Himmelsräumen, hoch und hehr.

Nur wenn von einem Kind sie hören,
Das unschuldsvoll und lieb und rein,
Dann stellen sie sich ungesehen
Zu später Stunde wohl noch ein.

Sie wachen Nachts an seinem Bettchen,
Daß nichts den leisen Schlummer stört:
Ihr Beten für die kleine Seele
Verhallt bei Gott nicht ungehört.

Erst wenn die Nacht weicht zartem Morgen,
Wenn vor des Frührots Rosenpracht
Erbleicht der Glanz der goldnen Sterne,
Geht still zu Ende ihre Wacht.

In ihrem Aug, dem strahlend milden,
Voll Liebe loht ein letzter Blick,
Dann geht zu himmlischen Gefilden
Der treuen Wächter Flug zurück.

Es hat von diesen guten Engeln
Die Mutter eines Tags erzählt,
Als unser Kindlein wißbegierig
Um noch ein Märlein sie gequält.

Nachdenklich war seitdem die Kleine,
Die Engel liegen ihr im Sinn,
Und eines Abends nach dem Beten
Wirft sie die bange Frage hin:

„Ich möchte, Mama, gerne wissen,
Ob auch bei mir ein Engel wacht,
Wenn ich in meinem Bettchen liege
Und schlummre sanft in dunkler Nacht".

„Auch dich, mein Kind, bewacht ein Engel,
Ich hab ihn gestern noch gesehn,
Mit blonden Locken, weißen Flügeln
An deinem Bettchen betend stehn."

Da ist die Kleine überglücklich.
Und weiter wissen will sie dann,
Ob man ihn bitten darf, zu bleiben,
Damit sie mit ihm spielen kann.

„Mein Kind, wenn du zu Jesus betest,
Der einst für uns am Kreuze litt,
Er hört auf kleiner Kinder Flehen,
Vielleicht erfüllt er deine Bitt!"

Das hat sich nun mein herzig Kindchen
Auf seine Art zurechtgelegt,
Und eines Abends, wie es betet,
Hör ich, im Herzen tief bewegt: –

„Herr Jesu, der du hilfst so vielen,
Ich bin ja immer so allein,
O schicke mir, damit zu spielen,
Ein liebes, kleines Engelein!"

Es lächelte die Mutter leise
Ob ihres Kindes Nachtgebet,
Sie weiß, daß bald auf eigne Weise
Sein Wünschen in Erfüllung geht.

Und bald darauf kam reicher Segen
In unser abendstilles Haus: –
Aus einer Wiege schaut verwundert
Ein Engel in die Welt hinaus.

Laura Wilhelmine Krech.

Gebürtig aus Suhl, Thüringen. Tochter des Kaufherrn Schönborn. Vermählte sich mit Christian Gottlieb Krech, Kaufmann. Seit einer Reihe von Jahren Witwe. Hackensack, New Jersey.

* Peter.

Peter lag krank, er konnte nicht gehn.
Und er hätt doch so gerne den Prinzen gesehn, –
Wie sie ihn feiern, ihn jubelnd umringen,
Bewegt die deutschen Lieder ihm singen.

Ja, Peter war müde, der Kopf ihm schwer.
Ein Summen und Brausen rings umher.
Doch wie im Leben oft Wunder geschehn,
So sollte dem Peter im Traum es ergehn.

Hoch auf dem Schiffe Prinz Heinrich stand
Und reichte dem Peter zum Abschied die Hand.

Der wußte nicht, wie ihm das konnte geschehn.
Doch deutlich erklang's: „Auf Wiedersehn!"

Als nun das Frührot durchs Fenster fiel,
Verschwand das nächtliche Zauberspiel. –
Doch hat dem Peter die einzige Nacht
Genesung und seligste Freude gebracht.

* Des Hirten Sang.

An einem schönen Maienabend,
Die Luft war weich und lind und labend,
Da schlendern wohlgemut zu dreien
Wir einen Weg entlang im Freien.

Der Himmel wölbt sich hoch und hehr,
Als ob's ein großer Dombau wär.
Hold summen Bienen in der Luft,
Froh schwelgend in der Blüten Duft.

Doch in den nahen Fichtenwäldern,
Hoch über Wiesen, über Feldern,
Da ruft des Hirten langes Horn:
„Komm her zu mir, wer sich verlorn!"

Und tippe tapp schon macht sein Stab
Jetzt schnell den fels'gen Pfad herab,
Und es ertönt des Hirten Sang
Mit seiner Stimme hellem Klang:

„Hoch von den Bergen steig ich nieder,
Ich bring euch eure Kühe wieder.
So macht mir auf des Stalles Tür,
Denn Scheck und Murle stehen hier!

So öffnet doch des Hofes Tor,
Denn eure Braune steht davor!" –
O seht, jetzt schwenkt er seinen Hut!
Ob er's wohl seinem Gretchen tut?

„In meinem kleinen lieben Städtchen
Da gibt es schöne, schöne Mädchen.
Doch eine, eine weiß ich hier,
Die kriegt sonst keiner; steh dafür!

Dort in der kleinen niedern Hütte,
Da lauscht sie schon auf meine Schritte.
Ihr Röckchen, das ist dunkelgrün,
Und 's Band am Saume funkelgrün.

Und auf ihr schwarzes, knappes Mieder,
Da fallen blonde Flechten nieder.
Doch dieses alles wäre Scherz,
Schlüg mir nicht auch ihr treues Herz.

Drum komme, was da kommen mag,
Johanni, da ist Hochzeitstag!
Holla, dann wolln wir Rosen streun
Und uns des Lebens Lust erfreun!

Mag dann des Priesters heil'ger Segen
Uns folgen auf des Lebens Wegen.
Halli, der Tag ist nicht mehr fern!
Schatz, Schatz, ich hab dich gar zu gern!"

August Lange.

Geboren am 16. Dezember 1867 in Elffen, Westfalen. Wanderte 1890 nach Amerika. Seit 1901 Pastor der evang. St. Johannes Gemeinde in Evansville, Indiana, eine der größten deutschen Kirchen des ganzen Landes.

Aus stillen Stunden. — Ein weitrer Band in Vorbereitung.

Das Lied der Nachtigall.

Ich hört ein Vöglein singen
In holder Frühlingsnacht –
Ins Herz tat es mir dringen
Mit wundersamer Macht:
Es sang von Weh und Leiden,
Von wahrer Lieb und Treu;
Es sang, wie schwer das Scheiden
Dem treuen Herzen sei.

Ich sah die Blümlein blühen
Auf frühlingsjunger Au,
Die Sonne sah ich glühen
Im milden Himmelsblau. –

Doch ach! die Auen bleichen,
Es welkt der Blumen Pracht,
Der Sonne Glanz muß weichen
Dem Schattenheer der Nacht.

Mir will nicht aus den Sinnen
Der Nachtigallensang,
Und in der Seele drinnen
Wird's mir so ahnungsbang;
Oft, wenn ich sinn und wähne,
Daß alles so muß sein,
Schleicht heimlich eine Träne
Ins Auge mir hinein.

* Rheinwinzer Abendlied.

Horch! die Vesperglocken läuten,
Dämmernd bricht die Nacht herein.
Auf den fernen Rebenhügeln
Glüht der Abendsonnenschein.
Zu dir steigen wir jetzt nieder,
Liebes, trautes Heimatstal.
Unsre Herzen, unsre Lieder
Grüßen dich vieltausendmal!

Seht! dort blinkt ja schon ein Sternlein
Über uns am Himmelsdom.
Drunten in der Abendröte
Glänzt der rebumkränzte Strom;

Laßt mit Weinlaub uns umwinden
Und dann fröhlich talwärts ziehn,
Wo die alten, lieben Linden
In der Pracht des Lenzes blühn.

Wohl ist mühsam unsre Arbeit,
Von der Stirne perlt der Schweiß,
Doch am Stamme, den wir pflegen,
Winkt uns hold der goldne Preis.
Mögen auch in fremden Zonen
Schöne, reichre Länder sein,
Wollen wir doch nirgends wohnen
Als am lieben deutschen Rhein!

* Matrosenlied.

Wir lustigen Matrosen
Ziehn übers weite Meer,
Ob auch die Wetter tosen
Und rast der Stürme Heer –
Wir zittern und verzagen nicht,
Selbst wenn der Mast zusammenbricht.
Schiff ahoi! Seemanns Heil!

Von starren Eisgestaden,
Wo fern das Nordlicht glüht,
Ziehn wir auf Meerespfaden
Zum blumenreichen Süd;
Manch Eiland winkt uns hier und dort,
Doch weiter geht's von Port zu Port.
Schiff ahoi! Seemanns Heil!

Geht einst der Seemann schlafen
Im Schiff der Zeitlichkeit,
Erwacht er in dem Hafen
Der stillen Ewigkeit,
Begrüßt im lichten Sternenzelt
Vom Steuermann der ganzen Welt.
Schiff ahoi! Seemanns Heil!

* Die Auswanderer.

Hinter uns, in weiter Ferne,
Liegt das alte Heimatland,
Wo, bewacht von treuen Augen,
Einstmals unsre Wiege stand;
Von dem Ort der holden Kindheit
War das Scheiden uns so schwer,
Denn im Herzen tönt es klagend:
Ach, wir sehn dich nimmermehr!

Dunkel liegt vor uns die Fremde,
Wo kein treues Herz uns grüßt
Und des Heimwehs bittre Zähren
Liebend von der Wange küßt –
Fremde Lieder hört man singen;
Fremd ist uns der Sprache Laut,
Und wie lange wird es währen,
Bis ein neues Heim erbaut!

Doch was helfen unsre Klagen?
Haben wir's nicht so gewollt?
In dem schlichten Vaterhause
Lechzten wir nach fremdem Gold.
Lasset uns zum Himmel beten:
Der du thronst im Sternenzelt,
Gib uns Glück und reichen Segen
Fortan in der neuen Welt!

Ernst Eduard Lemcke.

Geboren am 19. März 1844 in Pasewalk, Pommern. Buchhändler in Berlin, Stettin, Braunschweig, Paris. 1869 nach New York. Seit 1883 Senior der Firma Lemcke und Büchner. Seit 1875 Teilhaber von B. Westermann und Co., Buchhandlung.

Als Manuskript gedruckt: Creation — Re-Creation, Gedichte in drei Sprachen: Deutsch, Englisch und Französisch.

Jugend-Liebe.

Als einst an meiner Jugend offnen Toren,
Ein hoffnungswinkend, himmlisches Gebilde,
Du in der Schönheit jungfräulicher Milde
Ein Engel standst auf leuchtenden Emporen, –

Da schienen glanzgeblendet zu umfloren
Die Augen sich, doch innen strahlte milde
Ein neues Licht auf lachende Gefilde,
Da ward ich mit Bewußtsein neu geboren. – –

Heut, da sich mir die schönen Pforten schließen,
Von deinen Händen grausam zugeschlagen,
Will all das Licht in Nebel mir zerfließen.

Die Rhythmen, die mich jubelnd einst getragen,
Darein die Hymnen sich der Lust ergießen,
Sie taugen nicht, mein tiefes Leid zu klagen.

*

Wenn sonst ein Stern, der seinen Kern verbrannte,
Auslöscht am Firmament und stürzt hernieder,
Dann leuchtet's noch wie glänzendes Gefieder,
Eh er in Nacht versinkt, in unbekannte.

Es haucht der Schwan, eh Tod ihn übermannte,
In nie gehörtem Wohllaut süße Lieder;
Dann löst der Tod die lebensmüden Glieder,
Weil Liebeshauch auf trocknen Lippen brannte.

Ich aber soll, nachdem verzehrt mein Kern,
Nachdem erloschen meiner Liebe Stern,
Der einem Andern leuchtend aufgegangen,

Nun auch des Liedes süßen Trost entbehren!
Wie könnt ich singen, wo ich scheu verehren,
Statt lieben darf mit brennendem Verlangen?

*

Hab ich auch deine Liebe nie besessen,
Nannt ich noch nie all deinen Liebreiz mein,
Doch wagt ich's, in Gedanken dich zu frein,
Und meine Träume kann ich nicht vergessen.

Denn wes der Jüngling wagend sich vermessen,
Im Bann nur von der Dinge äußerm Schein,
Sollt das des Mannes höchster Wunsch nicht sein,
Wenn noch die Knospe aufbrach unterdessen?

Darum, daß dich ein Anderer besitze,
Den schönen Gürtel lösen soll, der deinen
Jungfräulich süßen Liebreiz keusch beschattet,

Das macht mich rasen wie in Fieberhitze,
Das löst des Auges ungewohntes Weinen,
Wenn ich aufs Lager sinke schmerzermattet.

*

Als an der Kindheit ahnungsvoller Grenze
Die unschuldvolle Schönheit dir erblühte,
Vergönnte mir des besten Gottes Güte
Den Mitgenuß der Freuden deiner Lenze.

Der Jungfrau dann, die liebreizduft'ge Kränze
Ums Haupt sich wand: mit zagendem Gemüte
Nahte der Jüngling sich der zarten Blüte.
Verehrung zog die scheugemiedne Grenze.

Im Vorhof nun vom Frauenheiligtume
Seh ich aus weiter Ferne deinen Glanz,
Voll aufgeschlossen ist die Wunderblume.

Der Jungfrau Liebreiz krönt der Myrtenkranz.
Und an der Zukunft ahnungsvoller Pforte
Grüßt dich mein Segenswunsch mit frommem Worte.

*

An einem wunderschönen Frühlingstage,
Als aus der Bäume morgenfrischem Grün
Die Nachtigall im ersten Liebesglühn
Durchflötete den Hain mit süßer Klage

Da sah ich dich im tauesfrischen Hage
Gleich einer Rosenknospe schnell erblühn.
Dein Anblick machte wohl mein Wollen kühn,
Wenn deine Gunst du warfst noch in die Wage.

Du warst die erste, die mich stammeln, dichten
Gesehn, die meinen Genius erweckt.
Nun willst du selbst dein eigen Werk vernichten,

Das ohne dich der Tod des Schweigens deckt. –
In deinen Schoß, der mein Gedicht geboren,
Sei sterbend auch sein letzter Hauch verloren.

*

So schweig, mein Lied, du tatest, was du solltest;
Ein wahres Echo warst du meinem Herzen,
Gleich willig, um zu klagen, wie zu scherzen,
Und selten war es, daß du neckisch schmolltest.

Du konntest sagen, was du sagen wolltest;
Unecht war nichts; die Reime rein und erzen;
Umranktest blühend meiner Liebe Schmerzen;
Und wenn ich zürnte, zürntest du und grolltest.

Und doch vergiß nicht, wie wir zwei uns fanden:
An einem wunderschönen Frühlingstage,
Als in der Jungfrau süßen Liebesbanden

Ich Ausdruck suchte meiner Freud und Klage.
– Das Band zerriß, die Liebe ward zuschanden!
Nun geh auch du und sing in andern Landen.

Bismarck.

Es ist ein Großes, einem großen Lande
Entstammt zu sein, und seinen vollsten Wert
Erkennt am besten, wer dem Vaterlande
Zu ferner Lebensfahrt den Rücken kehrt;
Wer von erhöhter Warte heimwärts lugend
Mit weitem Umblick, frei, vorurteilslos,
Stolz sieht sein Volk in mannesstarker Jugend,
So zielbewußt und siegsgewaltig, groß.

Des Manns gedenk ich, der den Fels gleich Mosen
Mit deutscher Faust schlug, bis daraus der Quell
Der frischen Tat mit langverhaltnem Tosen
Hervorbrach, machtvoll sprudelnd, silberhell.
Erfrischend, heilend, wälzten sich die Wogen.
Das Langersehnte ward zur Tat. In Schwung
Kam der erlahmte Volksgeist, sattgesogen.
Da tranken an dem Brunnen wir uns jung

Der Weltgeschichte, die seit tausend Jahren
Vielleicht nicht ihre Wogen höher schlug,
Und welche Lust, mitlebend zu erfahren,
Was unsere Enkel lehren wird ein Buch!

Wir konnten ihn nicht ehren, der uns ehrt,
Die wir dem Bann entflohn des Vaterlandes.
Doch unser Erbteil bleibt uns unversehrt,
Solang wir, seines großen Namens wert,
Vollbürger sind des neuen Staatsverbandes.
In Bismarcks Geist, auf beide Vaterländer,
Erhebt mit mir das vollgefüllte Glas,
Laßt widerhallen es der Erde Länder:
Auf Deutschlands Wohl! Zum Wohl Amerikas!

An Kitty.

Kalt weht im Februar der Wind,
Als ich dich wiedersah, geliebtes Kind.
Der erste Sonnenstrahl im März
Erschloß verheißungsfreudig mir dein Herz.
Doch wetterwendisch der April,
Mit Sonn und Regen, weiß nicht, was er will.
Die erste Knosp ihr Köpfchen streckt,
Vom Mai mit frischem Blättergrün bedeckt.
Im Junius die letzte Nacht
Hat dann der Wunder lieblichstes vollbracht.

Kein Sturm zerstörte,
Kein Frost versehrte
Des Liebesfrühlings stilles Walten,
Den mir des Schicksals Gunst bescherte,
Ich darf dich jetzt im Arme halten
Und mein! dich nennen vor der Welt
Mit meiner Muttersprache allerschönstem Worte,
Das wie kein andres mir gefällt,
In keiner Sprache, selbst in deiner nicht,
In der dein Mund englische Worte spricht; –
Das Wort, das leise durch des Schlummers Pforte
Mir folgt, das, wenn der erste Morgen graut, –
Der Mittagshimmel glühend blaut, –
Das Sternenheer auf mich herniederschaut, –
Im Ohr mir klingt, so lieb, so traut:
Du meine süße Braut!

Georg Lober.

Geboren am 25. September 1859 in Reading, Pennsylvania. Seit 1886 in New York tätig als Redakteur und Übersetzer im deutsch-englischen Buch- und Zeitungswesen. Wohnhaft in Brooklyn.

In Vorbereitung: *Für stille Stunden* (enthaltend, nebst Originalgedichten, Übersetzungen aus dem Englischen, Schwedischen, Dänischen und Holländischen).

Das Lied.

Es singe, wem des Lebens Sonne
Umdunkelt ist von Sorgennacht;
Denn siehe, mannigfaltig tröstet
Des Liedes seelenvolle Macht.

Es ist das Lied wie eine Blume,
Die, still verbreitend süßen Duft,
Geheimnisvoll zum Lichte dringend,
Steigt aus der Erde dunklen Gruft.

Es ist das Lied wie eine Lerche,
Die schmetternd sich ins Blau erhebt
Und dort mit des Gesanges Zauber
Bedrückte Herzen neu belebt.

Es ist das Lied wie eine Quelle,
Die sprudelnd sich ins Tal ergießt
Und dort erfrischt das Grün der Wiesen,
Daß neues Leben rings ersprießt.

Es ist das Lied wie eine Perle,
Die stetig glüht in mildem Licht
Und in des Lebens dunklen Stunden
Von Treue singt, von Wahrheit spricht.

Es ist das Lied wie eine Welle,
Die sanft den Meeresstrand bespült
Und dort bedeckt mit leichtem Schaume,
Was wilde Wogen aufgewühlt!

Es ist das Lied wie eine Träne,
Die leis des Herzens Kummer löst
Und in die Brust zu sel'gem Troste
Der Ruhe linden Balsam flößt.

Drum singe, wem des Lebens Sonne
Umdunkelt ist, ein lindes Lied;
Ein tiefer Friede wird ihm werden,
Des Grames dunkle Wolke flieht.

Und bei des Liedes süßen Klängen
Zieht ein ins Herz ersehnte Ruh:
Der Stern der Hoffnung grüßt nun wieder,
Ihm Trost verheißend immerzu.

* Die Sternschnuppe.

Mild glänzt durchs nächt'ge Dunkel
Des Sternenheers Gefunkel
Auf weiter Himmelsflur;
Ich steh in Schaun versunken,
Dieweil, von Schlummer trunken,
Rings rastet die Natur.

Da seh mit goldnem Sprühen
Ich eine Schnuppe ziehen
Dahin in hehrer Pracht;
So schnell wie sie gekommen,
Ist sie auch schon verglommen,
Und dunkler scheint die Nacht. –

Und eine ernste Frage
Mich wie mit Blitzes Schlage
Zu tiefer Wehmut stimmt:
Ist nicht des Menschen Leben
Ein Hauch, der im Entschweben
Aufleuchtet und – verglimmt?

Doch siehe, Gottes Sterne
Ziehn tröstend in der Ferne
In mildem Silberlicht:
„Ob auch im Tod erbleicht dir
Das Erdensein, es weicht dir
Die ew'ge Liebe nicht.

Wer sich mit ihr verbunden,
Dem sind des Lebens Stunden
Kein flücht'ger Hauch der Zeit;
Sie wird ihn sicher führen
Und auftun ihm die Türen
Dereinst zur Herrlichkeit."

Und süßer Himmelsfrieden
Ist meiner Brust beschieden
In stiller Sommernacht:
Es zieht, wer ihr ergeben,
Trotz Tod und Grab, zum Leben
Der ew'gen Liebe Macht.

Michael J. Lochemes.

Geboren am 29. September 1860 zu New York. Wurde 1883 zum Priester geweiht. Seit 1889 an seiner alma mater, dem katholischen Seminar Salesianum zu St. Francis, Wiskonsin, als Professor der Geschichte und Literatur tätig. Schrieb viele Gedichte, die unter dem Pseudonym „Dietrich Waldvogel" und „Meik Fuchs" erschienen.

Der Spielmann von Blonhofen.

(Volkssage aus Oberschwaben.)

Der Spielmann schleicht bei dunkler Nacht
Wohl über die öde Heide;
Da geht der Wind so sacht, so sacht,
Wie ein Pilger in tiefem Leide.

Der Spielmann späht durchs Dunkel hin,
Sieht vor sich Lichter blinken. –
Ihm wird so wunderlich zu Sinn –
Kommt's wohl vom späten Trinken?

Der Spielmann denkt: „'s ist sonderbar,
In der Heide Licht zu sehen!
Und es scheint so ruhig stets und klar
Am selben Ort zu stehen!" –

Der Spielmann hat sich Mut gefaßt,
Will näher gehn und schauen;
Doch wie er eilt in fliegender Hast,
Beschleicht ihn fast ein Grauen.

Der Spielmann steht. Ihn packt der Graus;
Er kann nicht weiter dringen. –
„Hier in der Heide ein fremdes Haus?!
Und drinnen Jauchzen und Singen?!" –

Der Spielmann denkt: „Ich ging doch heut
Vorüber im Morgengrauen,
Da war von dem Hause weit und breit
Doch keine Spur zu schauen!" –

Der Spielmann schüttelt mit dem Kopf
Und murmelt vor sich nieder.
Auf einmal fährt dem armen Tropf
Der Schreck in alle Glieder. –

„Hei, Spielmann! Spiel zum Tanz uns auf!
Herein! Herein, Geselle!" –
Da drinnen ruft's ein wilder Hauf;
Sie schleppen ihn über die Schwelle. –

Der Spielmann geigt, so gut er kann.
Die Saiten seltsam gellen;
Im Reigen dreht sich Weib und Mann,
Wild lachen die wüsten Gesellen.

Der Spielmann geigt. Fort rast der Tanz,
Daß Tür und Fenster beben.
Die Lichter glühn mit trübem Glanz
Hinein in das wilde Leben.

Der Spielmann starrt in den Wirbel hinein.
Wild flattern Hauben und Zöpfe,
So seltsam klappern Arm und Bein,
Und nicken und wackeln die Köpfe. –

Der Spielmann geigt noch immer dort;
Fern glüht des Frührots Schimmer.
Ein Tänzer schleicht nach dem andern fort,
Und stiller wird's im Zimmer. –

Und als vom nahen Dorf der Hahn
Den Morgen hell verkündet,
Da schwindet auch der letzte Mann,
Und Saal und Haus verschwindet.

Und wie es fern im Osten blitzt,
Und hell der Tag erglommen:
Auf dem Galgen hoch der Spielmann sitzt
Und weiß nicht, wie's gekommen! –

Hendrik Hudson.

Horch, Vater, wie es droben in Katskills Bergen rollt,
Wie um die Riesenhäupter der dumpfe Donner grollt!
Die grellen Blitze leuchten ums schroffe Felsgestein! –
Das muß der Hendrik Hudson mit seiner Mannschaft sein!

Du hast mir oft erzählt, wie er gefahren kam,
Mit seinem Schiff, dem „Halbmond", Besitz vom Strome nahm
Und bald darauf verschwunden mit seiner Mannen Schar
Und droben haust verzaubert seither schon manches Jahr. –

Doch sieh! – Was zieht von Ferne den weiten Strom herauf? –
Es eilen graue Segel daher im Sturmeslauf,
Und vom Verdecke tönt es wie lust'ger Hörnerklang;
Und dennoch bei dem Klange wird mir so bang, so bang! –

Und siehst du dort beim Maste die ragende Gestalt?
Wie um die mächt'gen Schultern der blaue Mantel wallt?! –
Des Führers Auge leuchtet; gen Norden ist's gewandt.
Sie kommen! Sieh, dort gleiten vorüber sie am Strand!

Die stolzen Wimpeln flattern vom Mast im Abendwind,
Die Hörner spielen leise ein Lied gar weich und lind.
Doch immer ferner, ferner verhallt des Liedes Schall;
Das Schiff versinkt im Nebel, und still wird's überall.

Was sich die Prairieblumen erzählen.

In weiter Prairie die Blumen,
Die nicken einander zu,
Und plaudern seltsame Dinge
In der schweigenden Abendruh! –

Die Feuerlilie flüstert:
„Und habt ihr ihn nicht erkannt?
Dort kam er auf lichtem Rosse
Der «Rote Steppenbrand»!" –

Die blaue Glockenblume,
Die sitzt und träumt für sich:
„Und saht Ihr's, wie er blickte
Ins Aug ihr flehentlich?" –

„Wohl weiß ich's," spricht das Veilchen,
„Doch sag ich es nicht laut,
Was sie am Zedernbache
Sich flüsternd anvertraut!" –

Goldrute nickt und kichert:
„Ich hab es wohl gesehn;
Sie sind davongeritten
Wie Sturmwind über die Höhn!"

„Hei!" rufen die Rittersporne;
„Als ging es in die Schlacht,
Wohl hinter ihnen flogen
Sechs Reiter durch die Nacht!" –

„Still!" spricht die rote Verbena;
„Das Glück währt kurze Zeit! –
Zwei Gräber seh ich ragen
In weiter Einsamkeit!" –

Niagara.

Es leuchtet der Strom in goldenem Glanz,
Sanft widerspiegelnd der Wälder Kranz;
Und die Wellen murmeln im Weitergehn
Den Blumen zu, die am Ufer stehn,
Das ewig neue, verlockende Lied,
Das den Schiffer hinab in die Tiefe zieht. –

Doch sieh! – Was hat den Strom erfaßt?
Was soll das Jagen? Was soll die Hast? –
Es rasen die Wasser dahin mit Macht,
Sich bäumend wie Rosse bei nahender Schlacht,
Wo über der Felsen granitnem Wall
Hinab sie tosen in jähem Fall. –

Und Wogen auf Wogen jagen heran,
Ziehn schäumend und zischend die wallende Bahn;
Doch alle nach kurz vollendetem Lauf
Nimmt gähnend die dunkle Tiefe auf
Und sendet in Wolken, so weiß wie Schnee,
Die sprühenden Tropfen zurück zur Höh. –

Mit verhaltenem Atem der Wandrer lauscht,
Wie der mächt'ge Choral in den Tiefen rauscht,
Der, seit die Welt aus dem Nichts entsprang,
Zu Gottes Preis durch die Wildnis klang
Und, bis die Welt in Trümmer geht,
Fortklingt in gewaltiger Majestät.

F. H. Lohmann.

Geboren 1848 in Eckernförde. Kam als achtjähriger Knabe mit den Eltern 1857 nach Texas, die sich in Börne ansiedelten. Wurde 1871 Lehrer. Wi-kte als solcher auch sieben Jahre in Illinois, die übrige Zeit in Texas, wo er seit 1902 an der Schule in Comfort angestellt ist. Unermüdlicher Verfechter des Deutschtums, wie es auch seine Schrift „Die deutsche Sprache“ dartut.

Die deutsche Sprache.

O deutsche Sprache, heilig schöne,
Wie gerne lausch ich deinem Wort!
In wundersamen Weisen töne
In aller Herzen ewig fort!

Was je ein Mensch noch hat ersonnen
In seiner Leiden tiefster Nacht,
Was je in seinen höchsten Wonnen
Ein Mensch hat seinem Gott gebracht:

Du sprichst es aus, du leihst dem Worte,
Was in dem Herzen tost und sprüht,
Wenn stürmisch an der Seele Pforte
Die Trauer weint, die Freude glüht.

O Sprache voller Ernst und Milde,
So reich an Schätzen wunderbar,
O bringe deine Klanggebilde
Auch fernen, fremden Völkern dar,

Daß sie an deinem Born sich laben,
Der jugendstark in Fülle fließt
Und ihnen durch der Schätze Gaben
Nun eine neue Welt erschließt.

O deutsche Sprache, wunderhehre,
An Schönheit und Gedanken reich,
Du deines Volkes beste Wehre, –
Welch andre Sprache ist dir gleich!

O, zürnet nicht.

O, gönnt der Jugend ihre Ideale,
Den kurzen Traum von Sonnenschein und Glück,
Wo märchenhaft verklärt vom Schönheitsstrahle
Die Welt erscheint dem unerfahrnen Blick.

O, zürnet nicht, greift ihre Hand nach Sternen,
Die unerreichbar dem gereiften Sinn;
Der Jugend ziemt der Flug nach lichten Fernen,
Eh der Begeistrungsschwingen Kraft dahin.

O, nie wird der ein hohes Ziel erreichen,
Der nicht den Flug zur Höhe mutvoll lenkt;
Das Ideal wird stets der Stärke gleichen,
Die vor der Sonne nicht das Auge senkt.

Die Jugend formt die Zukunft und bemeistert
Das Ziel, das einst den Vätern vorgeschwebt,
Da sie, von gleichem Hochgefühl begeistert,
Auch ihren Idealen nachgestrebt.

Und ist's aus vielen einem nur gelungen,
Zu sonnen sich in seiner Taten Ruhm,
In andrer Brust ist dort ein Keim entsprungen,
Der Heil verheißt dem edlen Menschentum.

Drum gönnt der Jugend ihre Ideale,
Den hellen Sonnenschein, die Märchenlust;
Steigt sie herab von lichter Höh zum Tale,
Des Himmels Glanz lebt fort in ihrer Brust.

Dem greisen Dichter.

Wem je vom hehren Sitz der keuschen Musen
Ein Götterfunke in die Seele drang,
Ein heilig Feuer loht in seinem Busen,
Und was er träumt und sinnt, das wird Gesang.

Der Wahrheit Flammenfackel muß er tragen,
Bis durch die Nacht die Helle siegend bricht,
Bis diese Welt, auf der jüngst Nebel lagen,
Hell schimmernd ruht im klaren Sonnenlicht.

Mag's ihm die Welt mit schnödem Undank lohnen.
Doch dämpft sie nicht des Sängers frischen Mut.
Auf Pindos reinen Höhn die Musen thronen,
Und nähren treu der heil'gen Flamme Glut.

Die kleine Lerche läßt drum nicht ihr Singen,
Wenn frech ein Bube höhnt auf grüner Au;
Zur lichten Höh erhebt sie froh die Schwingen
Und wirbelt Lieder in des Himmels Blau.

In stillen Lenzesnächten süß erklingt
Aus grünem Hag der Nachtigall Gesang,
So glockenhell und seelenvoll sie singt,
Die Flur durchtönt der volle Freudenklang.

Sie singt, von Frühling und von Liebe trunken,
Ein feurig Lied von ihrer Liebe Lust.
Sie sorgt drum nicht, ob einen Freudenfunken
Ihr Sang erweckt in banger Menschenbrust.

Gleichwie im Lenz der kleinen Philomele
Mit Allgewalt ihr süßer Klang entflieht,
Also entströmt das Lied des Dichters Seele,
Dem durch die Brust ein Hochgedanke zieht.

Sein Sang ertönt, ob ihm auch niemand lauschet,
Wenn ihm sein Gott die Seele leis bewegt,
In hehren Tönen durch die Luft 's dann rauschet.
Der Wind hinaus es in die Ferne trägt.

Wie Moses einst mit schwachem Hirten-
stabe,
Des Geistes voll, den harten Fels erschloß,
Und sprudelnd hell der kühle Trank
der Labe
In heißer Wüste sich dem Volk ergoß, –

Ja, so rührt an die Geistessphären leise
Der Dichter mit dem Stab der Phantasie,
Und tönend rauscht in urgewalt'ger
Weise
Der goldnen Wunderquelle Melodie.

Und alle stehn sie da gebannt und
lauschen
Dem Ton, der wundersam das Herz
erregt,
Ergreifend klingt's von künft'gen Lenzes
Rauschen:
Von dem, was jeder tief im Busen trägt.

Er löst die Geister all aus finstern Banden,
Verkündet Menschenherzens Lust und
Qual,
Und weckt des Echos Hall in allen
Landen,
Daß es erzittert bis ins fernste Tal.

Der Dichter faßt die ungemessnen Fernen,
Er schaut, was andrer Aug vor ihm
nicht sah;
Der blaue Himmel mit den goldnen
Sternen,
So groß und fern, für ihn so klein und
nah!

Sein Ohr vernimmt den Wettgesang der
Sphären,
Das Auge spiegelt fremder Sonnen Licht;
Was künft'ger Zeiten Schoß einst wird
gebären,
Phrophetisch ahnend es der Dichter
spricht.

Leon[1]) durchkreuzte sturmgepeitschte
Meere
Vergebens nach dem sagenhaften Strand,
Daß neue Jugend ihm der Born gewähre,
Der ewig quillt in jenem Zauberland.

Der Dichter aber hat den Born gefunden,
Den Jugendwunderquell auf Bimini,
Durch den vom Alter jeder wird gesunden,
Der trinkt aus ihm: – den Born der
Poesie.

[1]) Juan Ponce de Leon: der Entdecker von Florida.

Karl Eugen Gustav Lorenz.

Geboren am 31. März 1858 zu Stuttgart, Württemberg. Begab sich in seinem 18. Jahre nach Genf und später nach Paris, sodann 1878 nach London, wo er zwei Jahre Sprachlehrer war, und kam 1880 nach Amerika. Seit 1885 Journalist. Glied und Schriftführer des Rats der öffentlichen Bibliothek zu Cleveland, Ohio.

Welke Blätter.

Der Mensch.

O schöne, stille Sommernacht,
Vom Geiste der Natur durchbebt,
Der mit geheimnisvoller Macht
Mich sanft an seinen Busen hebt! –

Gott-Mensch bin ich, ein Rätsel mir,
Das seiner Lösung ewig harrt,
Der Schöpfung unbestrittne Zier,
Ein Nichts, das stets sich selber narrt.

Die Sonne ist mein warmes Herz,
Das eine Welt von Liebe birgt,
Die jeden eitlen Daseinsschmerz
Verdrängt, und täglich Wunder wirkt.

Und meine Seele ist der Mond,
Voll sanftem, ahnungsvollem Schein,
Der frei im blauen Äther thront,
Fast weltvergessen, fast allein.

Aus meinen Augen glänzt ein Stern.
Ein Himmelslicht, ein heller Strahl
Dringt in der Erde dunklen Kern,
Umfaßt das weite All zumal.

Ich bin dem Sturmwind eng verwandt
In Leidenschaft und wilder Glut,
Zerschlage mit geballter Hand
Der Zeiten aufgespeichert Gut.

Ich bin das Meer, das ruhelos
Zerstört und schafft und Wellen schlägt,
Sich aufbäumt, aller Fesseln los,
Und ohne Murren Lasten trägt.

Ich bin der Halm, vom Wind geneigt,
Die Blume, die am Wege stirbt,
Der Adler, der zum Himmel steigt,
Das Heimchen, das im Grase zirpt. –

Gott-Mensch bin ich, ein Rätsel mir,
Das seiner Lösung ewig harrt,
Der Schöpfung unbestrittne Zier,
Ein Nichts, das stets sich selber narrt.

Märchengruß.

Waldeinsamkeit und stille Waldesnacht.
Ein leichter Nebel streift den Hügelrand. –
Im tiefen Dunkel eine Felsenwand,
Darüber scheint der Mond in Silberpracht.
Gigantisch ragt des Forsts zerrissner Schatten
Bis in den Himmelsdom, den schimmernd matten.

Es spiegelt sich sein Bild im lichten See,
Der regungslos zu meinen Füßen ruht.
Erloschen ist des Tages Lebensglut.
Die Nacht durchzittert es wie frostig Weh.
Ein Klageruf ertönt aus nahen Zweigen,
Die sich herab zum Wasserspiegel neigen.

Durch meine Seele zieht ein süßer Traum.
Die Welt und ihre Sorgen liegen fern,
Entrückt, wie der verklärte Abendstern,
Der freundlich scheint im weiten, stillen Raum.
Ein fremder Zauber hält den Geist umfangen.
Das Herz erfüllt ein seliges Verlangen. – –

Da plötzlich saß im bleichen Dämmerlicht
Auf langem Ast vor mir ein holdes Kind,
Das lächelnd sich im leisen Abendwind
Die Locken strich vom lieblichen Gesicht.
Zwei große helle Augen sinnend ruhten
Auf ros'gen Füßchen, plätschernd in den Fluten.

Jetzt wandte sie den klaren Blick nach mir,
Erhob die kleine Hand zum neck'schen Gruß
Und warf mir zu den allerliebsten Kuß:
„Was hast du, Menschenkind, zu suchen hier?
Ich bin das Märchen aus vergangnen Zeiten,"
Und ließ sich in des Sees Tiefe gleiten. – –

Ja, schönes Märchenkind, was wollt ich dort?
Schon zeigt der Silberfaden sich im Haar.
Doch ist das Herz noch wie es einstens war,
Und träumt von dir und liebt dich immerfort.
Entfliehe nicht, o du, mein einzig Lieben!
Von allem bist allein du mir geblieben.

Das letzte Lied.

Auf deinen Lippen starb das Lied,
Das oft wie Lerchen-Jubelton
Zum Himmel schied,
Wie Nachtigallenklage klang,
Wenn uns des Menschenlebens Leid
Zu Tränen zwang.

Für immer ist dein Mund verstummt,
Der einer Freundeswelt gelacht
In froher Stund!
Dir singt man jetzt den letzten Sang,
Das Lied, das oft aus deinem Mund
Zum Herzen drang.

Johannes Maaß.

Geboren am 15. Februar 1862 in Bergen, Rügen, Sohn des Pastors Emil Maaß. Kam 1885 nach Amerika. Seit 1895 Pastor der evangelisch-lutherischen Gemeinde in Preston, Ontario, Canada.

Gedichte. — Neue Sammlung in Vorbereitung.

* Mit dir.

Mit feurigem Mute
Auf tänzelndem Roß,
Hoch oben am Hute
Den grünenden Sproß:
So möchte ich reiten,
Mein Mädchen, mit dir,
Durch blühende Weiten,
Durch waldig Revier.

Auf düsteren Wegen,
Von Jammer umgraust,
Dich schützend, den Degen
In nerviger Faust,
So möchte ich reiten,
Von Blitzen umloht,
Mit dir durch die Zeiten,
Mit dir in den Tod.

* Die Rosen blühn.

Im Garten klingt's wie Liebeskosen,
Die Erde prangt, der Himmel lacht.
Das ist die sel'ge Zeit der Rosen,
Des Jahres voll erblühte Pracht.
Geküßt vom Hauch des Sommers nicken
Die Rosen träumerisch im Grün.
Daß Duft und Farbe dich erquicken,
Komm mit, mein Lieb! Die Rosen blühn!

Die Rosen blühn, und Rosen prangen
Auf deinem Antlitz hold und rein.
Erbebend saugt mit Glutverlangen
Mein Herz der Anmut Düfte ein.
Reich sinnend mir die Hand zum Bunde,
Ins Auge blick mir hoffnungskühn.
Mit Lächeln auf dem zarten Munde
Sink mir ans Herz! Die Rosen blühn.

Wiedersehen.

So sehn wir uns nach vierzehn Jahren wieder
Am Erie-Strand, in Buffalo,
Die wir dereinst beim Klange deutscher Lieder
Das Leben grüßten jugendfroh.

Und wie es deutscher Brauch, laßt uns im Westen
Der Freundschaft Bund aufs neue weihn.
Dort winkt ja schon ein Wirtshaus deutschen Gästen,
Ihr Freunde, kommt, ich lad euch ein.

Ihr Kellner, füllt die Gläser bis zum Rande,
Doch nicht mit Wein aus Florida, –
Mit edlem Trank, den an des Rheines Strande
Gezeitigt hat Germania.

Vergessen seien unsre Amtsbeschwerden
Bei diesem edlen goldnen Wein;
Laßt uns noch einmal jung und fröhlich werden,
Nur einmal noch die Alten sein.

Wie spiegeln sich der Abendsonne Gluten
So rein und klar im deutschen Wein,
Als strahlte uns in diesen goldnen Fluten
Der Jugend letzter Widerschein.

O, atmet tief! Des Weines edle Blume
Erfüllt mit Wohlgeruch die Luft,
Wie uns dereinst im Waldesheiligtume
Erfreute würz'ger Maienduft.

Ihr Freunde, euer Wohl! Die Gläser klingen
Wie trauter Heimatsglockenklang,
Der auf des Abendwindes leichten Schwingen
Sich über Höhn und Täler schwang.

Jetzt ein Gespräch aus längst verklungnen Tagen,
Von denen nur Erinnrung blieb;
Es rührt die Seele uns gleich alten Sagen,
So traut, so hold, so wunderlieb.

Laßt froh das Lied vom deutschen Reich erschallen,
Dem Vaterland ein Treueschwur,
Von des Gelasses Wölbung widerhallen
Das „Gaudeamus igitur!"

So sandten wir am lieben Saale-Ufer
Das Lied hinab vom Berg zum Tal,
In seinem Klang grüßt lebensfrohe Rufer
Der Jugend Zauber noch einmal.

Des Flusses Rauschen und des Waldes Leben,
Die süße Ruh am Felsenbach,
Der Jugend heilig Lieben, ernstes Streben
Wird uns im Ton des Liedes wach.

Verklärter Freunde hehren Lichtgestalten
Laßt uns ein Glas in Wehmut weihn.
Bis hin zum Grabe bleiben wir die alten,
Wir schwören es beim deutschen Wein.

Die Zeit enteilt, die Lieder sind verklungen.
Das Herz wird schwer, das Auge naß;
Noch einmal halten wir uns fest umschlungen.
Ein letztes Wort, ein letztes Glas.

Die Gläser klingen, doch wie Grabesläuten
Dringt uns ihr Klang ins Herz hinein;
Wie diese Töne auf die Trennung deuten,
Verduftet uns der Jugend Wein.

Danksagungstag.

Danksagungstag! Die Glocken klingen;
Befriedigt eilt vom Gotteshaus,
Mit Edelstein geschmückt und Ringen,
Der Handelsherr zum üpp'gen Schmaus.
Der Wind braust kalt vom Nord hernieder,
Schon tönt der Wintervögel Schrei;
Was tut's? Der Pelz hält warm die Glieder,
Im Hause lacht ein ew'ger Mai.

Wie angenehm die milde Wärme
Im reich bekränzten Vestibül!
Im Prunkgemach der Gäste Schwärme
Ergötzen sich auf weichem Pfühl.
Weit öffnen sich die Flügeltüren,
Die Glocke ruft zu frohem Mahl.
Mit ehrfurchtsvollen Dienstallüren
Harrt der betreßten Diener Zahl.

Die Frauen nahn in schwerer Seide,
Ein Lächeln um den Rosenmund,
Es schmiegt sich blitzend Goldgeschmeide
Um voller Arme üppig Rund.
Und Männer mit bekanntem Namen,
Von Selbstgefühl und Stolz gebläht,
Sie kreisen um die schönen Damen,
Wie um die Sonne der Planet.

Zu Pyramiden, Pfeilern, Kronen
Sind Gold und Silber aufgebaut,
Die Gaben aus den fernsten Zonen
Vor reichen Prassern aufgestaut:
Das Texas-Beef, der Turky-Braten,
Die Austern im geschliffnen Glas;
Die Frucht aus den La Plata-Staaten,
Aus Mexiko die Ananas;

Von Minnesotas Weizenfeldern
Das Brot, so locker, weiß und frisch,
Des Hirsches Fleisch aus Vermonts Wäldern,
Aus Canada des Bergstroms Fisch;

Dem Gaumen höchste Lust zu schaffen,
Orangenfrüchte Floridas,
Und hier in schweren Goldkaraffen
Die Weine Kalifornias.

Ein erster Toast dem Präsidenten!
Ein zweiter Toast der Republik!
Gespräch von Kursen und Prozenten,
Von Handel, Sport und Politik!
Wie sich dem dumpfen Ton der Glocken
Melodisch eint der Glöcklein Klang,
Tönt Liebeswerben, Liebeslocken
In ernster Reden schweren Gang.

Und alles schwelgt, als ob ein Manna
Vom Himmel sei herabgetaut,
Den Raum durchdüftet der Havanna
Und Portoricos edles Kraut.
Ein Tanz zum Schlusse der Affaire,
Zu krönen würdig das Gelag! —
So bringt man seinem Schöpfer Ehre!
So feiert man Danksagungstag!

* * *

Danksagungstag! Die Glocken tönen
Vom hohen Turm ins Land hinaus.
Ein Armer eilt mit dumpfem Stöhnen
Vorbei am ernsten Gotteshaus.
Vom Norden weht der Wind, der kalte,
Und hungrig krächzt ein Rabenschwarm.
Doch keines Mantels weiche Falte
Hält die erstarrten Glieder warm.

Und zitternd sitzt am kalten Herde,
In Tücher dürftig eingehüllt,
Sein Weib mit klagender Gebärde,
Das Herz mit Todesweh erfüllt.
Die Kirchenhallen mag durchbrausen
Beglückter Menschen Lobgesang,
Hier, wo die Allerärmsten hausen,
Hier ist kein Grund zu Lob und Dank.

Es weht erkältend durch das Zimmer,
Wie Hauch des Grabes, dumpf und schwer,
Und zweier Kinder Angstgewimmer
Tönt dort vom dürft'gen Lager her.

Es fröstelt sie im dünnen Kleide,
Die armen Kleinen, krank und blaß,
Der Hunger wühlt im Eingeweide,
Im Auge brennt das bittre Naß.

Da, horch! das sind des Vaters Tritte!
Bringt er Erlösung von der Pein?
Mit ungewissem, müdem Schritte,
So tritt er in die Wohnung ein:
„Umsonst die harte Tagesreise,
Ich kehre wieder arm und leer!
Den ganzen Tag nicht Trank und Speise!
Ein wenig Brot! Mich hungert sehr!"

Da lacht das Weib in wildem Grimme:
„Hier ist nicht Wasser, ist nicht Brot!
Hier tönt nur der Verzweiflung Stimme!
Hier wohnt nur Hunger, Qual und Not!" —
„Der Not will ich ein Ende machen!"
Wild ruft der Mann, dem Wahnsinn nah.
Wild fährt er auf, drei Schüsse krachen,
Drei Leichen liegen blutig da.

Horch! Säbel rasseln, Rufe klingen!
Schon dringt herein die Schutzmannschaft;
Da hat, das letzte zu vollbringen,
Der Mann sich finster aufgerafft.
Noch einmal hallt das Zimmer wieder
Von eines Schusses Donnerschlag.
Und blutend sinkt der Dulder nieder. –
So feiert er Danksagungstag.

Die ihr den Raum, den wohlig warmen,
Belebt mit Scherz und Freudenruf,
Wagt ihr zu richten diesen Armen,
Der seinen Lieben Freiheit schuf?
Wie dürft ihr vorzuschreiben wagen
Dem Gott der Langmut und Geduld?
Ihr solltet euch mit Zittern fragen:
„Wer trägt an solchem Jammer Schuld?"

Die Reiterin.

Horch, erzitternd dröhnt die Erde
Unterm Hufschlag ferner Pferde!
Sieh die stolze Kavalkade
Auf dem grünen Steppenpfade!
Mähnen fliegen, Schleier wallen,
Scharfen Zurufs Worte schallen,
Eisen funkelt hell und Stahl
In des Abends Purpurstrahl.

Unter schönen Reiterinnen
Eine muß den Preis gewinnen.
Denn voran auf brauner Stute,
Aus Kentuckys edlem Blute,
Durch smaragdene Arena,
Jagst du, Clara Almudena,
Du des Südens Feuerkind,
Mild umhaucht vom Abendwind.

Wie geschmückt zu froher Feier
Mit dem Hute, mit dem Schleier,
In dem Kleid, dem leicht geschürzten,
In dem Haar, dem keck verkürzten,
Lenkst du deinen wilden Renner
Mit dem scharfen Blick der Kenner
Langsam durch die Prairie hin, –
Schöne Mexikanerin.

Wie du winkst dem Reitertruppe,
Lehnend auf des Pferdes Kruppe,
Jetzt dem Tiere freundlich schmeichelst,
Seinen Hals, den schlanken, streichelst,
Zeigt des Kleides enge Hülle
Kräft'ger Glieder weiche Fülle;
Von der Büste königlich
Hebt der volle Busen sich.

Wie die Lippen rosig blühen,
Schwarze Augen Flammen sprühen,
Auf die Wangen die Bewegung
Zaubert Farben der Erregung!
Bunte Steppenblumen grüßen
Still zu deines Rosses Füßen
Dich, der Prairie Königin, –
Engelschöne Reiterin.

Unter dir mit keckem Mute
Tänzelt leicht die braune Stute,
Wetzt am Eisen ihre Zähne,
Schüttelt wild die schwarze Mähne,
Netzt der Blumen duft'ge Glocken
Mit des Schaumes weißen Flocken;
Doch mit Eisengriff umspannt
Hält die Trense deine Hand.

Leichter hebst du dich im Bügel,
Fester greifst du in die Zügel,
Und der Geißel scharfe Streiche
Spürt dein Roß in glatter Weiche.
Aufwärts steigt es kerzengrade,
Trägt in prächtiger Lançade
Wie ein Sturmwind dich dahin, –
Du verwegne Reiterin.

Flinker wirft dein Roß die Hufe,
Angespornt von keckem Rufe;
In dem Abendwinde freier
Weht des Hutes weißer Schleier.
Siehst du dort des Zaunes Schranke?
Vorwärts, wie ein Lichtgedanke,
Trägt dein Roß dich drüber hin, –
Unerschrockne Reiterin.

Eilend, wie auf Windesflügeln,
Zu des Westens fernen Hügeln,
Über Hecken, über Gräben,
Seh ich dich dem Blick entschweben
Durch die Prairie, die besonnte,
Und am lichten Horizonte
Darf ich nur noch einmal sehn
Deinen weißen Schleier wehn.

Folgen möcht ich seinem Winken,
Deiner Augen Glut zu trinken;
Möchte dir zur Seite weilen,
Mit dir jagen, mit dir eilen
Durch der Prairie grün Gefilde,
Edle Maid, du schöne, wilde! –
Ach, in Südlands Ritterschaft
Wohnt noch Tiefe, Frische, Kraft!

Muskokas Seen.

Wo in Nordlands gebirgigen Strecken
Noch rauschende Tannen stehn,
Da schimmern in wald'gen Verstecken
Muskokas blinkende Seen.

Sie locken zum Nordlandsgefilde
Den sonnengebräunten Mann;
Sie blicken so freundlich und milde
Wie Kinderaugen mich an.

Sie schaun, wie in schüchterner Frage,
Empor zu der leuchtenden Pracht.
Sie spiegeln die Sonne bei Tage,
Das Sternengewimmel bei Nacht.

Sie spiegeln die Felsen, die Haine,
Sie spiegeln, was leuchtet und strahlt,
Wie die Welt in unendlicher Reine
In keuschem Gemüte sich malt.

Was immer in waldigen Gauen
Des Nordens es Lockendes gibt –
Ich hab in die Augen, die blauen,
Muskokas mich verliebt.

Elisabeth Mesch.

Geboren in Bingen am Rhein. Kam 1892 nach Amerika. Gatte starb vor neun Jahren. Wohnt in New York.

* Zur Herbstzeit am Rhein.

Des teuren Stromes grüne Berggelände,
Die biedrer Menschen arbeitsfrohe Hände
Mit edlen Reben mühevoll bebaut,
Als heitres Traumbild nur mein Geist noch schaut.
Doch still bis heut durchs bunte Weltgetriebe
Trug ich im Herzen meine Heimatliebe!

Wie bist du schön in jenem reifen Prangen,
Dieweil der Herbst dich segnend hält umfangen,
Du weites Rheingautal, voll Duft und Licht!
Im Paradiese war es schöner nicht!
Aufs neue drum, in sehnsuchtsvollem Liede,
Den wärmsten Gruß ich freudig dir entbiete!

Noch weht es lind in deinen mächt'gen Eichen,
Des Sommers Gluten milder Kühle weichen.

Von dannen schwirrt der Vöglein muntre Brut,
Und wilder schäumt des Rheines grüne Flut.
Es ruht ein Hauch von Poesie und Frieden
Auf seinen Fluren, die ich längst gemieden.

Von Strand zu Strande gleiten schwanke Kähne;
Geflaggte Dampfer ziehn wie stolze Schwäne
Vorüber, wo Germania thronend wacht –
Ein hehres Denkmal deutscher Siegesmacht –
Und wo sich kühn mit weltentrückter Miene
Aus wildem Efeu hebt die Burgruine.

Das sind die Tage, wo die Rosen scheiden
Und lieblich ernst sich Hain und Auen kleiden.
Wen hätten, wer im Herbstschmuck ihn erblickt,
Des Niederwaldes Reize nie entzückt?
O, daß noch einmal mir des Schicksals Wille
Zu schaun vergönnte seiner Schönheit Fülle!

Nun wartet still im goldigroten Laube
Der Lese noch die würzereiche Traube.
Das wird ein Fest voll Sang und Klang und Lust.
Ein frohes Hoffen schwellt des Winzers Brust:
O daß auch heuer – dank der treuen Mühe –
Im jungen Wein ein edles Feuer glühe.

Friedrich Michel.

Geboren am 23. Januar 1866 in Ingweiler, Elsaß. Besuchte die Schule des protestantischen Lehrerseminars in Straßburg. Eingewandert 1881. Besitzt in New York ein Damenhütegeschäft. Als Rezitator beliebt und bekannt.

In Vorbereitung: Asraklänge und andere Gedichte.

Jetzt nicht — noch nicht!

Das Herz fast still, starr jedes Glied,
Des Lebens Faden halb zerrissen,
Lieg fiebernd ich in meinem Kissen,
So blaß, so müd.

Der Tag erwacht, und lugt herein,
Und in dem Dämmerlicht, dem matten,
Da huschen schon die schwarzen Schatten
Ins Kämmerlein.

Und wie er sacht mich jetzt umschwebt,
Der Todesengel, mich zu tragen
Auf seinem leichtgeschirrten Wagen, –
Die Flügel hebt,

Da tritt in meine Krankenstub
Die Mutter leis mit zagem Schritte,
Und in mein Ohr schluchzt sie die Bitte:
„Stirb nicht, mein Bub!"

Ein selig Lächeln gleitet ihr
Da über die verhärmten Wangen,
Als sie mein Trostwort aufgefangen:
„Ich bleib bei dir!"

Und eine goldne Lichtflut bricht
Ins Zimmer durch das kleine Fenster,
Und fliehend flüstern die Gespenster:
„Jetzt nicht! – Noch nicht! –"

Es schritt die Sünde durch die Nacht.

Es schritt die Sünde durch die Nacht,
Die julischwüle, sternenhelle.
In meinem Innern rief's: „Hab acht,
Und hüte dich vor ihr, Geselle!"

Doch weh! Verworren war mein Sinn,
Und alle meine Pulse klopften.
Zu ihren Füßen sank ich hin,
Und tausend süße Gifte tropften.

Aus ihres Hauches Feuerglut
Hab Götterwonnen ich gesogen.
Wild tobte rascher Jugend Blut
Und heißer Leidenschaften Wogen.

Du hast, berückend schöne Maid,
Der Stunde Glück mir nur beschieden,
Und nahmst mir meine Seligkeit
Und meines Herzens tiefen Frieden.

Mutterschaft.

Wenn die Liebe spricht ihr Werde,
Wenn die Frucht dir reift im Leib,
Blick verschämt dann nicht zur Erde,
Jauchze auf, sei glücklich, Weib!
Jauchze, und nicht zagen Trittes
Wandle in der Menschen Schwarm,
Junges Weib, geh stolzen Schrittes,
Fürcht nicht Spötteraugen Harm!
Wisse, Spötter, unterm Herzen
Trug die Mutter auch dich einst,
Und auf ihrem Grab brennst Kerzen
Manchmal du vielleicht und weinst. –
Nahen Glückes heil'ge Wonne
Fühle Weib! Sei stark, sei groß,
Nun der Liebe Kuß und Sonne
Hat gesegnet deinen Schoß.
Und in seligem Entzücken
Harre deiner Mutterschaft.
Deinem Kind bau goldne Brücken
Durch der Liebe heil'ge Kraft.
Und hinaus in alle Lande
Und mit lauter Stimme ruf:
„Mutter sein! O sel'ge Bande,
Die der Liebe Flamme schuf!"
Hilf vor sünd'gem Wandel warnen
Jene Schwestern, braves Weib,
Die mit Mörderhand umgarnen
Menschenfrucht im eignen Leib.
Was die an der Welt verschulden,
Sühnt nicht Reu und nicht ihr Tod.
Mutterfreud und Leid zu dulden
Sei dem Weibe höchst Gebot.
Welterlöser sind vonnöten,
Wehe, wer ihr Kommen hemmt!
Weh den Müttern, die sie töten,
Denen Mutterehre fremd! – – –
Wenn die Liebe spricht ihr Werde,
Wenn die Frucht dir reift im Leib,
Blick verschämt dann nicht zur Erde,
Jauchze auf, sei glücklich, Weib!
Junges Weib, bald wird dich grüßen
Jüngren Lebens Morgenlicht.
Eine Krone für die süßen
Mutterwonnen nähmst du nicht!

Weltausstellungslied.

(Im Gebäude für Elektrizität.)

Allüberall flutet
Es taghell und glutet,
Und Funken, die sprühen,
Und Lampen, die glühen.

Geknister, Geknatter,
Hier stärker, dort matter.
Welch magische Schöne!
Welch seltsame Töne!

Und Räder, die surren
Und treiben und schnurren
So rasend geschwinde
Wie rasende Winde;
Elektrische Wunder,
Herauf und hinunter,
Herüber, hinüber,
So schießt ihr vorüber
Am Aug, das geblendet
Und staunend sich wendet.
Ich aber beginne
Zu träumen und sinne
Vom kommenden Lichte
Der Menschheitgeschichte,
Vom Fortschritt der Zeiten,
Vom endlichen Scheiden
Der finsteren Mächte;
Der Herren und Knechte.
Schon seh ich umfluten
Die goldenen Gluten
Der Freiheit die Erde. –
Sprich Menschheit: Es werde!

O, deine Tränen!

Heut ging es waldwegs, und hinter uns weit
Lag nun die lügende, lärmende Welt,
Und als der Abend sich leis uns gesellt,
Da hatten Laub uns und Dämmrung verschneit.
Von fern ein zitterndes Läuten erklang,
Und wunderseltsam es über mich kam,
Als deine Hand in die meine ich nahm.
Dein Atem stockte, und bang ward mir, – bang.
Und als dein Blick sich in meinen versenkt,
Da konnt ich länger dir nicht widerstehn,
Der Seele Nacktheit, du durftest sie sehn.
Hab dir die heiligste Stunde geschenkt,
Hab dir mein urtiefstes Wesen enthüllt,
Als forschend auf mir dein Auge geruht.
Und Wunden sahst du, draus strömte mein Blut,
Und Tränen hatten dein Auge gefüllt
Und deine Wangen, die blassen, betaut.
Verstanden hatte dein warmfühlend Herz
Der Seele herben, unheilbaren Schmerz,
Den du mit bangender Sorge geschaut.
O, deine Tränen, der Stunde Lohn,
Sie waren Trost mir und Balsam zugleich.
Und einmal im Leben fühlte sich reich
Des Glücks enterbter, verlorener Sohn.

Fred R. Minuth.

East Pittsburg, Pa. Geboren 1854 zu Brüsterort, Ostpreußen. Ingenieur. Sozialpolitischer Schriftsteller. Verfasser der sozialen Romane: Ein sonderbarer Heiliger, Ihr Vorhaben. Bereiste Holland, Belgien, Österreich-Ungarn, die Balkanländer; lebte in Konstantinopel und in der asiatischen Türkei. Seit 17 Jahren in den Vereinigten Staaten.

Herbst und Fremde.

Grau ist der Himmel, Regen rieselt nieder,
Die Bäume kahl, und traurig rauscht der Wind.
Ich sitz in fremder Klause, sinne wieder,
Wie Lenzestage schnell entschwunden sind,
Und schau hinaus ins trübe Herbsteswehen.

Dabei wird mir ums Herz so herb und weh; –
Mir ist, als ob in der Natur Vergehen
Mein eignes Schicksal ich hier vor mir seh. –
Der Heimat fern, und fern von meinen Lieben,
Steh einsam hier ich in der Welt Gewühl.
Der Kampf ums Dasein hat mich fortgetrieben,
Und steter Kampf nur bleibt der Weg zum Ziel. –
Zu enge wird mir's in der öden Klause,
Hinaus zum Meere lenk ich meinen Fuß;
Dort, bei der Wogen und des Sturms Gebrause,
– Tönt dieser Laut doch wie ein Heimatgruß! –
Will ich nach Herzensfrieden wieder suchen.
– – – – – – – – – – – – –
Vor mir das Meer: die Wogen schäumend wild;
Fast klingt es hier, als ob ein zornig Fluchen
Dem weisen Walten der Natur entquillt.
Auf einen Felsblock setze ich mich nieder,
Schau zu der Brandung majestät'schem Spiel;
So höre ich wie einst im Geiste wieder
Das klagend Wort von dem verfehlten Ziel:

„Was schreibt die Woge in den Sand?[1])
Sie schreibt hinein ihr bittres Leiden,
Ihr ewig Kommen, ewig Scheiden,
Die kurze Rast am teuren Strand.
Ich aber starr ins Meer hinaus. –
Mein selig Hoffen, freudig Lieben –
Ich hab es in den Sand geschrieben.
Die nächste Welle löscht es aus."
– – – – – – – – – – – – –
Die nächste Welle löscht es aus. –
So hallt es traurig mir im Herzen wider. –
Die nächste Welle löscht es aus. – –
Und Schwermut drückt mein letztes Hoffen nieder. –
Da tönt ein Laut durch Sturm und Wogenbraus,
So süß wie einer Mutter Wiegenlieder:
„Dein selig Hoffen, freudig Lieben,
Es ist nicht in den Sand geschrieben,
Und keine Welle löscht es aus.
Mag auch des Schicksals Brandung tosen,
Den Nachen führe mutvoll fort
Zur Heimat und den Lieben. Dort,
Wenn du auf sonn'ger Heide liegst
Und still dich im Vergessen wiegst,
Werden linde
Frühlingswinde
Die Sorg dir von der Stirne kosen! – "

[1]) Rudolf Gottschall, Neue Gedichte. 1858.

O. F. Nordhorst.

Geboren am 18. Juli 1868 in Hamburg. Eingewandert 1898. Pastor der evang.-luther. Gemeinde in Ladysmith, Quebec, Canada, seit Januar 1904. Vorher vier Jahre in Nordwestcanada.

* Dämmerung.

Schweigend liegen die Prärien
Rings um mich her;
Schweigend dort am Himmel ziehen
Der Sterne Heer.

Schweigend geht die Weltenuhr
Hier ihren Gang.
In dem Lärm der Zeiten nur
Wird mir oft bang:

Hört die Menschheit ihren Schlag
Mahnend gehn?
Dämmernd steigt herauf der Tag,
Da sie still wird stehn.

* Hier verworren — dort verklärt.

Des Tages Glühen ist verglommen,
Die Nacht senkt sich aufs stille Tal.
Dem Lärm und Leid bin ich entronnen
Und schau hinauf zum Himmelssaal.

Still staunend hab ich mich geweidet
An all dem Prangen, all der Pracht.
So führst du, Herr, zu sel'gen Höhen
Die Deinen durch des Lebens Nacht.

Was wir hienieden nicht verstehn,
In Gottes Hand leg alles im Gebet.
Was hier verworren, dort verklärt
In Kraft und Klarheit aufersteht.

* Das Grab auf der Prärie.

Auf weiter Prärie ragt einsam
Ein hölzernes Kreuz empor.
Fern von der Menschen Stätte;
Kein Laut erreicht das Ohr.

Es steht schon manche Jahre,
Zeigt ernst zum Himmel auf.
Nicht eine Zeile kündet
Des Pilgers Erdenlauf.

Was trieb dich müden Wandrer
Einst von der Heimat fort,
Daß hier dein Leib gefunden
Den letzten Ruheort?

Dein Glück hier einst zu finden,
Zogst du in die Welt hinein;
Doch Müh und Not harrte deiner;
Nun schläfst du im Totenschrein.

Du, stiller Schläfer drunten,
Ruhst aus vom Erdenstrauß;
Hast hier dich noch heim gefunden
In Gottes sel'ges Haus. —

So oft ich das Kreuz anschaue,
Gemahnt es mich ernst und still:
Was ist es, dem du nachjagest,
Das den Frieden dir rauben will?

* „Inquietum est cor nostrum."

Schon ist der Mond herauf gezogen,
Und Schweigen decket Berg und Tal.
Die muntern Sänger sind verflogen;
Verstummt sind heute Freud und Qual.

Wie da das Herz so eigen schlägt,
Wenn's stille Einkehr bei sich hält.
Da schaut es Höhen, Tiefen — sturmbewegt,
Da schaut es seine eigne Welt.

Ja, diese Welt! — bald kleinlich Mühen
Um Mein und Dein, um Last und Lust;
Bald ach! ein Sehnen, ach! ein Fliehen
Herab von dieser Erde Duft.

In all dem Treiben, all dem Jagen
Erringt das Herz ein bleibend Gut?
In Unruh schlägt's, bis ganz es ruht,
Mein Herr und Gott, in deiner Hut.

Müller von Davenport (A. O. Müller).

Geboren 1845 in der Altmark. Lebte nach beendetem Universitätsstudium im Auslande und ließ sich 1899 in den Ver. Staaten nieder. Supervisor des deutschen Unterrichts in den öffentlichen Schulen von Davenport, Jowa. Müllerlieder.

O sprich ein Wort!

O du, den meine Seele liebt,
O sprich dich aus, und laß mich teilen
Den Schmerz, der dir das Herz betrübt,
Und meine Liebe laß ihn heilen. —
O sprich ein Wort!

Ein tiefer Brunnen ist mein Herz,
Drin sollst du all dein Leid begraben;
Ein tiefer Brunnen ist mein Herz,
Draus soll ein Lebensstrom dich laben. —
O sprich ein Wort!

Ich suche dich, du trittst mir fern,
Und meine Seele kann nicht rasten;
Sie flattert bang, und o wie gern
Trüg sie in Lieb all deine Lasten. —
O sprich ein Wort!

Auf Adlersflügeln stieg mein Herz,
Wenn diese Arme dich umfingen,
Und jauchzend trüg ich himmelwärts
Dich und dein Leid auf Liebesschwingen!
O sprich ein Wort!

Gleicht Mannesgroll in finstrer Nacht
Dem Wettersturm und wilden Güssen,
Laß Frauenmut in Liebesmacht
Den Gram dir von der Stirne küssen. —
O sprich ein Wort!

O sprich ein Wort, versag mir's nicht!
Ich kann, ich kann's nicht länger tragen.
Wie soll ich, was das Herz mir bricht,
Dein Leid und all mein Sehnen, sagen? —
O sprich ein Wort!

O wehr der Liebe nicht!

Sprich zur Sonne: glühe nicht!
Sprich zur Rose: blühe nicht!
Sprich zur Nachtigall im Mai,
Daß sie stumm und stille sei:

Dennoch singt die Nachtigall,
Füllt die Welt mit süßem Schall;
Rose blüht und Sonne glüht,
Nachttau fällt und Wolke zieht.

Sprich zum Durste: schweige still!
Und zur Quell: nun nicht mehr quill!
Sprich zur Liebe, daß sie nicht
Trost und Brot den Armen bricht; –

Wen da dürstet, eilt zum Quell;
Wer sich freut, ruft dem Gesell;
Tod und Unglaub steht und schweigt,
Liebe liebt; sich Glaub bezeigt.

Liebe liebt und Glaub gewinnt,
Was die Liebe treu geminnt:
Rings die Welt erfüllt das Licht. –
Wehr, o wehr der Liebe nicht!

Der Erde Lenz und Liebes-Tag.

Wie eine Braut im lichtumflossnen Kleide,
So steht sie da,
Allüberall mit funkelndem Geschmeide.
Von fern und nah
Singt ihr der Vögel Chor in Lenzesfreude
Ihr Brautlied und Halleluja.

Durch alle Adern bebt und webt ihr Leben,
Und pocht und schwillt;
Sie gießt's in Wald und Wies und hat's den Reben,
Dem Lustgefild
An sonniger Halde und im Tal gegeben, –
Der Schöpfung wonnig Spiegelbild.

Und wo am schönsten Lenz und Liebe kosen
In Frühlingspracht,
Maßliebchen sprießen und erblühen Rosen
In einer Nacht:
Da wohnt, die mir mit Lippen, lieben, losen,
Des Lebenslenzes Kuß gebracht.

Zum Himmel lacht die Erd, er strahlt hernieder
Und minnt sie froh;
Es rauscht der Bach, es hallt das Echo wieder
Halli, hallo!
Mein Herz stimmt pfingstlich froh auch seine Lieder
Und singt in dulci jubilo!

Wilhelm Müller.

Geboren in Heppenheim, Bergstraße, 1845, kam 1866 nach Amerika, war als Lehrer und Schuldirektor in Cincinnati und New York, wie als Redakteur des Witzblattes „Puck" tätig. Schrieb verschiedene Bühnenstücke, darunter „Im gelobten Land". Jetzt journalistisch und pädagogisch-literarisch tätig. Arlington, New Jersey.

Am Wege gepflückt. — Schabiade, satyrisches Gedicht.

Das Lied der neuen Welt.

Ihr sagt, es mangle Blumenschein
Dem Ährenfeld im Westen;
Und Düfte sänken nicht im Hain
Von blütenschweren Ästen.

Ihr klagt, der Wald sei liederarm
Und stünd in totem Schweigen;
Es zwitschre nicht der Vögel Schwarm
Auf maiengrünen Zweigen.

Zwar seht ihr nicht am Bachesrand
Die duft'gen Veilchen sprießen,
Doch ernst von schroffer Felsenwand
Den stolzen Lorbeer grüßen.

Und wenn die Nachtigall nicht klagt
Im Efeu alter Festen,
Der Robin singt, sobald es tagt,
Ein Lied dem weiten Westen.

Auch hier schmückt Duft und Glanz die Flur,
Im Wald tönt helles Pfeifen,
Man muß die neue Weise nur
Mit Herz und Sinn ergreifen.

Aus der beschwingten Sänger Herz
Spricht ihres Volkes Seele,
Drum träumt im Lied von Liebesschmerz
Die deutsche Philomele.

Doch aus des Robins frohem Sang,
Dem Morgengruß der Sonne,
Klingt hell des Westens Tatendrang,
Der Freiheit süße Wonne.

Die Einsamen.

Die Dämmrung kommt mit leisen Tritten
Ins abendkühle Land geschritten,
Und ringsum wird es kirchenstill.
Da tritt aus schattendunklem Walde
Schwermütig auf die öde Halde
Der Ruf des scheuen Whip-poor-will.

Und plötzlich fühl ich mich befangen
Von einem rätselhaften Bangen,
Das lähmend mir zum Herzen dringt.
Und wie im Banne muß ich lauschen
Dem Sang, der mit der Blätter Rauschen
Geheimnisvoll zusammenklingt.

Was will mir dieser Ruf verkünden,
Der nur in weit entlegnen Gründen
Der Trauer sanften Ausdruck leiht?
Mir scheint, als spräch aus diesen Klängen,
Die fesseln mich und doch bedrängen,
Der ernste Geist der Einsamkeit.

Der Geist der stillen, hohen Seelen,
Die sich im Dienst der Menschheit quälen
Und auf des Dulders Pfaden mühn;
Die lichten, was von Wahn umnachtet,
Und doch verkannt und unbeachtet,
Einsam im Opfertod verglühn.

Die ohne einen Laut der Klage
Im Drange wildbewegter Tage
Der Zukunft Friedenshütten baun
Und manchmal nur ihr heißes Sehnen
Nach Mitgefühl in bangen Tönen
Der allverschwiegnen Nacht vertraun.

Ein königliches Geschenk.

Powhattan, der Fürst der Wildnis,
Seines Stammes bester Held,
Kam als Gast mit wen'gen Kriegern
In des Britenführers Zelt.

Auf der weiß gedeckten Tafel
Stehn die Schüsseln sonder Zahl.
Bleichgesichter und Indianer
Tun sich gütlich an dem Mahl.

Als man sich vom Tisch erhoben,
Winkt der Brite mit der Hand,
Und ein Diener zeigt dem Häuptling
Ein gesticktes Prachtgewand.

Frohes Staunen und Verlangen
Hat des Wilden Sinn erfaßt;
Doch mit keinem Wort verkündet,
Was er wünscht, der stolze Gast,

„Diesen Rock mit Silbertressen,
Jenen Hut mit Federzier
Und das goldbesetzte Beinkleid,
Großer Häuptling, bring ich dir!“

Also sprach John Smith, und seine
Lumpen wirft der Wilde ab,
Schmückt sich hastig mit den Kleidern,
Welche ihm der Brite gab.

Er vergißt der ernsten Würde,
Die ein Krieger trägt zur Schau,
Brüstet sich im bunten Rocke
Selbstgefällig wie ein Pfau.

„Powhattan, die reiche Gabe
Schickt dir meine Königin.
Wie ich sehe, sind die Kleider
Nach des roten Bruders Sinn.“

Also spricht der Brite lächelnd.
„Doch was sendet Powhattan
Für die Gabe seiner weißen
Schwester überm Ozean?“

Diese Rede gibt dem Häuptling
Wieder seine ernste Ruh,
Und, ein jeder Zoll ein König,
Ruft er stolz dem Briten zu:

„Deiner Herrin Huld und Güte
Hat mein fürstlich Herz bewegt,
Bringe ihr – die alten Lumpen,
Die ich eben abgelegt.“

Die letzte Predigt.

Herbei ihr Männer, stark und schlicht,
Die ihr getrotzt der Wildnis Schrecken!
Heut ruft euch eine fromme Pflicht,
Des Westens wetterbraune Recken.
Ihr Frauen, emsig und besonnen,
Den Männern gleich an kühnem Mut,
Heut laßt die Hütte rebumsponnen
Getrost in eurer Kinder Hut.

Zum Kirchlein eilt am Waldesrande,
Das ihr erbaut, wie Judas Söhne
Den Tempel, eure Wehr zur Hand,
Und auf den Lippen Psalmentöne.
Den Pred'ger gilt es heut zu ehren.
Kommt aus dem Shenandoahtal,
Denn Mühlenberg wird euch belehren
Mit ernstem Wort zum letztenmal!

Und wo man mit der deutschen Art
Der Väter Sprache hochgehalten,
Sind zeitig schon zur Kirchenfahrt
Bereit die Jungen und die Alten.
Die würd'gen Siedler von den Farmen,
Die Jäger von der Lichtung Saum,
Die Reichen kommen, wie die Armen.
Das kleine Bethaus faßt sie kaum.

Als sich der Gläub'gen fromme Schar
Gestärkt durch kräftige Gesänge,
Tritt Mühlenberg vor den Altar
Und spricht zur andachtsvollen Menge:
„Oft hat mein Wort in euch entzündet
Die Sehnsucht nach des Friedens Heil;
Den Segen hab ich euch gekündet,
Der frommer Demut wird zuteil.

Ihr gabet willig der Person
Des Königs die verdiente Ehre.
Gehorsam zolltet ihr dem Thron,
Sowie es unsrer Kirche Lehre.
Doch wenn mit heiligen Gesetzen
Spott treibt der Herrscher Tyrannei,
Wenn sie der Völker Recht verletzen,
Dann seid ihr aller Bande frei!

Empörung wird zur Mannespflicht,
Gehorsam wäre Schmach und Schande,
Den König fordert vor Gericht
Und zeiht ihn des Verrats am Lande.
Nicht länger singt des Friedens Psalmen,
Stoßt schmetternd in des Krieges Horn.
Verbergt die Sichel in den Halmen
Und greift zum Schwert im Rächerzorn!

Und wie ich euer Lehrer war
Und euer Freund in Friedenszeiten,
Will ich in Stunden der Gefahr
Euch in der Schlachten Donner leiten.
Steht treu zu mir in blut'ger Fehde.
Die Freiheit ruft zum heil'gen Krieg.
Nun sei's genug der müß'gen Rede,
Die Waffen führen uns zum Sieg!"

Der Pred'ger sprach's, und den Talar
Ließ er von seinen Schultern gleiten.
Gerüstet stand er am Altar,
Ein Priesterheld aus alten Zeiten.
Des Staunens Bann lag auf der Runde;
Doch als der Pfarrer schlägt ans Schwert,
Da braust ein Ruf aus jedem Munde:
„Mit Mühlenberg für Haus und Herd!"

Und wie's der Siedler Schar gelobt,
So folgten sie des Führers Bahnen.
Wo heiß und wild der Kampf getobt,
Da wehten der Virginier Fahnen.
Drum, wenn ihr jene stolzen Helden,
Die für die Freiheit kämpften, nennt,
Laßt auch von Mühlenberg euch melden
Und seinem deutschen Regiment.

Gouvernör van Twiller und die Yankees.

Mynheer van Twiller in Neu-Amsterdam
Saß friedlich im Lehnstuhl und nickte,
Als just eine wichtige Botschaft kam,
Die man seiner Hoheit schickte:

„Von Yankees zeigt ein bewaffneter Schwarm
Sich an des Connecticut Strande;
Sie tragen Spaten und Büchse im Arm,
Und sind eine trotzige Bande."

Es öffnet die Augen der Gouvernör
Und reibt mit dem Finger die Nase;
Dann raucht er bedächtig ein Pfeifchen leer
Und schläft wie ein Trapper im Grase.

Ein anderer Bote kündet geschwind:
„Die Yankees kreuzten die Fluten;
Sie wohnen um Hartford mit Weib und Kind,
Mynheer, wir müssen uns sputen!"

Voll Staunen vernimmt es der Gouvernör,
Er trinkt einen Gin bei van Tressel.
Dann raucht er bedächtig zwei Pfeifen leer
Und schläft wieder weiter im Sessel.

Und wieder kommt Nachricht: „Der Yankees Schar
Hat frech unsre Farmen bestohlen,
Sie nahmen die besten Schafe fürwahr,
Sie raubten das Pferd mit dem Fohlen."

Voll Ärger rief jetzt der Gouvernör:
„Es soll sie der Teufel holen!"
Dann raucht er bedächtig drei Pfeifen leer
Und hat seine Räte befohlen.

Mit Würde spricht er und feinem Verstand:
„Jetzt müssen wir protestieren,
Und räumen die Yankees sogleich nicht das Land,
Dann heißt es: Nach Hartford marschieren!"

Doch kaum war dies Wort seinem Munde entflohn,
Ist wieder ein Bote gekommen:
„Mynheer, es haben die Yankees schon
Von Hartford Besitz genommen!" –

„Genommen?!" rief staunend van Twiller aus,
„Dann können wir's nicht mehr verteid'gen.

Ich denke, ihr Herren, wir gehn nach Haus,
Sonst dürft es die Yankees beleid'gen."

Und heimwärts wandert der Gouvernör,
Er trank einen Gin bei van Tressel,
Dann raucht er bedächtig ein Pfeiflein leer
Und schlummert gemütlich im Sessel.

Dem Weisen sind irdische Güter ein Wahn,
Und wenn sie verweht und zerstoben,
Dann raucht er ein Pfeiflein, wie's Twiller getan,
Und denkt nur bei sich: „Lat em lopen!"

Hugo Münsterberg.

Geboren in Danzig am 1. Juni 1863. Professor der Psychologie an der Harvard-Universität, Cambridge. Dr. phil. et med. Verfasser verschiedener psychologischer und ethischer Schriften, in letzter Zeit besonders über Amerika in seinem Verhältnis zu Deutschland.

Verse (unter dem Pseudonym Hugo Terberg).

Carneval!

Der Fasching kam wie Wirbelwind,
Im Taumel jauchzt die Menge, –
Ich sah nur dich, blondlockig Kind,
Im festlichen Gepränge.

Konfetti flogen her und hin,
Da drängt sich Narr und Ritter, –
Ich sah nur dich, o Königin,
Und deinen goldnen Flitter.

Mich kümmerte der Pierrot nicht
Und nicht die Kolombine,
Mich bannte nur dein Angesicht
Und deine Schelmenmiene.

Ich bin der Fürst von Hindostan
Mit Purpur, Samt und Seide, –
Für dich zog ich mein Schwert mir an,
Für dich all mein Geschmeide.

Sieh meine bunte Dienerschar,
Die Sklaven, die mir fächeln, –
Mich selbst bring ich als Sklaven dar
Ach, für ein einzig Lächeln.

So träum ich nicht? – Du winkst mir zu! –
Du willst mein Herz belohnen! –
Aus deinem Füllhorn streuest du
Mir rote Anemonen! –

Ich weiß, du bist das Glück, das Glück! –
So laß uns nicht mehr zaudern! – –
Da plötzlich fahr ich jäh zurück,
Mich packt ein jähes Schaudern. –

An meine Seite drängt sich schnell
Ein grinsender Geselle,
Und kichert so gespenstisch hell
Und weicht nicht von der Stelle.

Er zischelt höhnisch in mein Ohr:
„So fiebert's dir im Hirne?!
Du bist ein Tor, du bist ein Tor,
Was willst du mit der Dirne?!

Um Mitternacht, um Mitternacht
Ist all der Spuk verflogen,
Und all die goldne Flitterpracht
Hat dich umsonst betrogen.

Am Aschermittwoch, denke dran,
Da steigst auch du vom Throne,
Bist nicht mehr Fürst von Hindostan,
Und trägst dann keine Krone!

Und deine Königin, denke dran,
Was blieb von ihrem Ruhme?
Das Glück zerrann, das Glück zerrann,
Verwelkt ist ihre Blume!

Am Aschermittwoch, denke dran!
Bald wird die Glocke schallen!" – –
Da packte mich ein Schauer an,
Da stürzt ich aus den Hallen.

Frisch braust der Sturm ums Angesicht
Hinaus zu Kampf und Sorgen! [nicht! –
Frau Glück, Frau Glück, du lockst mich
Was gilt dein Füllhorn morgen?!

Was soll die wirre Gaukelmacht,
Dein Flimmern und dein Blinken,
Was soll die kurze Faschingsnacht, –
Wenn ew'ge Sterne winken!

Rom.

Denk ich dein, schwarzlockiges Mädchen, wieder,
Schwebt mir leis das Bild von Venedig nieder;
Sein gemahnt der Augen, der tiefen, dunkeln,
Schweigendes Funkeln.

Schwarze Gondeln durch die Kanäle gleiten,
Schlanke Frauen zur Piazetta schreiten,
Der Rialto wölbt sich in weichem Bogen
Über die Wogen.

In Palästen träumt es wie Dogenleben,
Tauben flatternd über San Marco schweben. –
Schöne Freundin, schön wie mein still Venedig,
Bleibe mir gnädig!

Aber schlendern mir die Gedanken heiter
Dann zu dir, goldlockiges Mädchen, weiter,
So erglänzt in lieblich umsonnter Lenzzier
Lachend Florenz mir.

Seh des Arno steinerne alte Brücken.
Botticelli will mir den Sinn berücken,
Und es lockt zu leuchtendem Wanderziele
Il Campanile.

Die Tribuna winkt mir mit Tizians Schätzen,
Schimmernd prangt's von Bobolis Gartenplätzen. –
Kind, es blühen schön wie dein süßes Kosen,
Fiesoles Rosen.

Doch wenn so die spielenden Traumgedanken
Zwischen Arno und den Lagunen schwanken,
Steigt mir stolz und mächtig der Petersdom auf,
Taucht mir dann Rom auf!

Wandre still durch steinerne Machtsymbole
Sinnend hin zum Forum und Kapitole
Und dann schnell, als wenn mich die Schönheit mahne,
Zum Vatikane.

Herrlich leuchten in der Kapelle wieder
Vom Gewölbe Angelos Fresken nieder,
Doch als Krone in dem gewalt'gen Ganzen
Raffaels Stanzen.

Laßt mich hin zu Tivolis Säulenhallen,
Zu der schwermutsvollen Campagna wallen;
Die Oliven und Zypressen rauschen. –
Lasset mich lauschen!

Grüßt mich so mein Rom und der stolze Tiber,
Schwank ich nicht mehr, wer meinem Herzen lieber;
All des Sehnens hin zu Florenz, Venedig,
Fühl ich mich ledig.

So verblassen, Liebste, vor deinen Blicken
All die Augen, die mir das Herz umstricken. —
Schwöre dir, braunlockiges Lieb, aufs neue
Ewige Treue!

Im Haine.

Ein Schleier senkt sich still auf meine Welt,
Der Tag zerrinnt.
Der süße Duft, der mich umfangen hält,
Verweht im Wind.

Der Lärm verhallt; die Wogen, die mir rauschen,
Gehn still zur Ruh,
Und stummen Gruß zu letztem Abschied tauschen
Auch ich und du.

Vergessen ist die Sorge und der Haß,
Der Pulse Hämmern;
Und was ich sehnte, wird so fern und blaß,
Wie Traumesdämmern.

Und was in wilder, heißer Sommerglut
Ich je besessen,
Was lockend hold im Herzen mir geruht,
Nun ist's vergessen.

Und endlich tret ich in den heil'gen Hain.
Die Schatten fallen;
Verleuchtet ist der letzte Tagesschein. —
So laßt mich wallen.

Vom Guten träumt nicht mehr der schwanke Sinn
Und nicht vom Bösen;
Ich walle wunschlos durch die Schatten hin,
Die uns erlösen.

Ich weiß, ich weiß, nicht wird ein Pilgersmann
Mir mehr begegnen, —
Drum wird des Haines abendstiller Tann
Allein mich segnen.

Es führt der Weg mich zu des Weihers Rand
Mit stillen Schritten. —
Die dunkle Flut liegt feierlich gebannt
In Waldesmitten.

Und in des Weihers tiefstem Wogengrunde
Ruht wunderbar
Der Welt geheimste letzte Lebenskunde,
So licht und klar.

Da unten fügen sich aus blassen Kieseln
Geheime Zeichen,
Die still und tief in meine Seele rieseln
Und nimmer weichen.

Und selig werd ich meinen Wogen trauen,
Die weich mir winken;
Der Welt geheimste Wunder werd ich schauen,
Und still versinken.

Reisebrief.

Nun bin ich vergnügt durch Amerika
Schier kreuz und quer gezogen!
Von Mexiko bis Canada
In allen möglichen Bogen.

Sah San Franziskos Golden Gate
Und den New Yorker Hafen,
Hab sechzig Nächte, so gut es geht,
Im Pullmannwagen geschlafen.

Ich schwamm und fischt in Newports Bucht
Und ließ Saratoga mir kosten,
In Chicago bestaunt ich die Rindviehzucht,
Und die Kunst und das Wissen in Boston.

Ich sah den erhabenen Bundessenat
In Washington feierlich thronen.
Ich sah den Frauenstimmrechtsstaat
Und am Salzsee die biedern Mormonen.

War in manch marmornem Yankeepalast
Und in elenden Negergemächern,
Ich machte selbst bei den Indianern Rast
Und unter chinesischen Dächern.

Ich kam in manch zwanzigstöckig Haus
Und durch Straßen schier ohne Ende,
War dreihundertmal zu Rezeption und Schmaus
Und schüttelte zehntausend Hände.

Ich zog durch die neue und neueste Welt,
Zog nördlich und westlich und südlich,
Und fragst du mich, wie mir's im ganzen gefällt;
Ich fand es fidel und gemütlich.

Gewiß, ich sah da so mancherlei
Mit Ärger und innerer Peingung,
Sah Frömmelei und Polizei
Und elende Straßenrein'gung.

Ich hört unsägliches Sektengeschwätz
Und sah die Politiker buhlen,
Ich kenn auch das Pensionsgesetz
Und ach! die Sommerschulen.

Sah Griddlecakes und Boxerei,
Temperenz mit doppeltem Boden,
Und irischen Einfluß und faden Pie
Und heitre Erziehungsmethoden.

Und denk ich der hiesigen Ehen gar —
De gustibus non disputandum! —
Hier ist beim typischen Ehepaar
Die Frau klug und der Mann dumm.

Und Freiheit, Freiheit, — das große Wort, —
Auch die hab ich hier nicht gefunden;
Es geht hier genau wie an jedem Ort:
Man schindet und wird geschunden.

Wohl hat man die Freiheit — das muß ich gestehn —
Auf den Präsidenten zu schimpfen,
Auch Freiheit, über die Schienen zu gehn,
Und Freiheit, sich nicht zu impfen.

Auch gab man die schwarzen Sklaven frei,
— Halb zwar ist das auch Mythe! —
Jedoch die weiße Sklaverei,
Die steht in herrlichster Blüte.

Sie sind die Sklaven der Politik,
Der Trusts und der Aktionäre.
Die Sklaven der Presse, der Modefabrik,
Und ihrer Gesindemisere.

Und doch, mein Freund, dies Land hat Schwung,
Auch trotz so mancher Blöße;
Dies Land ist blühend und schön und jung,
Hat Herrlichkeit und Größe,

Hier fühlst du begeistert das Kraftgenie
Des wuchtig schaffenden Strebens,
Hier fühlst du berauschend die Poesie
Des vorwärtsstürmenden Lebens.

Hier strotzt die Kraft der Renaissance
Des sechzehnten Jahrhunderts;
Das Greisentum der Decadence,
Schier keiner hier bewundert's.

Und wenn dem Yankee der Dollar schmeckt —
Denk nicht an unsre Protzen!
Wenn er nach Gold sich reckt und streckt,
Will er dem Schicksal trotzen.

Er haßt die Mitgiftschleicherei,
Im Kampf will er's erringen.

Und wenn's errungen, verschenkt er's frei
Zu tausend köstlichen Dingen.

Für alles, was edle Seelen entflammt,
In Leben und Kunst und Wissen,
Wird hier der Besitz zum Ehrenamt:
Der Schuldschein wird zerrissen.

Sein Herz ist treu, sein Geist ist klar,
Und sein Charakter edel,
Und eins vor allem: sein Wort ist wahr,
Kein Kriechen und kein Gewedel.

Doch eines preis ich in frohem Sinn
Noch mehr als den Amerikaner,
Das ist die Amerikanerin; —
Mein Herz wird da zum Mahner.

Ich sah sie im Haus und ich sah sie beim Ball,
Beim Flirten und beim Studieren —
Mein Freund, ich rate auf jeden Fall,
Komm her, um es selbst zu probieren.

Und kannst du nicht kommen, es selbst zu schaun
In landeskund'ger Begleitung,
So rat ich dir wenigstens, nie zu traun
Den Amerikabriefen der Zeitung.

Du liest von Reklame und Humbug meist,
Von Bestechung und Lynchgesindel,
Ich aber sage dir keck und dreist:
Das beste davon ist Schwindel.

Man kennt bei uns das Edisonlicht
Und kennt den Niagara,
Jedoch das Volk, das kennt man nicht, —
Als lebt es in der Sahara!

Amerika ist noch unentdeckt
Für unsre gebildeten Kreise;
Ich wünscht, daß man den Kolumbus erweckt
Zu neuer Entdeckungsreise.

Gotthold August Neeff.

Geboren in New York, 10. August 1869. Sohn des Geistlichen Gotthold Ludwig Neeff aus Stuttgart. 1886 mit den Eltern nach Deutschland. Zögling des Basler Missionshauses. 1887—1889 Besuch von Davos, Schweiz, Riviera und andern klimatischen Kurorten. Studium der Philosophie und Theologie hüben und drüben. Aus Gesundheitsrücksichten 1892 nach der pacifischen Küste gesandt. 1892—1898 Missionar der luth. Kirche für New Mexico und Arizona. 1898—1903 Pastor in Nebraska. Seit 1903 in Ellenville, New York. Dr. phil., Schriftsteller und Kritiker.

Primula veris. In Vorbereitung: Prairiegräser. — Kampf und Leben. — Diesseits und Jenseits. — Atahualpa, der letzte der Inkas, peruanisches Trauerspiel.

Wüstenlied.

Sestine.

Auf Arizonas weiche, weiße Sande
Heiß brennen tausend Strahlen schwüler Sonne.
Wohin des Wandrers Auge suchend schweift,
Durchblitzt es menschenleere, tote Stille.
Nur fern am blauen Himmelshorizonte
Winkt grüner Berge stolzer Brüder Kreis.

— — O wollt nicht enger ziehn ihr euren Kreis, —
Erlösen aus dem Bann uns, dem Sande,
Ihr, strahlend dort am blauen Horizonte; — —
Befrein den Wandrer aus der Wüstensonne,

Ihm spenden kühlen Trank in Waldes-
stille,
Wo Quellen sprudeln, und wo Schatten
schweift? . . . . .

Doch weiter – Roß und Reiter! – –
Müde schweift
Der Blick auf meines Pfades weiten
Kreis. –
Da, aufgeweckt aus der Gedanken Stille,
Entdeck ich staunend in dem Glast der
Sande
Die schönsten Blumen blühend! – –
Sonne, Sonne! –
Kennst schönre unterm Himmelshorizonte?

In roter Lohe glühn die Horizonte.
Dort eine Gila-Eidechs fliehend schweift,
Und wirft den flücht'gen Schatten in die
Sonne. –
Gehörnte Kröten huschen in den Kreis.
Ihr Stachelfell glänzt grell und hell im
Sande. – –
Blöd ruht die Klapperschlang in satter
Stille. – – – –

Der heiße Südwind weht. – Sonst ist
es stille. – –
Die Rankendistel winkt zum Horizonte.
Opuntia streckt und reckt sich aus dem
Sande.
Mein Blick zur fernen Mammilaria
schweift. – –
Nacht-Cereus erhebt sich stolz im Kreis.
Der Riesenkaktus träumt im Glanz der
Sonne.

Und rings der Zedern Krone küßt
die Sonne.
Die Mohnblum schläft, – des Schlafes
Blume, – stille.
Und ihre tausend Schwestern weit im
Kreis
Verglühen mit der Glut am Hori-
zonte. – – –
Ein Adler drüber hin zum Abend
schweift. – – – –
So blüht ein Paradeis aus totem Sande.

Ein Paradeis – in Wüstensand und
Sonne! – –
Die Sehnsucht hat's entdeckt hier in
der Stille, –
Die suchend schweift zum fernsten Hori-
zonte
Und Schönheit spürt selbst in der Wüste
Kreis.

Hymnus.

Mein Gott und Vater, laß mich betend
nahen
Zu dir, – der ja die tiefste See er-
gründet, –
Wenn dich vieltausend Menschen auch
verleugnen
Und deiner Weisheit wunderbare Wege!

Sie lachen dein und spotten lose deiner.
Sie brüsten sich und dünken sich gar
weise.
Man möchte weinen über ihre Frevel, –
Wenn du nicht in den Himmeln ihrer
lachtest!

Selbst sie, die meinen, ew'gen Trost zu
haben
Und mit Verachtung sehn auf andre
Sünder; –
Mit all dem Sühnen, Seufzen und Be-
mühen,
Sind sie im Irrtum und im Tod befangen!

Dies leichte Spotten und dies häm'sche
Lachen,
Das viele Beten und das wen'ge Leben, –
Vernichtet vor der sehnsuchtsvollen Menge
Dich ewig unvergleichlich schönen Gott-
herrn!

Doch wer dich einmal fest mit Seel und Sinnen
Umschlungen, der ist ewig dir zu eigen.
Der ohne dich, du höchstes Liebewesen,
Kann niemals mehr von seinem Leid genesen.

Dir komm ich, fürchtend dich, doch preisend nahe.
Zeig mir den Weg zur Wahrheit und zum Leben!
Den wahren Lebensweg im ird'schen Tale
Kann nur dein Geist dem Menschengeiste weisen.

Senk einen Strahl des offenbarten Lichtes
Tief ein in diesen sorgenschweren Herzschacht.
O Herr, mit dir die Nacht in Tag ich wandle.
Du, meiner Seele, meiner Liebe Leben!

Bist du am Sterben – muß auch ich ersterben,
Und bist du wirklich tot, und nicht in Wahrheit, –
Ach, dann, – dann bin auch ich schon längst gestorben. – – –
Doch lebst du, Gott, dann hoff auch ich zu leben!

Drum, Herr, mein Heil, an dir werd fest ich halten!
Und leb ich noch nach tausend Zeitäonen, –
Wie du, im Heldengeist der Welten, weiter, –
Dann bin ich nur, weil du's bist, Gott, – unsterblich!

* So komm nur, Sturm.

Schon durch die Sonne schwarze Wolken gehn.
Heiß über die wogenden Präriegräser wehn
Sturmbange Präriewinde. . . . . Präriesöhn!
Und trotz des Sonnenscheins! – – –
in tiefster Seele
Schon schau ich Wolkenschichten, – schwarze, scheele, –
Die künden: Schicksals heißer Föhn nicht fehle! . . . . . .

So komm nur, Sturm! Ich steh mit finstern Brauen
Fest in der Seele Nacht und wogendem Grauen: –
Werd dir in dein Kyklopenauge schauen!

* Auf dem Totenfeld vor Mukden.

Da liegen sie, die Bleichgestalten: –
Geknickte Blumen, wildes Gras,
Darüber sengend zog ein heißer Föhn,
Ein wilder, wilder Sandsturmwind,
Ein finstrer Wolkenzug und Sturmesbrausen, – –
Kanonendampf, Gebrüll von Ungeheuern,
Aus tiefstem Schacht der feuerspeienden Hölle; – – –
Wie tote Gräser in den Staub getreten
Von schweren Rädern und Lafetten, –
Zu Boden toll gestampft von sturmeswüt'gen Gäulen,
Die schnaubend, bäumend, stöhnend
Mit wilden Hufen über Tal und Hügel jagen, – –
Gefolgt von einem Troß von Riesen, schweren Fußes,

Der tobend, brüllend, jagend, fliehend,
Wie Donner über die Steppe rollt. –
So eilen sie und fechten, fallen,
Und bleiben so sie stürzen:
Zerstückelt, blutend,
Mit halbem Haupt, zerschossnen Augen,
Zerfetztem Leib und totem Glied,
– Die Reisige des **weißen** wie des **gelben** Kaisers; –
In Ohnmacht, dürstend, und in Todesfieber,
Mit hektischroten Wangen und mit tiefen Augenhöhlen. – –
Doch keiner klagt hier, keiner weint,
Sei's nun zum Leben, sei's zum Sterben.
Wer duldet hier, der schweigt, und schweigt, – und schweigt.
Ein falbes Lächeln aus zuckenden Lippen bricht,
Und spielt um bleiche Wang und bärt'ges Antlitz,
Und zuckt aus sterbendem Auge noch „Banzai!",
Doch blutlosblaue Lippen schweigen.
Manch einer unbestattet bleibt auf fremdem Boden,
Unkenntlich seine Züge von Schweiß und Pulverdampf,
Geschwärzt von des Mordwerkzeugs grimmem Todesdienst,
Doch keiner klagt und keiner zagt vor solchem Lose bang.
Hier hört man nicht der fernen, fernen Mutter Stöhnen
Und des gebrochnen Liebchens fernes Klagen!
Nicht eines einz'gen Weibes wehevolles Weinen
Und herzzerreißend schrilles Seelenschluchzen.
Kein Schrei, kein Fluch und kein Gebet
Tönt durch die Lüfte von der Blumeninsel her,
Wogt von den weiten, weiten Heiden her,
Von des Tartarenlandes weiten Weiden her.
Nichts stört dies atemlose Schweigen.
Tot ist der Hunger und die Liebe.
Die Liebe, Liebe selbst ist ja gestorben.
In dieses grausen Gottes Schlachtentempel,
Nur einer, – schreitend triumphierend stolz einher;
In leerer Augenhöhle Feuergluten;
Mit höhnisch blassem Siegeslächeln
Auf dem verschrumpften Angesicht; –
Krönt grinsend alles, alles
Mit der bleichen Mördermärtyrerkrone.
Und alle blutbespritzten Gräser,
Sich neigend, flüstern, scheu beklommen,
Im Sterbeseufzer und im letzten Hauche:
„Ho Thanatos! – – – Der – – **schwarze** – – – Kaiser! – –
Ho Tha – – na – – – tos!"

* Toms letzte Fahrt.

Moderne Ballade.

Der Nachtzug fährt. Weit strahlt hinaus
Sein breites Band hellweißen Lichts,
Das über die Schienen huschend schweift.
Er zischt und rast mit Sturmgebraus,
Als hemme seinen Lauf ihm nichts,
Wann er geknattert kommt und pfeift:
Der Zug des alten Tom.

Der alte Tom. Der steht und schaut
Aufs weite, weiße Feld im Kranz.
Wie tanzt's und flirrt's vor seinem Blick:
Die Prairie bleich, wie tote Braut,
Im Schleier Glast und Silberglanz.
Tom steht und sinnt. – – Denkst du zurück
An alte Zeiten, Tom? – – –

An alte Zeit! Das war einmal! – –
Im Osten. Wohl, im Staat New-York.
Zur Weihnachtsnacht. Links zog der Fluß
Des Hudson breit durchs Bergestal.
Wir sausten just hinab zur „Fork". –
Spring! ruft der Heizer. – Flammenschuß! – – –
„Tot ist der Führer Tom!" –

O nein! Noch sollt ich tot nicht sein, –
Wenn auch ein Jahr ich leidend lag.
Als ich geheilt vom Bett erstand –
Ihr seht es ja: – es hinkt dies Bein!
Doch das ist's nicht, was ich beklag:
Mein Liebchen einen Andern fand; –
Vergaß den „dummen" Tom.

Ein ander Mal. Im „Royal Gorge".[1])
In Colorados Felsenmacht. –
Im Blizzard, der zwei Tage blies. – –
Da kämpft sich wacker durch „brave George",
Und drängte durch die Sturmesnacht.
Doch mir erfroren Händ und Füß, –
Und grau ist längst „old Tom"! – –

Der Nachtzug fährt. Und schlürfend schleift
Er sechs der Wägen mit sich fort,
Aus deren Scheiben strömt das Licht
Hinaus zur Prairie weißbereift. –
Auf weichen Polstern ruhen dort
Die Schläfer, sanfter Zuversicht:
Es führt den Zug „brave Tom".

Tom führt den Zug, der keuchend jetzt
Und zischend klettert berghinan.
Schon speit der Schornstein hoch hinauf
Den schwarzen Wolkenschaft. – Entsetzt
Des Himmels Lüfte machen Bahn
Dem Ungetüm in schnellem Lauf.
Am Hebel steht der Tom.

Blickt noch vom Führerstand hinaus. –
Ja, eine klare Mondscheinnacht.
Wie wogt das Fahrzeug hin und her!
Die Prairie schläft in weißem Flaus
Und Silbereis. Gefrorne Pracht!
Wie tanzt das Fahrzeug hin und her!
Am Hebel steht der Tom.

Ein totes Maisfeld flirrt vorbei,
Ein Farmhaus hinter Schlag und Strauch.
Wie schwankt das Fahrzeug hin und her!
Und geht's bergab, – wie fliegt es, hei!
Wie stöhnt das Roß! Wie schwer sein Hauch!
Und Stoßen, Schnauben, Knarren schwer! – –
Im Finstern steht der Tom.

Da hält der Zug. Geschäftig rennt
Auf der Station man her und hin.
Man kommt und geht; lädt ab, lädt ein.
Matt hinter trüben Scheiben brennt
Das rote Licht. – „Aboard!" – – Schon ziehn
Der Feuersäulen Glut und Schein
Dem Ziele näher, Tom!

O kalte, zitternd kalte Nacht! –
Links blinkt des Bären hell Gestirn.
Rechts winkt Saturn. Ein Arm entfernt
Davon der Mondessichel Pracht.
Licht glänzt der Milchbahn blauer Firn.
Die ganze Wölbung ist besternt! – – –
's ist Weihnacht, Führer Tom!

„Weihnacht!" das Dampfroß in die Luft
Mit Donnergeknatter, Kanonengebrüll,
– Den glutumlohten, weißen Dampf
Ballwerfend – laut und jauchzend ruft! – – –
Weihnacht! Und im Gebrause still,
Im zischenden Tosen und Gestampf,
Wird's Herz des alten Tom.

[1]) Gorge, eigentlich „Gurgel", wie das deutsche „Schlund", „Schlucht" (von „schlucken"), Kluft, Abgrund. Nicht zu verwechseln mit George, dem Rufnamen der Dampfmaschine, welche der alte Tom befehligt

Der tobend, brüllend, jagend, fliehend,
Wie Donner über die Steppe rollt. –
So eilen sie und fechten, fallen,
Und bleiben so sie stürzen:
Zerstückelt, blutend,
Mit halbem Haupt, zerschossnen Augen,
Zerfetztem Leib und totem Glied,
– Die Reisige des weißen wie des gelben Kaisers; –
In Ohnmacht, dürstend, und in Todesfieber,
Mit hektischroten Wangen und mit tiefen Augenhöhlen. – –
Doch keiner klagt hier, keiner weint,
Sei's nun zum Leben, sei's zum Sterben.
Wer duldet hier, der schweigt, und schweigt, – und schweigt.
Ein falbes Lächeln aus zuckenden Lippen bricht,
Und spielt um bleiche Wang und bärt'ges Antlitz,
Und zuckt aus sterbendem Auge noch „Banzai!",
Doch blutlosblaue Lippen schweigen.
Manch einer unbestattet bleibt auf fremdem Boden,
Unkenntlich seine Züge von Schweiß und Pulverdampf,
Geschwärzt von des Mordwerkzeugs grimmem Todesdienst,
Doch keiner klagt und keiner zagt vor solchem Lose bang.

Hier hört man nicht der fernen, fernen Mutter Stöhnen
Und des gebrochnen Liebchens fernes Klagen!
Nicht eines einz'gen Weibes wehevolles Weinen
Und herzzerreißend schrilles Seelenschluchzen.
Kein Schrei, kein Fluch und kein Gebet
Tönt durch die Lüfte von der Blumeninsel her,
Wogt von den weiten, weiten Heiden her,
Von des Tartarenlandes weiten Weiden her.
Nichts stört dies atemlose Schweigen.
Tot ist der Hunger und die Liebe.
Die Liebe, Liebe selbst ist ja gestorben.
In dieses grausen Gottes Schlachtentempel,
Nur einer, – schreitend triumphiernd stolz einher;
In leerer Augenhöhle Feuergluten;
Mit höhnisch blassem Siegeslächeln
Auf dem verschrumpften Angesicht; –
Krönt grinsend alles, alles
Mit der bleichen Mördermärtyrerkrone.
Und alle blutbespritzten Gräser,
Sich neigend, flüstern, scheu beklommen,
Im Sterbeseufzer und im letzten Hauche:
„Ho Thanatos! – – – Der – – schwarze – – – Kaiser! – –
Ho Tha – – na – – – tos!"

* Toms letzte Fahrt.

Moderne Ballade.

Der Nachtzug fährt. Weit strahlt hinaus
Sein breites Band hellweißen Lichts,
Das über die Schienen huschend schweift.
Er zischt und rast mit Sturmgebraus,
Als hemme seinen Lauf ihm nichts,
Wann er geknattert kommt und pfeift:
Der Zug des alten Tom.

Der alte Tom. Der steht und schaut
Aufs weite, weiße Feld im Kranz.
Wie tanzt's und flirrt's vor seinem Blick:
Die Prairie bleich, wie tote Braut,
Im Schleier Glast und Silberglanz.
Tom steht und sinnt. – – Denkst du zurück
An alte Zeiten, Tom? – – –

An alte Zeit! Das war einmal! – –
Im Osten. Wohl, im Staat New-York.
Zur Weihnachtsnacht. Links zog der Fluß
Des Hudson breit durchs Bergestal.
Wir sausten just hinab zur „Fork“. –
Spring! ruft der Heizer. – Flammenschuß! – – –
„Tot ist der Führer Tom!“ –

O nein! Noch sollt ich tot nicht sein, –
Wenn auch ein Jahr ich leidend lag.
Als ich geheilt vom Bett erstand –
Ihr seht es ja: – es hinkt dies Bein!
Doch das ist's nicht, was ich beklag:
Mein Liebchen einen Andern fand; –
Vergaß den „dummen“ Tom.

Ein ander Mal. Im „Royal Gorge“.[1])
In Colorados Felsenmacht. –
Im Blizzard, der zwei Tage blies. – –
Da kämpft sich wacker durch „brave George“,
Und drängte durch die Sturmesnacht.
Doch mir erfroren Händ und Füß, –
Und grau ist längst „old Tom“! – –

Der Nachtzug fährt. Und schlürfend schleift
Er sechs der Wägen mit sich fort,
Aus deren Scheiben strömt das Licht
Hinaus zur Prairie weißbereift. –
Auf weichen Polstern ruhen dort
Die Schläfer, sanfter Zuversicht:
Es führt den Zug „brave Tom“.

Tom führt den Zug, der keuchend jetzt
Und zischend klettert berghinan.
Schon speit der Schornstein hoch hinauf
Den schwarzen Wolkenschaft. – Entsetzt
Des Himmels Lüfte machen Bahn
Dem Ungetüm in schnellem Lauf.
Am Hebel steht der Tom.

Blickt noch vom Führerstand hinaus. –
Ja, eine klare Mondscheinnacht.
Wie wogt das Fahrzeug hin und her!
Die Prairie schläft in weißem Flaus
Und Silbereis. Gefrorne Pracht!
Wie tanzt das Fahrzeug hin und her!
Am Hebel steht der Tom.

Ein totes Maisfeld flirrt vorbei,
Ein Farmhaus hinter Schlag und Strauch.
Wie schwankt das Fahrzeug hin und her!
Und geht's bergab, – wie fliegt es, hei!
Wie stöhnt das Roß! Wie schwer sein Hauch!
Und Stoßen, Schnauben, Knarren schwer! – –
Im Finstern steht der Tom.

Da hält der Zug. Geschäftig rennt
Auf der Station man her und hin.
Man kommt und geht; lädt ab, lädt ein.
Matt hinter trüben Scheiben brennt
Das rote Licht. – „Aboard!“ – – Schon ziehn
Der Feuersäulen Glut und Schein
Dem Ziele näher, Tom!

O kalte, zitternd kalte Nacht! –
Links blinkt des Bären hell Gestirn.
Rechts winkt Saturn. Ein Arm entfernt
Davon der Mondesichel Pracht.
Licht glänzt der Milchbahn blauer Firn.
Die ganze Wölbung ist besternt! – – –
's ist Weihnacht, Führer Tom!

„Weihnacht!“ das Dampfroß in die Luft
Mit Donnergeknatter, Kanonengebrüll,
– Den glutumlohten, weißen Dampf
Ballwerfend – laut und jauchzend ruft! – – –
Weihnacht! Und im Gebrause still,
Im zischenden Tosen und Gestampf,
Wird's Herz des alten Tom.

[1]) Gorge, eigentlich „Gurgel“, wie das deutsche „Schlund“, „Schlucht“ (von „schlucken“), Kluft, Abgrund. Nicht zu verwechseln mit George, dem Rufnamen der Dampfmaschine, welche der alte Tom befehligt

Er denkt zurück. Ja, weit, weit, weit
Zurück. Noch war's im Vaterland, —
Fünftausend Meilen weit zurück,
Und sechzig Jahre. Welche Zeit! — — —
Hast längst du nicht gelöst das Band
An jene Zeit und jenes Glück,
Du deutscher, deutscher Tom? — — —

„Jack, hör! Paß nur dem alten George
Gut auf bei dieser kalten Nacht
In deiner Cab. Und schür die Flamm!
Es kommt ein Squall! Doch: «On we forge!»[1]) —
Uns hat kein Sturm je Furcht gebracht!
Nicht wahr, stets mutig stehn zusamm
Jack und der alte Tom!" —

„Recht hast du, Tom! Doch glaub ich nicht,
Daß unsre «Mother Hubbard»[2]) George
— Ein Weib mit Mannes Nam, haha! —
Trotz einem Squall verletzt die Pflicht.
Wir sind an Zeit. — Look out! The Gorge! — —
Nur hundert Meilen bis Omaha!
Dann feirn wir Weihnacht, Tom!"

Ein Blick, ein Blick! — Schon Streifen ziehn
Am Himmel über die Sternenbahn.
Vom Norden schon heult der Blizzard blind.
Schneenadeln, spitz! Die Wolken fliehn.
Eiszackenblitz! Wild rast hinan
Der rasselnde Zug mit dem rasenden Wind, —
Am Hebel der Führer Tom.

Er steht und denkt — zurück — — zurück:
Ein warmer Raum, — ein grüner Baum;
Vier Knaben und sechs Mägdlein stehn
Entzückt vor hellem Weihnachtsglück. —
Die Eltern lächeln wie im Traum. — —
Tom hat's nie wieder so gesehn; —
Nie wieder, stiller Tom!

So steht er da und denkt zurück. —
Weihnacht!! — In Mitternachtgebraus
Auf schwarzem, schwankendem, keuchendem Roß!
Ein Lächeln auf Lippen und Tränen im Blick! — — —
Ja, — Tom ist Kind und ist zu Haus
Bei Kerzenglanz und Liebgenoß! — —
Ach, lächle, lächle, Tom!

Hei, rast der Koloß! Doch Tom steht still. —
Talwärts nun geht's auf blitzender Bahn. — —
Kein Sand fällt auf die Schienenspur? —
Im Sausegalopp durch des Sturms Gebrüll
Schwirrt's schwarze Roß bergab, bergan
Und zischt und schnaubt über die Präriefl ur.
Still steht — und träumt „old Tom." — — —

Ein rotes Licht! — Nun langsam! Halt!! —
Doch weiter, — unaufhaltsam stürmt
Der wilde Weihnachtszug dahin. — —
Jack staunt. — Was ist? — — Steht nicht die Gestalt

---

[1]) „On we forge!" ein Aufmunterungswort, heißt soviel wie: „wir pflügen weiter", im Sinne von „wir fechten uns durch." — [2]) Mother Hubbard: die aus den „nursery rhymes" bekannte Frauenfigur; dann das weite faltenlose Gewand, in welchem sie dargestellt wird; ein von Frauen getragenes Negligé. Seiner bauschigen Form halber, in humoristischer Weise, symbolisch für jene breitbrüstige Lokomotivenform mit besonders weitem Kesselraum und getrennten Kabinen für Führer und Heizer. Der letztere bedient die Feuer in der hinteren „Cab" und empfängt seine Instruktionen vom Führer in der vorderen Kabine, dem „Führerstand". Das rote Licht ist Stationssignal, Haltezeichen.

Des Führers dort? — — — Der Schnee
sich türmt. —
„Tom, Tom!" — — — (Dem winkt die
Disziplin!) —
„Was ist dir, alter Tom?" — — —

Rot Licht! — — Rot Licht! — — Zum
dritten Mal! — —
Wild, — wilder saust der Zug da-
hin. — —
„— Ach Gott! Ach Gott!! — Tom, —
lieber Tom! — —
Herr Führer! Hört!! — Ins Todestal [1])
Der Zug wird unaufhaltsam fliehn! —

Wir sind verloren, Führer Tom!!!" —
Am Hebel — — steht der Tom — —

Und steht — der Tod, — „Zurück!
Zurück!!" — —
Es braust der Sturm, — es braust der Zug.
Doch Kerzenschein und Jugendglück —
Schaut stille Tom — — — mit stierem Blick
Und fahlem Lächeln. — — — 's ist
genug! — —
Gebrochnes Herz, — nun hast du's
Glück! — — —
Wild stürmt der Zug — — — und
stürzt!

* O Thalassa! — — — O Mare! — — — Meer!

Philosophische Ballade.

O Thalassa, du trautes Meer!
Dich suche ich, du mein Begehr!
O könnte man dich zaubern her,
Erkämpfen dich mit Speer und Wehr,
Dich will ich suchen ruheleer!
O hilf mir suchen, hoch und hehr!
O Thalassa! — O Mare! — — Meer!

Epicharmos dich kannte schon; —
Siziliens froher Dichtung Sohn [2]),
Umtost von ew'ger Welle Ton,
Sang liedberauscht vor deinem Thron.
Schon seines Lieds Epitheton
War „Thalassa!" — und mehr als Kron
Und Standbild dünkt ihm Liedes Lohn.

O Thalassa! — — — O herbes Meer!
Es schmachtet Kolon kettenschwer.
Die „Neue Welt" entdeckte er,
Durchfurchte Wogen kreuz und quer.

Nun seufzt er tränend, sorgenschwer:
„O, daß ich auf dem Meere wär! —
O, läg ich tot im tiefsten Meer!" — —

Da rühm ich mir De Soto's Los,
Der, krank am Leib, das Kleid von
Moos,
Von Freund und Weib getrennt, und
bloß,
Die Schiffe zerstört, und hoffnungslos,
Stirbt in der Nacht auf schwankem Floß.
Ihn senkt man in des Stromes Schoß,
Den er entdeckt! — — — — Wie schön
und groß!! — —

„El Mar! El Mar!" braust's hin zum
Meer. —
Wie sehnte sich Balboa sehr,
Mit ganzer Phantasie Begehr,
Nach diesem neuen stillen Meer,

[1]) Verschiedene Täler des Westens werden „Todestal" oder „Todesschlucht" genannt: „Death Valley, Death Gulch", „Cañon del Morte" u. s. w. — [2]) Epicharmos, 540 bis 433 vor Christo, pythagoräischer Philosoph, — einer der sieben Weisen, nach Einigen, — schrieb ein berühmtes Gedicht: „Gã kaì Thálassa", der Erde und dem Meer gewidmet, es nahm aber den Namen „Meer" an, unter dem es bekannt wurde: Thalassa.

Weit über Wog und Urwald her. —
Im blauen Wehr das Banner hehr
Aufpflanzte er zu Königs Ehr![1])

Doch er erlangt denselben Hohn
Wie Maghellans Meerinvasion
Und Erdumseglung schon; —
Wie später Cook's Expedition; —
Belehnt mit blasser Todesfron
Empfangen bleich sie Kuß und Lohn: —
Der Phantasiebraut Kranz und Kron!

O Thalassa! — — O blaues Meer!
Umschlinge mich! Lieb dich so sehr![2])
O holde Braut, hör mein Begehr:
An deinem Busen, wogenschwer,
Da möcht ich ruhen, daseinsleer;
Möcht mich versenken immer mehr
Ins ewigjunge Flutenheer.

Ja, dort wo Orellana schon
Den hochgeschwellten Brauseton
Vernahm vom raschen Amazon, —
Der Ströme göttergleichsten Sohn,
Der sich mit Höllenexplosion
Vermählt dem Meer zu froher Fron: —
Würd dort auch mir der Welle Lohn!

Wie Mississippis Sehers groß,
Wie Vascos, dem man trennte los
Das Haupt dort in Kastiliens Schoß, —
Wie Ferdinands und Franziskos,[3])
Und James' und Söhne herrlich Los[4]) —
Werd auch mein Schicksal, todesgroß,
Mit dir vertraut, Braut, trennungslos!

O Poesie! O endlos Meer!
Ich stürz mich in dein Wogenheer!
O Phantasie! — — — Ich bin nicht mehr! —
O liebes Lieb, — küß, küß mich sehr!
O neig dich her, Alleinbegehr!
O dunkelblaues Liedermeer!
Ich bin nicht mehr! — — — — Es lebt das Meer!

---

[1]) Man vergleiche das epische Gedicht von Adalbert von Heyne: Vasco Nuñez de Balboa, Seite 74. — [2]) Zum besseren Verständnis des Gedichts mag noch beigefügt werden, daß Thalassa bei den Griechen auch als weiblicher Name nicht ungebräuchlich war. So schrieb Diocles ein Stück für die Hetäre Thalassa, welches diesen Namen trug. Erinnert sei auch noch an die Vermählung des Dogen mit der Adria im alten Venedig. [3]) Gemeint sind Maghellan und Orellana. — [4]) Captain Cook und Söhne.

Sophie Neeff.

Geboren in Groden bei Cuxhaven als Tochter des Pastors Christian Georg Hartmann, besuchte das Leipziger Konservatorium und war eine zeitlang Erzieherin in England. Wanderte nach New Mexico als Gattin Gerhard Kochs. Seit 1898 vermählt mit Dr. G. A. Neeff. Ellenville, New York.

Guadalupe.

Sie wankt vorbei, gestützt auf ihren Stab;
Ein Hemd, ein Rock, ein Tuch die ganze Hab
Der greisen Guadalupe.

Sie geht gebückt; ob schwarz auch noch das Haar,
So trübe blickt das dunkle Augenpaar
Der alten Guadalupe. —

Einst glänzt das Aug in heißem Liebes-
strahl,
Es glüht der Wangen lieblich braun Oval
Der schönen Guadalupe.

Beim Tanze war's, im schattiggrünen
Tann:
Da fand in Lieb den schönen, weißen Mann
Die junge Guadalupe.

Wie kurz die Freud! Wie schnell der
Traum zerrann!
Verlassen hat der falsche deutsche Mann
Die arme Guadalupe!

Umsonst Gehör der braune Jüngling fleht.
Der Sinn nicht mehr nach ird'scher Liebe
steht
Der frommen Guadalupe.

Verlassne Waisen nimmt ans wunde Herz,
Und Armut teilend, lindert eignen
Schmerz
Die gute Guadalupe.

Sie betet fromm – dieweil von früh
bis spät
Sie schafft – den Rosenkranz; sie wäscht,
sie näht, –
Die fleiß'ge Guadalupe.

Das Alter kam, es schwand die Jugend-
zeit:
Geduld'gen Sinns harrt nun der Ewigkeit
Die kranke Guadalupe. –

Sie wankt vorbei, gestützt auf ihren Stab;
Ihr kindlich-gläubig Herz die ganze hab
Der greisen Guadalupe.

* Kolibri.

Im Garten wehen weiche Junilüfte.
Vom taubeglänzten Rasen steigen
Der bunten Blümlein lieblichsüße Düfte.
Frau Amsel schlägt den Frühlingsreigen.

Geschäft'ge Bienen hin und wieder
fliegen,
Und trinken Honig aus den Blüten.
Viel bunte Käfer liebestrunken schmiegen
Sich tief im Kelch von Fingerhüten.

Da kommt, auf goldnem Flügelpaare
schaukelnd,
Ein Kolibri dahergeflogen.
Die Blumen all umsurrt er, lustig
gaukelnd, –
Bis Rosenduft ihn angezogen.

Nur eine einz'ge, leuchtendrote
Rose
Ist vollerblüht, des Strauches Zierde:
Flugs schwirrt hinzu der Schelm, der
junge, lose,
Und küßt sie heiß mit Liebsbegierde.

„So einsam, ach so öde war's im Garten –
O Trauter, endlich bist du kommen.
Wie ließest mich so lang – so bang du
warten!“ –
Die Rose haucht es, liebentglommen.

Sie kosen selig, bis die tiefen Schatten
Des Abends durch den Garten weben,
Und Silbertau benetzt die durst'gen
Matten. – –
„Nun lebe wohl, mein Lieb, mein Le-
ben!“ –

Die arme, vollerblühte rote Rose
Fragt sehnsuchtsbang durch öde Stunden
Die Blumen rings, die mitleidsvollen Mose:
„Wohin ist's traute Lieb entschwunden?“ –

Da, horch! Wo weiß die schlanken
Lilien schimmern,
Ertönt süßflüsterndes Gekose:
Im Mondenschein grüngoldne Flügel
flimmern.
Ein Hauch – – entblättert fällt die Rose.

* Iscarióte[1]).

„Don Francisco, hör! ich flehe:
Geh nicht in die Nacht hinaus,
Denn die Feinde — wehe! wehe! —
Lauern hinter Baum und Haus!" —

„„Alte, laß dein blödes Krächzen, —
Ist er nicht in meiner Hut? — — —
Was, Francisco?! — Raubt ihr Ächzen
Dir den festen Mannesmut?"" — —

„Laß, Francisco, dich erweichen.
Heute sah ich — glaubt es mir! —
Jene wunderlichen Zeichen
Auf dem Pflaster — — wehe dir! —

Weh, die Politik, die arge, —
Könnt ich dich von ihr befrein!" —
„„Siehst den Scheriff schon im Sarge?
Eule, laß dein sinnlos Schrein!""

Don Francisco lächelt trübe,
Doch er wendet sich zum Gehn: —
„Gute Juána, Freundesliebe
Wird mir treu zur Seite stehn."

Weiter warnt die weise Alte:
„Bietet nicht dem Schicksal Trutz! — —
Gott, sie gehn! — — O Herr, erhalte
Ihn, der Armen Schirm und Schutz!"

Düstre Nacht umfängt die Beiden;
Ächzend kreischt und knarrt das Tor.
Durch die herbstlich kahlen Weiden
Zittert fahler Schein hervor.

„Bange Ahnung, Freund, durchschauert
Lange schon mir Seel und Sinn;
Weiß wohl, wie die Rotte lauert — —"
„„Wenn ich dein Begleiter bin?!

Niemand soll sich an dich wagen!
Komm, ich führ dich sichre Bahn. —
Jenes alten Weibes Zagen
Hat's dir wahrlich angetan!"" —

„Atanásio, denkst du nimmer
Jener andern wilden Nacht,
Da Faustin beim Sternenschimmer
Ward ein kaltes Bett gemacht?" —

„„Rein sind, Freund, ja deine Hände"" —
„Doch die Seele drückt ein Schwur! — —
Heil'ge Muttergottes, sende
In mein Herz den Frieden nur!" — —

„„Ruhig, Freund, und laß die Sorgen;
Sieh, dort ist der Kirchhof schon, —
Bald bist du daheim geborgen."" — —
„Hörtst du nicht den dumpfen Ton?" —

Düstre Nacht rings um die beiden.
Ächzend raunt und rauscht der Sturm
Durch die Pappeln, durch die Weiden.
Käuzchen klagt im Kirchenturm.

„In der Leichensteine Schatten —
Hat es sich nicht dort geregt?" — —
„„Komm, beleb den Mut, den matten;
Sah dich selten so bewegt! —

Doch wir wollen drum nicht streiten. — —
Weile einen Augenblick,
Eh die Brücke wir beschreiten — —""
(Atanásio tritt zurück.)

„„Laß uns Cigaritos rauchen, —
Das beruhigt dein Gemüt!"" — —
Aus dem Dunkel Lichter tauchen,
Plötzlich, da das Zündholz glüht.

Ha, der helle Schein, der rote! —
Blitz um Blitze, Knall um Knall! —
„Atanásio! — — **Iscarióte!!**" — —
Todesröcheln. Dumpfer Fall.

---

[1]) Ischariot (Judas) Verräter, falscher Freund.

* Du bist bei mir.

Du bist bei mir! Ich darf nun meine Wang
An deine Wange traulich schmiegen.
Du bist bei mir! Ach, wie so selig bang
Das Herz mir klopft — die Pulse fliegen.

Du bist bei mir, und deine liebe Hand
Die meine zärtlich kosend streichelt.
Du bist bei mir! – So sank die Scheidewand?! –
Der Liebe Glut mich heiß umschmeichelt.

Du bist bei mir! – Im kalten finstern Raum
Erwach ich; meine Lippen beben. – –
Du bist bei mir?! – – Weh mir, – im Traum
Nur bist du mein, geliebtes Leben!

Konrad Nies.

Geboren am 17. Oktober 1862 in Alzey. Besuchte nach dem Gymnasium in Worms die Theaterschule zu Leipzig und trat in Chemnitz, Dortmund, Aachen und Kaiserslautern auf die Bühne. Kam 1883 nach Amerika. Trat in verschiedenen deutschen Theatern auf; in Cincinnati, Buffalo, Omaha. Hier gab Nies auch eine Zeitlang die von ihm begründete „Deutsch-Amerikanische Dichtung" heraus. Ist besonders als Rezitator bekannt und beliebt.
Saint Louis, Mo.

Funken. — Rosen im Schnee, ein Weihnachtsspiel.

Deutsch-amerikanische Volkslieder.

Ich weiß drei dunkle Tannen
Daheim im Schwarzwald stehn;
Dort hab zum letzten Male
Ich meinen Schatz gesehn.

Der Vater und die Mutter,
Sie gaben nicht ihr Wort.
Sie trieben aus den Bergen
Mich übers Wasser fort.

Drei Tannen hör ich rauschen,
Wie ist das Herz mir schwer.
Ich hab mein Glück begraben
Im tiefen, tiefen Meer.

* * *

Das tiefe, tiefe Wasser
Geht zwischen mir und ihr.
Fahr wohl, die mich verlassen,
Und alles Glück mit dir.

Viel fremde, fremde Leute
An mir vorübergehn.
Sie gehn in Lust und Freuden
Und lassen fern mich stehn.

Es blühn viel rote Rosen
Auch in Amerika.
Doch ach, für mich Verstoßnen
Sind nur die Dornen da!

* * *

Ich bin gezogen weit übers Meer.
Nach Geld und Gut stand mein Begehr,
Viel Gold wollt ich erwerben.
Und Vater und Mutter ließ ich zurück,
Und daheim, daheim ließ ich mein Glück,
Und muß nun einsam sterben.

Wohl fand ich Gold und Ehre bald,
Doch ach! mein Herz wurd alt und kalt
Und muß in Leid vergehen.
Ach Heimat, ferne Heimat mein,
Noch einmal möcht daheim ich sein,
Möcht Vater und Mutter sehen.

Möcht einmal noch zum Tanze gehn
Und meinem Schatz ins Auge sehn,
Den roten Mund ihr küssen. –

O Gold, mein Gold, wie drückst du schwer!
Mein Glück wohnt überm weiten Meer
Und ist mir lang entrissen.

* * *

Was ich auch schaff und tu,
Denk ihrer immerzu
In Sehnsucht tief.
Reich mir die Feder her,
Send übers weite Meer
Ihr einen Brief:

„Liebchen, dein denk ich heu,
Denk dein wohl allezeit
In Liebe treu!
Liebchen für dich, für dich
Schaff ich und spare ich
Täglich aufs neu!

Kalt ist die neue Welt,
Doch sie trägt Gut und Geld;
Still harr ich aus!
Schon bau mit eigner Hand
Auf meinem eignen Land
Ich uns ein Haus.

Schwalben umzwitschern's laut,
Fragen: wann kommt die Braut,
Wann kommt das Glück? –
Rosen im Gärtchen flehn:
Kommt sie, eh wir verwehn,
Daß sie uns pflück?

Liebchen, noch kurze Zeit,
Dann ist mein Haus bereit,
Dann kommst du her;
Dann schaffen wir uns neu
Ein Heim in Lieb und Treu
Hier überm Meer!

Liebchen, wie leuchtet hold,
Heller als alles Gold,
Der Liebe Stern.
Nur wer die Liebe fand,
Der hat ein Heimatland
Auch in der Fern!

* Unter texanischer Sonne.

Texanischer Frühling durchs Bergland ging,
Ein Weben und Wogen den Wald umsing.
. . . Dem deutschen Siedler ritt ich zur Seit
Durch die weite, blühende Einsamkeit.

Er hatte einst drüben das Schwert geführt,
Eh texanischen Grund sein Fuß berührt.
Noch hatte das Tagwerk des Rangers nicht
Den Adel geraubt dem Rassengesicht.

In seinem Auge, das blau und tief,
Ein Abglanz versunkener Sonnen schlief;
Aus Stirn und Nacken, gebräunt und breit,
Sprach unverwüstliche Vornehmheit.

Seit zwei Jahrzehnten, der Freiheit Sohn,
Hatt er die Wildnis gezwungen zur Fron,
Und hatte sein Feld wie die Andern bestellt.
– – Doch abseits von ihrer lag seine Welt. –

. . . Die Pferde hielten . . am Wegesrand
Erschimmerte saatgrünes Ackerland,
Das, frisch gerodet, entbrochen dem Hag,
Inmitten der wuchernden Buschwelt lag.

– – „Mein letztes Werk", – er lächelte fein
Und wies in die keimende Saat hinein.
„ – Vor wenig Monden . . drei oder vier . . .
War alles noch Urwald und Wildnis hier!

Das lockte zur Axt – und manchen Tag
Gab's schwere Arbeit, doch Schlag auf Schlag
Wich Baum um Baum, und Busch und Dorn.
. . . Nun keimt schon fröhlich das erste Korn.

. . . Es ist ja nicht Großes, was man getan.
Ich rechne mir sicher nicht hoch es an . .
. . . Und dennoch, es ist – wie dem auch sei –
Ein Stückchen Schöpferfreude dabei." . .

Und plötzlich über die Stirne ihm schoß
Ein leichter Schatten, als leiser er schloß:
„– – So macht man der Zukunft die Wege klar,
Und lernt vergessen, was einmal war."

. . . Er spornte sein Tier . . In leichtem Trab
Wir ritten den steinigen Weg hinab
Und sahen den wandernden Wolken nach,
Als plötzlich von – Friedrich Nietzsche er sprach.

Er hatte des Umwerters Wahn erschaut
Und eigene Werte sich aufgebaut,
– Und was er davon mir offenbart
War, wie das Land rings, von großer Art.

Und wie er so ritt durch das Sonnenlicht,
So stolz und stark, so rauh und schlicht,
War mir's, als wehe um Baum und Strauch
Vom echten Übermenschen ein Hauch.

. . . Und lächelnd dacht ich der faselnden Schar,
Mit rollendem Aug und fliegendem Haar,
Die hinterm Ofen weltwichtig krähn,
Und übermenschelnd in Sprüchen sich blähn.

– Wie anders reift, als in Sprüchen und Buch,
Das Leben bei Axthieb und Erdgeruch! – –
. . . Und tief in texanischem Sonnenschein,
Sprengten wir beide wegfröhlich landein.

In heilfroher Stunde.

Weißt du noch? – 's war Osterzeit
Unten an der San Diego Bay.

Aus der Berge Einsamkeit
Waren wir niedergestiegen zur See.
Du, der Gesunde, voll Mark und Mut,
Der gekommen, ein pflegfroher Mann,
Mir in sorgender Freundschaft Hut
Abzuwehren des Leidens Bann.
Ich – nun ja, ich trabte so mit
In der Tage wechselndem Zug,
Halb genesen, in stillem Schritt,
Aber immer noch Manns genug.

– Oben in sonniger Wildnis Grund
Hatten gehaust wir winterlang,
Bis uns der Märzwind mit Pferd und [Hund
Nieder ins wärmere Tiefland zwang.

Was uns aus jenen Tagen verblieb,
Schon war's verhandelt. Nicht blieb uns die Wahl!
– Unsere Tiere, die wir so lieb,
Ritten wir heute zum letzten Mal.

– Um die Bay im Morgenschein
Nach Point Loma hinüber ging's,
In den blühenden Frühling hinein.

Alles war Leben und Leuchten rings;
Alles war Farbe und Duft und Licht!
Berg und Meer und Stadt und Strand
Schufen ein Auferstehungsgedicht,
Wie es herrlicher nimmer erstand.
Jede Woge zu unserm Fuß,
Jede Blume und jeder Halm
Sandt einen lockenden Werbegruß
In den mächtigen Schönheitspsalm;
Jeder Fels in Höh und Tal,
Jeder Stamm und jeder Stein
Wob, geschmückt mit blitzendem Strahl,
Schimmernden Zauber dem Bilde ein.
Und ein Schwellen und Wogen und Wehn,
Warm und tief und heilentsandt,
Wie ich es nimmer gefühlt und gesehn,
Hielten Himmel und Erde umspannt.

Unsre Pferde, entstrebend der Haft,
Blähten die Nüstern und schlugen den Huf,
Bebend in Feuer und brünstiger Kraft
Unter des Frühlings befreiendem Ruf.

Und hernieder wie Wetterschlag
Brach es mit jubelnder Wucht in die Brust:
– War es denn möglich, barg denn ein Tag
So viel Schönheit und Daseinslust?!...
– War es denn wirklich, war es denn wahr?
Durfte, nach all dem lastenden Schmerz
Hier noch einmal so wunderbar
Jung sich am Leben trinken das Herz?! . . .

– – Still, mein Tier! — Fühlst du mit mir,
Wie so mächtig das Herz mir klopft?
Still, mein Tier! Nicht kann ich dafür,
Daß so heiß mir's im Auge tropft ...
. . . Ach, da oben in all dem Leid
Blieben die Tränen zurückgedämmt,
Aber vor Freude und Dankbarkeit
Strömen sie heute hier ungehemmt. —

Fragend wandtst du dein Pferd: „Halloh,
Solch ein Tag und trüber Sinn?" —

Doch schon hob den Kopf ich froh:
— „Weil ich unsagbar glücklich bin!

Weil ich die tausend Hände fühl,
Freundeshände, warm und weich,
Die mir winken durchs Weltgewühl
Helfend und segnend, — wie bin ich doch reich!
. . . Was es ist, ich weiß es nicht. —
Frühling ist es und Auferstehn,
Und ich selber bin Leben und Licht,
Wie sie nie und nimmer vergehn!
Aller Kummer und Kampf und Krieg
Schwindet dahin wie Rauch in der Luft,
Wenn des ewigen Lenzes Sieg
Heimwärts zum Urquell des Seins uns ruft.
Bricht die Hülle, es bleibt die Kraft,
Höher und herrlicher reift sie hinan,
Bis vollendet die Meisterschaft,
Bis das erlösende Werk getan." — —

Fremd ins Ohr fiel dir das Wort,
Und du sahst erstaunt mich an.
Doch es hatten Zeit und Ort
Dir es gleichfalls angetan.
Denn auch du, weltfreigesinnt,
Und nach außen von rauhem Schlag,
Warst im Herzen ein großes Kind,
Das dem Zauber der Stunde erlag.

— Hoch im Blauen die Sonne stand,
Leuchtend lag die Flut, und weit.
Über uns, um Meer und Land,
Zog ein Hauch der Ewigkeit . . .

Still und strahlend ging der Tag. —

Doch der Segen wunderbar,
Der auf jener Stunde lag,
Bleiben wird er uns immerdar! — —

Zur Gedenkfeier an die Errichtung des deutschen Reiches.

(Dem Vereine deutsch-amerikanischer Journalisten und Schriftsteller.
Milwaukee, 18. Januar 1901.)

Aus alten Mären kommt's wie Glockenklang
Meerüber durch das Weltgewühl, das bunte,
Und ruft aus Marktgewühl und Werktagsdrang
Das deutsche Herz zur heil'gen Feierstunde.
Von mächt'gen Helden klingt das alte Lied,
Von großen Siegen und von großem Ringen,
Und was im Banne sich der Fremde schied,
Will heut voll Heimatstolz sich warm umschlingen.

Denn nicht mehr wehrlos in die Welt hinaus
Läßt Deutschland heute seine Söhne wallen,
Es rüstet sie mit scharfen Waffen aus,
Die hellen Klangs im Völkerwettstreit hallen.
Wie sie geschmiedet, wie in Blut und Brand
Ein haderndes Jahrhundert hingeschwunden,
Bis endlich uns ein deutsches Reich erstand,
Mag unser wechselnd Spiel euch hier bekunden.

Die Schwerter triefen, und die Kugeln sprühn,
In Schimpf und Schande will das Reich verkommen,
Bis hell am Himmel Preußens Sterne glühn,
Wie sie bei Waterloo der Nacht entglommen.

Aus Blüchers Taten flammt es jubelnd auf,
Zerrissen sind der fremden Knechtschaft Bande,
Und „Vorwärts!" „Vorwärts!" ruft im Siegeslauf
Das deutsche Volk dem freien Vaterlande.

Doch als verhallt der laute Jubelschrei,
Als in den Staub der fremde Feind gerungen,
Da hielt im eignen Haus die Tyrannei
Der jungen Freiheit heilig Recht bezwungen.
Nicht ward dem Volk die Frucht der großen Saat,
Und „achtundvierzig" kam, das Jahr, das schwere,
Im Sturmgeläute scholl durch Stadt und Staat
Um Kreuz und Thron die neue Menschheitslehre.

Was jener Kampf, von Blut und Rauch umhüllt,
Dem Tag versagt, nicht ging's der Zeit verloren;
Bei Wörth und Sedan hat es sich erfüllt,
Wo uns ein neues deutsches Reich geboren.
In einundsiebzig war's. — Laßt uns auch hier
Des großen Tags und seiner Früchte denken:
Nicht flüchtend mehr, heut ziehn meerüber wir,
Das Heimrecht einer Weltmacht zu verschenken.

Des seid gedenk! – Wir legen's stolz und frei,
Brautgabengleich Columbia zu Füßen,
Auf daß bei ihr nun unsre Heimat sei,
Wo hell der Zukunft neue Sterne grüßen.
Und was uns Deutschlands Kampf und Kraft beschert
In tausendjähr'gem Ringen und Gestalten,
Wir wollen's zu Columbias Wehr und Wert
Auch unterm Sternenbanner heilig halten! –

Die Rache der Wälder.

Des Nachts, wenn die Sonne im Meere entschwand,
Und die Wolken im Sturme jagen,
Da geht in den Lüften ein Brausen durchs Land,
Wie geächteter Rechte Klagen.
Aus den Catskills kommt's, wo die Eichen wehn,
Aus Pennsylvaniens Gebreiten,
Von den Tannen an Minnesotas Seen,
Aus Texas' waldigen Weiten,
Aus den Föhren und Fichten bricht es hervor
In Colorados Gesteinen,
Aus den Rotholzriesen am Goldenen Tor,
Aus den Zedern in Floridas Hainen.
Aus Ost und West, aus Süd und Nord,
Durch Klüfte und Felsen und Felder
Erschwillt er im donnernden Sturmakkord: –
Der Racheruf der Wälder!
„Wir wuchsen und wachten viel tausend Jahr
Bei der Wildnis rotem Sohne;
Wir boten ihm Obdach und Waffe dar,
Und Liebe ward uns zum Lohne.
Wir sproßten in Frieden, wir grünten in Ehr,
Wir schützten und schirmten die Lande.
Da brachen die Bleichen waldein übers Meer
Und lösten die heiligen Bande.
Sie danken uns Heimat, sie danken uns Herd,
Die Bleichen, die Feigen, die Feinen,
Doch danklos verwüsten, von Habgier verzehrt,
Das Mark sie von Wäldern und Hainen!
Uns Hüter des Hochlands, uns Wächter der Seen,
Der Vorzeit heilspendende Erben,
Sie fällen uns herzlos, in frevlem Vergehn,
Um Haufen von Gold zu erwerben;
Doch eh wir zerbrochen, als lebloses Gut,
Der Habsucht uns fügen zum Dache,
Hört, Sturm, uns, und Erde und Feuer und Flut,
Euch rufen herbei wir zur Rache!
Ihr seid uns Genossen seit ewiger Zeit;
Die Urkraft, euch lieh sie die Waffen,
Drum sollt ihr Vergeltung im rächenden Streit
Am Werke der Menschen uns schaffen.
Was immer gezimmert aus unserm Gebein,
Der Städte Getürm und Gemäuer,
Reiß es ein, du, o Sturm, reiß es ein, reiß es ein!
Verzehre in Flammen es, Feuer!
Die Brücken der Ströme, die Schiffe im Meer,

Mit unserem Herzblut errichtet,
Verschling sie, o Flut, bis Welle und Wehr
Verstrudelt, verstrandet, vernichtet!
Verschütte, o Erde, du, Mine und Schacht,
Die unserem Schoße entragen! . . .
Auf! auf! ihr Genossen der Nacht, zur Schlacht,
Bis die Werke der Menschen zerschlagen!“ . . .

So hallt es und schallt es im nächtlichen Chor
Durch Klüfte und Felsen und Felder,
Vom Hudson landein bis zum Goldenen Tor:
Der Schrei der geächteten Wälder. –
Und täglich und stündlich erstarrt uns das Blut,
Wenn neu uns die Kunden umwogen,
Daß Sturmwind und Erde, daß Feuer und Flut
Die Rache der Wälder vollzogen.

Gebet.

Errette mich, o Herr, vor diesen Blicken,
Die tief und tiefer sich ins Herz mir senken,
Und immer fester Fühlen mir und Denken
Mit rätselhafter Zaubermacht umstricken!

O schütze mich vor diesen Flammenpfeilen,
Die heißer Sinne wilden Kampf mir künden,
Die frevle Glut mir in der Brust entzünden,
Und Herz und Hirn mit jähem Ruck zerteilen!

Umsonst such ich dem Bann mich zu entringen;
Wohin ich fliehend meinen Fuß auch setze,
Dämon'sche Mächte werfen ihre Netze,
Und halten mich mit unsichtbaren Schlingen.

Ich kann es fassen nicht und doch nicht lassen.
Auflehnt sich's in der Tiefe meiner Seele,
Und dennoch treibt es mich in Schuld und Fehle,
Und lieben muß ich, was ich doch muß hassen!

Machtlos mein Wille. Nutzlos all mein Wehren.
Schon weicht in mir die letzte Kraft zum Guten,
Und höher lodern sünd'ger Wünsche Gluten,
Die meiner Seele bessres Teil verzehren.

Schon weicht der Grund, schon sinken alle Stützen,
Schon bricht mein' Stolz mit meinem Mut in Scherben –
O Herr der Reinen, laß mich nicht verderben,
Send einen Engel nieder, mich zu schützen!

Anna Nill.

Geboren zu Mössingen, Württemberg. Wurde mit 20 Jahren in die Sozialistische Partei eingeführt. Mit dem Bäcker Nill verheiratet in Brooklyn.

* Purpurrosen.

Leg den Balsam deiner Liebe
Leise mir aufs wunde Herz,
Laß der Tränen heiße Triebe
Lindern den erlittnen Schmerz.

Launenhafte Schicksalstücke
Lud mir schwere Bürden auf. —
Lachend brach mein Herz in Stücke. —
Leg der Liebe Balsam drauf.

Langentbehrte Tränen fließen
Langsam nieder tropfenweis.
Liebend laß mich dich umschließen,
Längstersehnter Lebenspreis.

Linde Lüfte mich umkosen.
Lächelnd hältst du mich umfaßt.
Legst aufs Haupt mir Purpurrosen:
Lenzesblüten sel'ge Last.

* An meine Heimat.

Von Bergen rings umgeben
Liegt wundervoll ein Tal.
Rechts blühn und links die Reben,
Geküßt vom Sonnenstrahl.

Ein Schäfer führt die Herde
Am Waldesrand dahin. — —
Ach, jenes Fleckchen Erde
Will nicht aus meinem Sinn.

So traulich, reich an Freuden,
So froh die Menschen dort, —
Und ich muß mich bescheiden
An fremdem, fernem Ort?

O könnt ich doch umfassen
Die teuren Lieben mein, —
Nicht lebensmüd, verlassen
In weiter Ferne sein!

Mich trieb des Schicksals Laune
Zu fernen Zonen heiß.
Da ward mein Haar, das braune,
Von all den Sorgen weiß.

Gebt mir die Heimat wieder,
Mit Bergen, Tal und Wald.
Ihr sing ich meine Lieder. —
Die Fremd ist hart und kalt.

* Aufstand.

Gleich höllischen Dämonen hör ich's lachen,
In schauerlichem, dumpfem Widerhall,
Und Racheflammen zucken überall,
Als öffne ein Vulkan den Glutenrachen.

Es ist das Volk, jahrhundertlang geknechtet,
Dem endlich seine Sklavenkette springt.
Von einem Pol zum andern hell erklingt
Das Lied der Freiheit denen, die entrechtet.

Erzitterst du nun, harte Wucherbande?
Es wankt der Felsgrund unter eurem Schloß.
Das Volk erhebt sich, einig, stark und groß,
Und „Freiheit!“ tönt der Kampfruf durch die Lande.

Ihr dachtet wohl in blödem Eigendünkel,
Daß wir gleich unsern Vätern Knechte sind!
Das Volk ersteht! Ein starker Rip van Winkel,
Vom Schlaf erwacht, reckt sich im Sturmeswind!

Die Fackel leuchtet und das Dunkel schwindet,
Und auf dem Schutt ersteht ein neu Geschlecht.
Kein Starker mehr den schwachen Bruder bindet, —
Die Liebe herrscht und freies Menschenrecht!

Nikolaus Johannes Otto.

Geboren am 27. Oktober 1871 zu Filsch, im Kreise Trier. Besuchte das Gymnasium zu Trier, widmete sich dem Postfache drei Jahre, wanderte dann 1895 in Amerika ein, studierte in St. Francis, Wiskonsin, Philosophie und Theologie und wurde 1899 zum Priester geweiht. Seitdem in der katholischen Seelsorge in Chicago, Illinois, tätig.

Stille Weisen.

Du bist.

Ein Menschenkind, wird es geboren,
Beginnt ein langsam Sterben;
Denn wer zum Leben auserkoren,
Der hat den Tod zum Erben.
Einer ist,
Der immer bleibt und ist geblieben,
Von dem zu Delphi stand geschrieben:
Ei — „Du bist!"

Die Betrogenen.

Es blaut der Himmel, es blaut die See.
„Stoß ab, stoß ab, langsamer Ferge,
Was denkst du zagend der Wasserzwerge?" —

„Und blaut der Himmel und blaut die See,
Die See ist falsch wie glatte Zungen,
Die schmelzende süße Weisen sungen." —

Und lustig stachen die Kecken in See;
Denn See und Himmel lieblich blauten. —
Doch nimmer sie das Gestade schauten.

Im Dunkel der Nacht.

Die Weiden surren, die Pappeln rauschen,
Die Wolken ziehen, die Nebel grauen;
Vom Felsen finster zwei Augen schauen,
Vom Felsen horchend zwei Ohren lauschen.

Da hallen von weitem dumpfe Tritte.
Und näher kommt, der zum Opfer ersehen.
Wohl hört er die Pappeln bange wehen,
Doch kommt er näher mit ruhigem Schritte.

Und banger klingt der Weiden Surren,
Und dumpfer rauschen die Pappeln am Wege.
Es schweben die Wolken hoch überm Stege,
Tief unten ächzt des Gießbachs Murren.

Schwarz in die Schlucht die Nacht stieg nieder,
Und hält mit dunklem Mantel verborgen
Den Mörder. Doch weh dir, weh! Ein Morgen
Wird graun, der zeigt im Licht dich wieder. —

Die Lüfte zittern in bangem Stöhnen,
Da naht der Wandrer mit müdem Schritte.
Und wie er kommt auf des Steges Mitte,
Da gellt ein lachendes, wüstes Höhnen.

Ein Stoß, — ein Fall, — ein Schrei in der Tiefe . . .
Die Welle trieb die Leiche von dannen. —
Und düster rauschten die Pappeln und Tannen: —
Es war, wie wenn es um Rache riefe.

Nach Gethsemane.

Hernieder sinkt die Nacht
Aufs stille Kidrontal.
Des Tages bunte Pracht
Entflog mit einem Mal.

Kein Laut mehr nah noch fern.
Ein banges Schweigen nur
— Wie nahen Unheils Stern —
Fällt auf die weite Flur.

Stumm schreiten sie daher,
Der Eine und die Drei, —
Mit Wehmut tief und schwer,
Am Kidronfluß vorbei.

Es klagt der Wind so leis,
Ein Schauer rührt die Erd;
Der Weide zartes Reis
Erschreckt zur Höhe fährt.

Kein Sternlein milde blinkt
Am finstren Himmelszelt,
Zum Trost, wenn Wandrern sinkt
Der Mut auf fremdem Feld.

Nun seufzt der schmale Steg,
Berührt von Jesu Fuß,
Gibt auf dem Leidensweg
Dem Heiland Beileids-Gruß.

Da liegt der düstre Ort. —
O büße, arge Welt,
Du hast dem ew'gen Wort
Das Urteil ja gefällt!

Aufspringt das Gittertor.
Der Eine und die Drei,
Sie schreiten einsam vor. — —
Nun wird die Welt bald frei.

U. Park. (Pseudonym für Hugo Bardenhewer.)

Kam nach Amerika im Jahre 1887, studierte im Seminar zu St. Francis, Wiskonsin, Philosophie und Theologie machte dann eine Reise nach Ostasien, hielt sich längere Zeit in Samoa auf, kehrte nach St. Francis zurück und wurde 1892 zum Priester geweiht. 1894 verließ er Amerika. Lebt zur Zeit in Deutschland. Die folgenden Sonette sind dem Sonettenzyklus (61 an Zahl) entnommen: „Das Opferlamm", in Amerika entstanden und in Augsburg im Jahre 1890 gedruckt.

Klage.

„Wer mag verweilend lauschen meinen Sängen?" –
Die Muse fragt's und blickt umher mit Zagen.
Sie singt nicht von des Frühlings goldnen Tagen,
Von Minne nicht und festlichen Geprängen.

Erzählen will sie bei der Leier Klängen
Von tiefem Falle, von Verbannungsklagen,
Von einem Helden, der ans Kreuz geschlagen,
Von eines Riesenkampfs gewalt'gem Drängen! –

Ach, dem Gekreuzigten ein Lied zu weihen,
Es ward zum Ärgernis, zum finstern Wahn,
Und wen'ge lieben, ihm Gehör zu leihen!

Die ihn verhöhnte einst im Spottgewande,
Die Welt, sie wandelt ihre stolze Bahn, –
Der Treuen Sold Verachtung nur und Schande!

Verlornes Glück.

Ein goldner Lenz auf Paradiesesauen
Lag herrlich da, in mildem Friedenswehen;
Ein Lustgefilde, einzig ausersehen, –
In wunderbarer Lieblichkeit zu schauen!

Die junge Menschheit sollte es bebauen,
Vom Lebensbaum in ew'ger Kraft erstehen,
In heil'ger Liebe sich mit Gott ergehen
Und, wie ein Kind dem Vater, ihm vertrauen.

Da lauschten sie den Worten ew'ger Milde,
Und ihrem Geist erstand in goldnem Bilde
Des Friedensfürsten ew'ge Herrlichkeit!

Sie schauten ihn, in himmlischer Enthüllung,
Und aller Wünsche seligste Erfüllung
Kam ihm voraus in freudigem Geleit!

*

O goldner Tag, so frühe schon verglommen!
O dunkler Trauernächte finstres Walten!
Des Paradieses Freuden rasch verhallten,
Auf Strömen bittren Leids hinweggeschwommen!

Der Fluch des Himmels ist herabgekommen
Auf alle Lande rings in Schreckgestalten!
Vom Friedensreich, wo Jubellieder schallten,
Hat alles Leid und Weh Besitz genommen!

Der Feind des Menschensohns vom Anbeginne
Betörte sie in leicht berücktem Sinne,
Da schwand ihr Friede hin und alles Heil!

Der Racheengel mit dem Flammenschwerte
Trieb sie hinaus auf die verfluchte Erde,
Und Angst und Not und Schmerzen ward ihr Teil!

*

Der Sohn gedachte voller höchsten Milde
Zu brechen unsre schweren Sklavenbande;
Er bot dem Vater sich für uns zum Pfande,
Zu retten uns aus öder, finstrer Wilde.

Er kam. Nicht herrlich, in verklärtem Bilde, —
Nein, niedrig, in verachtetem Gewande.
Er ward ein Mann der Schmerzen und der Schande,
Ein Fremdling, arm auf eigenem Gefilde! —

Da schon Jahrtausende um ihn gerufen,
Verließ er rettend seines Thrones Stufen,
Durchbrach der langen Trennung finstern Damm.

Auf daß durch ihn im Himmel und auf Erden
Auf ewig alles sollt erneuert werden,
Ward er uns Lösepreis und Opferlamm!

*

Ein Engel flog aus Himmelshöhn hernieder,
Mit höchster Gnadenbotschaft zu beglücken,
Und einer Jungfrau himmlisches Entzücken
Stieg dankbegeistert auf zum Himmel wieder.

Sie schaute unter schattendem Gefieder
Den Ewigen. — Ein seliges Entrücken —
Und Gott ward Mensch! – Ihr ward es, sie zu pflücken,
Die Lebensfrucht, die Sehnsucht ihrer Lieder!

Sie war zu seiner Mutter auserkoren!
Der ewig aus des Vaters Schoß geboren,
Die unerschaffne Weisheit, ward ihr Kind!

Sie ist das Morgenrot der ew'gen Sonne,
Die goldne Himmelspforte sel'ger Wonne,
Vermittlerin und Mutter, süß und lind.

Das göttliche Kind.

Noch Kind, trug ihn der Liebe heiß Verlangen,
Als Opferlamm dem Herrn sich darzustellen.
Des letzten Sehers Blicke sich erhellen,
Das Erbe seines Volks, er hält's umfangen! — —

Doch bald umwölkt die Freude dunkles Bangen,
Dem Jubel muß die Klage sich gesellen;
Ein Kriegsgefilde, wilden Kampfes Wellen,
Sind fern die neuen Zeiten aufgegangen! — —

Er kommt, sein ganzes Leben eine Kette
Von Opfern, Leiden, daß er uns errette; —
Ein einziges, erlösendes Gebet!

Und doch muß er der Welt zum Anstoß werden!
Wie viel geliebt, so viel gehaßt auf Erden!
Zum Heil er uns, — zu größerm Fluche steht!

*

Verborgen hier der Hölle tück'schen Pfeilen,
Verkannt von allen, die sich ihm gesellten,
So wuchs er still heran, der Herr der Welten,
In allem seiner Eltern Los zu teilen.

Fern allem Streben, fern von Hast und Eilen,
In Dunkeln tief, die nimmer sich erhellten,
Mocht er ein hilflos armes Kind nur gelten
Und schlicht in stiller Einsamkeit verweilen.

Es kam der Tag, es sank die Nacht hernieder.
Sie sahen staunend so ihn immer wieder
In tiefer Armut und Vergessenheit!

Und spurlos Jahre so vorübergingen
In Arbeit und Gebet, in niedern Dingen, —
Und spurlos — — eine ganze Lebenszeit!

*

Wie wunderbar der ew'gen Weisheit Schritte!
Wer mag ihr unergründlich Tun vereinen!
So fremd ist's allem menschlichen Vermeinen,
So widersprechend aller ird'schen Sitte!

Es lebt der Ew'ge in der Menschen Mitte,
Er trägt des Erdenlebens Mühn und Peinen.
Sie sehen ihn des Schmerzes Tränen weinen!
Ein Kind, um Brot ihn flehn mit zager Bitte!

Des Haus die schrankenlosen Ewigkeiten,
Den nicht umfassen aller Himmel Weiten,
Er wohnt in einer Hütte arm und klein!

Die ew'ge Allmacht wird der Not zum Raube,
Die ew'ge Himmelsglorie dient dem Staube,
Die Gottheit selber will gehorsam sein!

Sieg im Tode.

Wer zählt sie alle, seiner Gottheit Lieder,
Die Wunderwerke, so die Welt gesehen?! —
Der Elemente Kraft und all Geschehen
Lag dienstbereit zu seinen Füßen nieder!

Ihm senkten leis die Stürme ihr Gefieder;
Auf Meereswellen mocht er sicher gehen;
Ihm mußt der bösen Geister Schwarm verwehen;
Es gab der Tod ihm seine Beute wieder!

Und einmal ließ er hoch auf Bergesauen
Die Jünger seine Herrlichkeit erschauen,
Enthüllt in himmlischem Verklärungsglanz!

Ach, nur ein einzig Mal, in flücht'ger Stunde: —
Schon floß der Leiden Weh von seinem Munde,
Es bot die Welt ihm einen Dornenkranz!

*

Er mochte einem Hirten sich vergleichen.
Er weilte liebreich in der Kinder Mitte.
Er ging mit Sündern um, trotz Hohn und Sitte.
Er ließ dem müden Volke Brote reichen.

Vom Blick der Sündrin ließ er sich erweichen
Und lenkte nachts zu Nikodem die Schritte.
Jedwedem Hilfeflehen, jeder Bitte
Willfahrten rettend seine Wunderzeichen.

Wenn Schweigen dunkler Nacht herniederwehte,
Blieb er auf Höhen einsam im Gebete,
Und schlummernd ihm die Welt zu Füßen lag.

Es flossen dann um Zion seine Tränen,
Das von ihm abgewandt in stolzem Wähnen,
Ihn nicht erkannte, — seines Heiles Tag.

*

Wo nächtlich sich des Ölbergs Dunkel ballen,
Hat einsam er den schweren Kampf gerungen.
Ein unaussprechlich Weh ist da erklungen!
Der Hölle Schrecken haben ihn befallen!

Er liegt am Boden! Seine Seufzer hallen!
Entsetzen halten ihn und Graun umschlungen!
Die Liebe, die so stark sich aufgeschwungen,
Sie ringt und kämpft in ehrnen Krallen!

Ein Engel kam. Inmitten jener Schauern
Verlieh er Kraft ihm, siegreich auszudauern.
O welch ein Kampf! Es ward sein Schweiß wie Blut!

Es stieß sein Herz mit übermächt'gem Triebe,
Aufschwellend in erhöhter Gottesliebe,
Des Todes Graun hinaus in dunkler Glut!

*

Da kamen sie! Mit Schwertern und mit Stangen!
Er warf sie hin! Frei blieb er bis zum Ende! – –
Dann banden sie mit Stricken ihm die Hände
Und schleppten auch zu Annas ihn gefangen.

Der Zeugen Truggewebe nicht gelangen.
Zu Kaiphas schwankten ihre Fackelbrände.
Daß er des Kreuzestods ihn schuldig fände,
Sind alle Klagen wider ihn ergangen.

Und als in Lügen sie sich widersprochen,
Hat ihre Wut sich wild an ihm gerochen.
Sie schlugen, traten ihn und spien ihn an!

Und da er fiel, von Schwäche überkommen,
Hat Petrus grause Schwüre er vernommen,
Der ihn verleugnet hat in blindem Wahn!

*

Dann, daß Pilatus über ihn entscheide,
Hat man ihn fortgeschleppt beim ersten Grauen.
Da er ihn sah, ein Lamm in Tigerklauen,
Sann feige Furcht, wie sie den Spruch vermeide.

Heroden dann stand er zur Augenweide,
Zum Spotte seinen Söldnern anzuschauen.
O Bild des tiefsten Wahnsinns! Nicht zu trauen!
Die ew'ge Weisheit ging im Narrenkleide!

Und wieder zu Pilatus stürmt die Bande.
Man zerrt ihn durch die Straßen am Gewande.
Es tobt das Volk, sie brüllen um sein Blut!

Es kann der Richter keiner Schuld ihn zeihen,
Doch niemand denkt daran, ihn zu befreien,
Zur Geißlung läßt man ihn der Henker Wut!

*

Sie packten ihn, das Schandholz selbst zu tragen.
Sie nahmen tosend ihn in ihre Mitte.
Er trug die Last hinaus mit schwankem Tritte,
Vom Volk umdrängt, von Reitern und von Wagen!

Er fiel drei Mal! Sie haben ihn geschlagen!
Und als er endlich sank bei jedem Schritte,
Mußt Simon, daß am Kreuz den Tod er litte,
Es tragen ihm, bis wo die Hügel ragen.

Die Höhe ward erreicht; rundum sie standen!
Die Henker rissen ihn aus den Gewanden.
Da brachen alle seine Wunden auf!

Sie werfen ihn aufs Kreuz, ihn anzunageln.
Wie rasend ihre Schläge niederhageln.
Dann richteten sie ihn zur Höh hinauf.

*

So hat gehangen er drei lange Stunden!
Langsam, in Qual verzuckend, floh sein Leben.
Sie haben bittre Galle ihm gegeben, –
Noch jetzt ein Wort der Lästerung gefunden!

Es tropft sein Blut herab aus vielen Wunden;
Für seiner Feinde Heil die Lippen beben;
Noch kann er matt das Dornenhaupt erheben,
Ein letzter Schrei, — — da war sein Geist entschwunden! ...

Die Felsen barsten! — — Donner rings erdröhnten! — —
Erloschen stand die Sonne! — — Meere stöhnten! — —
Die Toten standen aus den Gräbern auf! — —

Der Ewige — — Allmächtige — — gestorben! — —
Ein Opferlamm, das Menschenwut verdorben! — —
Die Schöpfung wankt! — — Der Mensch — — rennt seinen Lauf!

Rudolph Puchner.

Geboren am 24. Januar 1829 in Beutelsbach, Württemberg. Kam 1849 nach Amerika und siedelte sich im selben Jahre in Wisconsin an, wo er noch heute in New Holstein seinem kaufmännischen Geschäfte vorsteht.

Klänge aus dem Westen. — Aglaja, episches Gedicht.

Ich denke seiner immerdar.

Du hast mich gastlich aufgenommen,
Du Land, der ich dir fremd genaht,
Du gabst mir Raum zu einer Hütte,
Zu meiner Nahrung Land und Saat.

Ich sollte meinen Traum vergessen
Vom Lande, das mich einst gebar,
Und doch, ich kann es nicht verhindern,
Gedenk ich seiner immerdar.

Als ich in meine hellen Locken
Des Abschieds Kränze einst gedrückt,
Da hat kein Aug mit feuchtem Blicke
In dieses Aug herabgeblickt.
Ich schied vom Lande meiner Väter,
Und keiner drückte mir die Hand,
Und dennoch denk in meinen Träumen
Ich nur an dich, mein Vaterland.

Was lockst du mich, du süßer Name,
Allwo ich bin und wo ich geh,
Daß ich in jedem neuen Bilde
Nur dein geliebtes Bildnis seh?
Daß deine Lüfte mich umrauschen,
Wie mich Erinnerung umweht,
Wenn, wie ein Traum das Deingedenken
Durch meine Seele flüsternd geht?

Ich kann die Lieder nicht vergessen,
Die dort die Nachtigall mir sang.
Ich kann die Wonne nicht vergessen,
Die dort im warmen Maien klang!

Es ist ein Traum nur, doch die Träume,
Sie werden selbst zur Wirklichkeit,
Wenn in das Reich der süßen Bilder
Die Sehnsucht ihren Zauber streut.

Du hast mich gastlich aufgenommen,
Als ich, ein Fremder, dir genaht.
Zur Heimat bist du mir geworden,
Du Land der Freiheit, Land der Tat;
Es wölbt das Dach des eignen Hauses
Sich freundlich schützend über mir:
Dies alles und noch mehr verdank ich,
Columbia, verdank ich dir.

Was ich gewünscht, ist mir geworden,
Die Götter reichten mir das Glück.
Es waltete ob meinem Haupte
Mit seinen Gaben das Geschick.
Ich sollte meinen Traum vergessen
Vom Lande, das mich einst gebar.
Und doch, ich kann es nicht verhindern,
Gedenk ich seiner immerdar.

Im Urwald.

Im Urwald, mit einem Menomonee,
Raucht ich die Pfeife, wir schwiegen,
Und sahen den bläulichen Wolken zu,
Die unsrer Pfeife entstiegen.

Des Herbstes purpurner Sonnenstrahl
Übergoß mit Schimmer die Bäume,
Und leise berührte die Erde schon
Der Gott der lieblichen Träume.

Und endlich sprach der Menomonee
Mit gedämpfter Stimme vom Lande
Im Westen, wo sich die Sonne senkt
An dem blauen, azurenen Strande.

Von jenem Lande, das fernher winkt,
Dem Heimatsorte der Geister,
Und mit tiefer Ehrfurcht nannte er
Manitu, den ewigen Meister.

Und tiefer sank die Sonne und sank,
Und höher stiegen die Schatten,
Wir aber legten ein Lager aus
Von Binsen und bunten Matten.

Er hüllt in seine Decke sich
Und schloß die Augenlider,
Es streute der Gott den goldnen Schlaf
Auf seine Seele nieder.

Sein Geist zog hinüber ins ferne Land,
Er jagte den Panther, den Büffel.
Ich aber um meine Schultern dicht
Zog den deutschen, den wärmenden Düffel.

Es rauschten über mir sacht und still
Die Blätter der Sykomore.
Die Binsen rauschten im Abendwind
Ihr einsames Lied in dem Moore.

Aus silbernen Wolken tauchte der Mond,
Die große, nächtliche Sonne,
Und übergoß mit Sehnen die Welt
Und unaussprechlicher Wonne.

O seid ihr, rief ich, ihr Lüfte, seid
Ihr hergeweht aus dem Lande,
Wo die Erle rauscht und die Weide steht
Am heimischen Neckarstrande?

Ihr Sterne, rief ich, ihr kennt das Lied,
Das ewige Lied von der Liebe,
Ihr Lüfte, ihr rauscht, wo ihr auch weht,
Das ewige Lied von der Liebe.

Das große Lied und das ewige Lied,
Das war's, was ihr stets mir gesungen,
Was meine Seele mit Sehnsuchtsgewalt
Und seligem Flüstern durchdrungen.

Einst rauschte dies Lied mir der Heimat Luft.
Nun rauschen im Urwald am Moore
Es über dem Herzen, so krank und so wund, –
Die Blätter der Sykomore.

* An den Ufern des Winnebago.

Goldne Blüten schwanken lässig wie im Traume
Langsam hin und her am flachen Ufersaume,
Und im Westen in der Sonne heil'gen Gluten
Will des Abends Seele langsam sich verbluten.

Fernhin auf des Wassers rotbemaltem Spiegel
Ziehen Möven; wer hält dort am scharfen Zügel
Wohl sein Roß? Vom stolzen Stamm der Chippewäer
Ist's der Krieger einer, einer ihrer Späher.

Sieht er aus nach einem seiner frühern Feinde,
Die sein Blick oft mit dem finstern Tod vereinte,
Wenn er, dem der Haß in seinem Herzen brannte,
Seine Pfeile in das Herz des Feindes sandte?

Fern im Westen ist die Sonne jetzt gesunken,
Deren Strahlen kaum die Erde noch getrunken;
So versank auch dir im dunkeln Reich der Sagen
Alles, was du einst in deiner Hand getragen.

Sieh, so weit hier westwärts unsre Blicke reichen,
Fernhin, alles trug einst deines Stammes Zeichen;
Und wenn du den Streit nach fremden Gauen führtest,
Dein war alles, alles, was du nur berührtest. –

Leise, wie die Winde durch die trocknen Halme gehen,
Fühltest alles, was dich schmückte, du verwehen.
Wie die Sonne dort, vom hellen Purpur trunken,
Ist dein Glück, dein Stolz, – ist deine Macht versunken.

Oronta.

(Indianersage.)

Nah dem Fall des Niagara,
Wo die wilden Wasser donnernd
In die Tiefe niederstürzen,
Stand die Hütte des Oronta,
Den die Senecas als ihres
Stammes Häuptling stets geachtet.

Und es war in ihrem Stamme
Sitte, daß mit jedem neuen
Jahre, wenn im Wald die Drossel
Wieder schlug, beim Licht des blassen
Mondes, man die schönste Jungfrau –
In ein Boot die Reine setzend,
Das der Strom mit Macht dann faßte
Und hinab in seine Tiefe
Zog, – dem großen Geist als Opfer,
Treu dem alten Brauche, brachte.

Sieh, dort schmückt man in der Hütte,
In der Hütte des Oronta,
Schon die Schönste seines Stammes,
Seine Tochter, die im Rate
Man als Opfer auserkoren.

In die schwarzen Haare flechten
Sie die halberblühten Rosen,
Die wie sanfte Sterne schimmern;
Ach! so schön wie sie erblühte
Keine Rose an den Hängen,
Und der Morgenstern erblaßte
Jedesmal, wenn er dem Blicke
Ihres Auges noch begegnet.

Schau, dort liegt der Kahn am Ufer,
Reich geschmückt mit Anemonen,
Mit dem Grün der jungen Föhren.
An der Hand des greisen Vaters
Schreitet sie hinab zum Strande;
Und noch einmal faßt er ihre
Hände, und zu seinen Kriegern
Spricht der greise Häuptling also:
„Was im Rate ihr beschlossen,
Ich vollbring es, denn den Göttern
Willig dienen ist die höchste
Unsrer Pflichten." Sorgsam breitend
Ihr, die nun den Kahn bestiegen,
Noch die Decke jetzt zu Füßen,
Trennt er schnell den Bast am Ufer,
Der das Fahrzeug noch gehalten.
Dann mit schnellem Sprunge schwingt er
In den Kahn sich, ihr zur Seite,
Und, ihn ab vom Ufer stoßend,
Treibt dem Abgrund er entgegen.
Von dem goldnen Strahl des Mondes
Lichtumflossen sieht man beide
Zu des Abgrunds graus'ger Tiefe
Fliehen, fliehen. –

Doch dies Opfer
Will nicht Manitu; und aus der
Tiefe steigt ein weißer Nebel,
Golddurchhaucht vom matten Lichte,
Hoch empor und trägt in seinen
Riesenfalten in den Äther
Aufwärts sie, indes in ihrer
Seele Manitu des Lebens
Dunkle Zweifel langsam löste.

Und seit jenem Tage sieht man,
Wenn im Wald die Drosseln schlagen
Und den süßen Lenz verkünden,
Bei dem Licht des jungen Mondes
An dem Fall des Niagara
Nebel oftmals aus der Tiefe,
Aus der dunkeln, hoch auffsteigen,
Und im Flüsterton des Windes
Klingen dann die Sagen wieder –
Von den Taten des Oronta.

Leb wohl! Leb wohl!

Leb wohl! Leb wohl! Schon zieht das Schiff
Durch Nacht und Nebel fort,
Der Wind weht gut vom Ufer her
Und treibt uns von dem Port.

Leb wohl! Leb wohl! Nach Süden geht's,
Wo heiß die Sonne brennt,
Wo keine Stätte, wo kein Mund
Mir deinen Namen nennt.

Nach Süden, wo die Palmen schlank
Und hoch die Datteln stehn,
Wo mir vor Schmerz und Sehnsucht dann
Die Augen übergehn.

Wie treibt des Windes frischer Hauch
Uns in die See hinaus!
Hinweg von meines Liebchens Brust
Und weg von ihrem Haus.

Der Nebel hängt am Takelwerk,
Ich aber schau zurück,
Und Nebel halb verdunkelt mir
Den letzten Abschiedsblick.

Es wird im Auge mir so feucht,
So naß, so tränenschwer,
Es wehen deine Grüße wohl
Von jenem Strande her.

Es wehen deine Grüße wohl
Mir her von jenem Haus, –
Ich aber zieh mit meinem Schmerz
Ins weite Meer hinaus.

Joseph Rainer.

Geboren zu Kaltern, Tirol, 10. Februar 1845. Besuchte die Universität Innsbruck als Theologiestudierender bis 1866. Folgte alsdann einem Rufe des Dr. Salzmann, Gründers des Provinzial-Seminars zum Hl. Franz von Sales in St. Francis, Wisconsin. Wurde allda 1867 zum Priester geweiht, dann am Salesianum Professor der klassischen Sprachen und ist seit 1887 Rektor dieses theologischen Seminars. Am 10. Mai 1904 wurde Monsignore Rainer von Pius X. zum päpstl. Hausprelaten ernannt.

Jubelklänge aus Amerika. Gedenkblatt zum Papstjubiläum, Gedichte in lateinischer und deutscher Sprache.

* Doppelte Auferstehungsfeier.

Aus heitern Lüften steigt der Frühling nieder,
Mit Blütenschmuck die Erde zu verklären;
Die Lerche steigt, den neuen Gast zu ehren;
Es regt Natur die schlafesmüden Glieder.

Mit frischem Grün schmückt sich die Wiese wieder,
Es tönt der Wald, die Reize zu vermehren;
Schon schallen laut in frohen Jubelchören
Aus grünem Laub der Vöglein Osterlieder.

Des Winters Miserere ist verklungen;
Es läßt Natur ihr Gloria ertönen,
Und Halleluja schallt's aus tausend Zungen.

Was ruhst du noch im feigen Sündenschlafe?
Wach auf, wach auf; nicht acht des Feindes Höhnen,
Zieh aus zum Streite mit des Lichtes Waffe!

*

Beraubt des Schmuckes stehn des Tempels Hallen,
Kein Blumenflor umduftet die Altäre,
Und nur den Bußgesang des Miserere
Hör ich hinauf zu Christi Kreuzbild schallen.

Doch plötzlich ist's, als ob mit goldnen Strahlen
Das traurig öde Dunkel sich verkläre:
Die Orgel tönt, und frohe Jubelchöre
Im Festornate durch das Münster wallen. –

So folgt auf Kreuzesschmach und Todesbanden,
Auf bittre Pein und kurzen Grabesschlummer
Des Ostermorgens freudiges Gepränge. –

O, der du glorreich aus dem Grab erstanden,
Gib, daß auch ich aus Erdennacht und Kummer
Erwachend hör des Himmels Osterklänge.

* An einen Freund in der Heimat.

Wohl lange denk ich, teurer Freund, der Stunden,
Die auf des Berges freien lichten Höhen,
Wo leichtbeschwingt und mild die Lüfte wehen,
Nur allzuschnell mir einst dahingeschwunden.

Manch Blütenreis hab ich mit dir gefunden, –
Doch wird's die Zeit mit grimmer Sense mähen;
Nichts Schönes kann auf Erden lang bestehen.
Es fühlt der Freund der Trennung bittre Wunden.

Doch darf die Zeit an eines sich nicht wagen:
Wenn selbst die Heimat längst dem Geist entflohen,
Wird noch dein Bild im Herzen dauernd leben.

Ich werd es treu in lichten Stunden tragen;
Und wenn des Unglücks finstre Wolken drohen,
Wird es noch licht mir vor der Seele schweben.

Heinrich A. Rattermann.

Geboren am 14. Oktober 1832 in Ankum, Westfalen. Kam 1846 mit den Eltern nach Cincinnati. Übernahm 1874 die Redaktion des „Deutschen Pionier" und gab 1886 das „Deutsch-amerikanische Magazin" heraus. Veröffentlichte seine Gedichte in verschiedenen Zeitschriften unter dem Pseudonym Hugo Raimund.

Das unterbrochene Opferfest. Vater Rhein, Sonettenkranz. Nordamerikanische Vögel in Liedern.

Der Sängerzaunkönig. — Sängerschlüpfer.

Troglodytes Bewickii, Audubon (1831).

Hörst du den kleinen Sänger dort:
„Awit, awit, awit!"
Rasch schlüpft er im Gebüsche fort,
Nun unterm Zaun, am sichern Ort
Singt er „tuit, tuit!"

Hell ruft das muntre Vögelein
„Awit, awit, awit!"
Zaunkönig bin ich, bin ja dein,
Du sollst die Königin mir sein.
„Tuit, tuit, tuit!"

Dann baun wir unser kosig Nest,
„Awit, awit, awit!"
Im Mai gepaart gibt Sommerruh,
Dann jauchzen wir voll Lust dazu
„Tuit, tuit, tuit!"

Merkst du den Sinn des Liedes nicht, —
„Awit, awit, awit!"
Das aus dem innern Herzen spricht?
Dann ist vergebens mein Gedicht.
„Tuit, tuit, tuit!"

Mein Lieb, wie ich auch locke laut —
„Awit, awit, awit!"
Mein süßes, liebes Minnetraut,
Wann wirst du meine holde Braut? —
„Tuit, tuit, tuit!"

Der Chuckwill — Chuckwillswidow. Klagenachtschatten.

Antrostomus Carolinensis, Gould (1838).

In der Abenddämmerstunde,
Auf der glatten Bai,
Segelt unser Boot die Runde,
An dem Wald vorbei.
Schon die ersten Sterne blinken
Auf am Horizont —
Da tönt's bei des Tages Sinken,
Rosig noch besonnt,
Tschuckarrawi!

Ist's ein Geisterruf im Haine,
Der uns fast erschreckt?
Ist's ein Cherokee [1]), den eine
Grabesstimme weckt? — —
Horch, da tönt es hier und dort auch
Aus dem dunkeln Busch,
Schneller jetzt, und langsam fort auch,
Und dann wieder husch:
Tschuckarrawi!

---

[1]) Cherokee (sprich „Tscherroki), ein Indianerstamm der Seminolen (die Tschuck-Cherokees, ehemals in Georgia und Florida ansässig), der, wie man sagt, nach dem Ruf dieses Vogels den Namen führte.

Mischend mit des Mimus[1]) Weisen
Rings den Wald 's erfüllt,
Um die stille Nacht zu preisen;
Und dann wieder schrillt
Dieser Vogelschall dazwischen. —
Chuckwill ist's, der laut,
Tief, tief aus Palmettobüschen
Ruft, wenn Nacht ergraut:
Tschuckarrawi!

Und wir segeln an dem Ufer
Jetzt die Bai entlang,
Freuen uns der nächt'gen Rufer
Und des Mimus Sang.
Weithin grüßt er aus der Ferne
Noch den Cherokee.
In die blaue Nacht der Sterne
Schallt sein Tschuckarrawi!
Tschuckarrawi!

[1]) Mimus (Mimus polyglottus), die amerikanische Spottdrossel, Mockingbird.

Heinrich Rembe.

Geboren am 24. Februar 1858 in Eisleben. Lutherischer Pfarrer in Hamilton, Ontario, Canada.
Aus der Einsamkeit einer canadischen Landpfarre. — Herz und Natur, neue Gedichte.

Erwachen.

Es hielt mich lang und fest umschlungen
Mit weichem Arm die dunkle Nacht;
Mit schwerem Traum hatt ich gerungen,
Nun bin ich dankerfüllt erwacht.

Ich grüße froh die Morgenhelle,
Die fern am Horizont sich zeigt,
Und seh, wie über goldne Schwelle
Die junge, stolze Sonne steigt.

Noch kämpft sie mit den finstern Massen,
Mit nächt'gem Dunst und Nebelflor;
Doch alles Dunkel muß verblassen,
Denn siegreich ringt sie sich empor.

Nun thront sie auf den Wolkenwänden,
Begrüßt von hellem Liederschlag. —
Grüß Gott! Auf deinen starken Händen
Trag du mich wieder, goldner Tag!

Abendrot.

Der Nacht entstieg der lichte Tag,
Schritt seine Bahn in stolzer Freude.
Der Vöglein heller Liederschlag
War seines Laufes Festgeläute.

Nun ist sein Siegesklang verhallt,
Und seine Jubellieder starben.
Wie lauschend stehen Flur und Wald
Im Abendschatten, purpurfarben.

Still schwand er wie ein schöner Traum,
Ist leis zur Ewigkeit gegangen.
Nur seines Mantels goldnen Saum
Ließ er am Horizonte hangen.

Heimat.

Ich habe die Heimat wiedergesehn!
Wo uralte, rauschende Tannen stehn,
Wo die Nachtigall schlägt ihr schluchzendes Lied,
Die Winde raunen durch Rohr und Ried
Und die Wildgans streicht über blaue Seen.

Wo drunten tief im dunklen Schacht
Das Wasser tropft und der Sprengschuß kracht,
Des Silberflözes feucht Gestein
Flimmert und schimmert im flackernden Schein
Und der Berggeist haust und der Kobold lacht.

Wo die Hütten rauchen und Funken sprühn
Und flüssige Schlacken die Nacht durchglühn,
Und weitherum durchs gesegnete Land
Sich schlingt der Felder leuchtendes Band
Im bunten Schmuck und saftigen Grün.

Du tausendliebes Heimatland,
Dir bot ich Gruß mit Herz und Hand.
Doch flüchtigen Fußes ich dich durchzog.
Mein Herz der Stätte entgegen flog,
Wo meine Kinderwiege stand.

Ins Vaterhaus trat ich wieder ein, —
Wie ward mir die Seele voll Sonnenschein!
Im schnellen, sehnsuchtsbeflügelten Lauf
Stieß ich die eichene Türe auf:
Wo bist du, liebes Mütterlein?

Und in des Gartens vertrautem Raum,
Wohlunter dem würzigen Wallnußbaum,
In der Laube zur traulichen Abendstund,
Da grüßt ich dich wieder mit Hand und Mund . . .
Still, sehnend Herz – es war ein Traum.

Glockengeläute der Ewigkeit.

Um Mitternacht war es; leis sang im Ried
Der Wind auf der Schilfesharfe sein Lied.

Vom Baum fiel trauernd Blatt um Blatt
Auf das welke Gefilde, todesmatt.

Da hört ich aus dem Raunen der Zeit
Das klagende Lied der Vergänglichkeit.

Doch über mir hoch im Äthermeer
Kreiste still das uralte Sternenheer.

Und ich sah durch den flimmernden Weltenschein
Scheu in die eigne Zukunft hinein.

So im Schauen versunken, leise erscholl
Ein wunderbar Tönen, tief und voll.

Und ich lauschte – und hörte in nachtstiller Zeit
Das Glockengeläute der Ewigkeit.

Es ist ein Reis entsprungen.

Zum stillen Wald war ich gegangen,
Als schon der Tag zur Rüste ging;
Auf grünem Zweig im Abendprangen
Der weiße Samt des Schnees hing.
Da hört ein Lied ich, frisch gesungen,
So recht nach froher Kinder Art:
Es ist ein Reis entsprungen
Aus einer Wurzel zart.

Es waren Kinder, die da schlugen
Ein Bäumchen für den heil'gen Tag
Und jetzt auf junger Schulter trugen
Den Festschmuck aus dem stillen Hag.
Vorfeier hielten sie im Walde
Und sangen nun den Weg entlang.
Gar hell und fröhlich schallte
Der alte, liebe Sang.

Die Augen füllten sich mit Tränen,
Ich dacht der holden Kinderzeit,
Und durch die Brust zog mir ein Sehnen
Nach jenen Tagen, ach! so weit.
Da hab ich oft das Lied gesungen
Und wohl und weh ums Herz mir ward.
Es ist ein Reis entsprungen
Aus einer Wurzel zart.

O liebes Lied, o fromme Weise,
Wie dehntest du die Seele weit,
Wie stieg bei deinem Klange leise
Aus Trümmern auf die alte Zeit!
Aufs neue hast du mich bezwungen,
Du Lied so herzig-schlichter Art:
Es ist ein Reis entsprungen
Aus einer Wurzel zart!

Erkenntnis.

In der Nacht, in der Nacht,
Wo Israels Hülfe sorgend wacht,
Erschien von unsichtbarer Hand
Geschrieben an meines Zimmers Wand
Das richtende „tekel upharsin":
Du bist gewogen, zu leicht erfunden.
O bittre Pein, o qualvolle Stunden,
Da ich mich selbst erkannt durch ihn,
Da ich stieg in meines Herzens Schacht –
In der Nacht.

In der Nacht, in der Nacht,
Wo still der Sterne flimmernde Pracht
Und des Mondes erborgter Schein
Fiel in mein einsam Gemach herein,
Füllend den Raum mit kaltem Licht, –
Da habe ich meine Liebe gewogen,
Womit ich Gott und die Welt betrogen.
Da fielen mir Tränen ins Angesicht,
Da hab ich mich, mich selbst veracht,
In der Nacht.

In der Nacht, in der Nacht
Ist mir in tiefster Seel erwacht
Der heiligen Liebe brennende Glut,
Entquollen an deiner Liebesflut.
Da, Herr, gabst du dich mir, ich dir,
O süße Zeit, o selige Stunden,
Da endlich mein Herz das deine gefunden
In warmer, heiliger Begier.
Da hat mir, Herr, deine Liebe gelacht –
In der Nacht.

Ernst Richard.

Geboren am 2. Juli 1859 in Bonn. Studierte in Marburg und Bonn klassische und germanische Philologie. Kam 1883 nach Amerika. Lehrer an der Columbia Universität. Dr. phil.

Alte Geschichten aus dem Mohawktal.

Joseph Kneiskerns Hochzeit.

Vom Mohawktal die Deutschen von alters sind bekannt,
Von Wilden und von Welschen befreiten sie das Land,
Des Franzmanns rote Hosen, des Wilden rote Haut,
Die hat man nicht zu häufig auf deutschem Bauernland geschaut.

Und als man für die Freiheit das Volk zu Waffen rief,
Von all den wackern Deutschen am Mohawk keiner schlief,
Die machten's wie die Ahnen mit Varus Römerheer
Und jagten die roten Jacken davon auf Nimmerwiederkehr.

Doch als das Land gereinigt von all dem roten Pack,
Da kehrten sie zufrieden zum Pfluge und zur Hack,
Die Hand, so stark im Kampfe, bestellte nun das Feld
Und zählte nach der Ernte wohl manchen blanken Taler Geld.

Und das ist bei dem Deutschen doch wohl das allerbest,
Daß, wenn er was verdient hat, er auch . . . was springen läßt,
So stellt auch bald am Mohawk der Deutsche Feste an,
Und wie bei Kampf und Arbeit steht er im Zechen seinen Mann.

Und galt es einer Hochzeit und galt es einer „Leich",
Wenn man nur feiern konnte, so war sonst alles gleich.
Und wie man sich vergnügte, man leicht erkennen mag:
Von allen diesen Festen war keines kürzer als drei Tag.

Von einer Hochzeitfeier die Chronika bericht,
— Wenn's nicht geschrieben stände, fürwahr, ich glaubt es nicht, —
Es war, als Joseph Kneiskern Hochzeit gefeiert hat,
Nun laßt uns staunend hören, was dorten sich begeben hat.

Man trank an einem Tage des Bieres dort drei Faß,
An Rum wohl hundert Flaschen und Wein nach gleichem Maß:
So viel hat man getrunken allda an einem Tag;
Was man an drein getrunken, ein jeder leicht ersehen mag.

Dort trank man nicht aus Gläsern — das ging nicht schnell genug! —
Aus Suppenlöffeln, Häfen, aus manchem Topf und Krug.
Doch während an den Tischen man fröhlich trinkt und ißt,
Die Jugend auf dem Boden des Tanzes nimmermehr vergißt.

Und einer von den Gästen, ein lust'ger junger Fant,
Als Georg Becker ist er der Chronika bekannt,
Der hat sich machen lassen zur Hochzeit neue Schuh,
Der Schuster sollte nehmen vom allerstärksten Leder dazu.

Der macht ihm denn die Schuhe, just wie er sie bestellt,
Mit kräft'gen, starken Sohlen, so wie's dem Baur gefällt;
„Wenn du die Schuhe durchtanzt," der Schuster schmunzelnd spricht,
„So mache ich dir neue, zu zahlen brauchst du dafür nicht."

— Die Hochzeit war vorüber, es war am Tag nachher,
Zur Werkstatt kommt der Georg, der Schuster lacht nicht mehr:
Denn ein Paar neue Schuhe umsonst er machen muß,
Weil durchgetanzt die Sohlen sind bis auf den nackten Fuß. —

Vom Mohawktal die Deutschen von alters sind bekannt,
Im Kampf und bei der Arbeit war schnell und stark die Hand,
Auch waren keine Mucker die Kerls vom alten Schlag.
Ihr Jungen von heutzutage, versucht, wer's ihnen gleichtun mag!

Das Lied von Christian Schell.

1781.

Die Saiten sollen klingen
Und schallen laut und hell,
Zum Lied, das heut wir singen,
Dem Lied von Christian Schell.

Wohl melden Preisgedichte
Von manchem General,
Doch schweigt noch die Geschichte
Von der Soldaten Zahl.

Von adligem Geschlechte
Wird mancher Held genannt,
Doch ihrer reis'gen Knechte,
Wer ist denn da bekannt?

Die Fürsten und Barone,
Die lobt man ohne End,
Wer baut dem wackern Sohne
Des Volks ein Monument?

Doch heut den Bauernsöhnen
Mein Lied erklinge hell,
Laßt's laut und frisch ertönen,
Das Lied von Christian Schell.

Als gen die stolzen Briten
Der Freiheitskampf entbrannt,
Der Christian inmitten
Der ersten Kämpen stand.

Oriskany sah streiten
Zehn Männer namens Schell,
Und neun zu Christians Seiten,
Die fielen auf der Stell.

Auch Christian an Wunden
Gar schwer darniederlag;
Bis Heilung er gefunden,
Das nahm gar manchen Tag.

Dann pflügt er seinen Acker,
Wie jener Römerheld,
Und Jahr für Jahr hat wacker
Er seine Saat bestellt.

Von rot und weißen Feinden
Ward er zwar oft bedroht,
Doch die zu plündern meinten,
Oft kamen selbst in Not.

Und niemals will's gelingen,
Er schlägt sie jedesmal;
Da wolln sie ihn bezwingen
Durch ihre große Zahl.

Der Indianer kamen
Und Tories viel heran,
Es zogen dort zusammen
Wohl vierundsechzig Mann.

Die Sichel in der Rechten,
Das Schwert zur linken Seit,
Zur Arbeit und zum Fechten
Der Christian ist bereit.

Sechs Söhne bei ihm waren,
Auf Arbeit nur bedacht,
Die Ernte einzufahren
Gilt's heute noch vor Nacht.

Doch einer von den Söhnen
Durch Zufall um sich sah,
Und plötzlich hört man's tönen:
„Der Feind, der Feind ist da!" –

Als sie die Menge sehen,
Erkennt die kleine Schar,
Daß hier zu widerstehen
Verlorne Mühe war.

Des Hauses starke Wände,
Die geben guten Schutz,
Dort bieten sie am Ende
Dem Feinde doch noch Trutz.

Nur die zwei Jüngsten spielen
Und sehn nicht die Gefahr.
In Feindeshand sie fielen,
Eh Rettung möglich war.

Die übrigen nun schaffen
Das Haus zur Festung um.
Die Feinde stehn und gaffen
Und spähen rings herum.

Von jeder Seit aus Scharten
Starrn sie Gewehre an,
Die Tories zagend warten,
Sie traun sich nicht heran.

Mit Kriegsgeheul und Schreien
Umkreisen sie das Haus,
Die Flintenläufe speien
Tod und Verderben aus.

So oft den Sturm sie wagen,
Mit ihrer ganzen Wucht,
Die fünfe drinnen schlagen
Die Menge in die Flucht.

Nun rennt mit schweren Balken
Man gen die Türen an.
Die drinnen nicht erschrecken,
Sie lassen keinen nahn.

Sie werfen Feuerbrände;
Doch da ist auf der Hut
Die Mutter; ihre Hände
Sind wohl zur Arbeit gut.

Im Kampfe einmal dringen
Die Feinde dicht heran,
Durch schmale Fenster zwingen
Sie ihren Flinten Bahn.

Schells Frau sah die Gewehre,
Holt schnell ein Beil herbei,
Mit eines Schlages Schwere
Brach alle sie entzwei.

Schon zieht mit ihrem Schatten
Die dunkle Nacht heran;
Die Eingeschlossnen hatten
Verloren keinen Mann.

Doch mancher war getötet
In der Belagrer Schar,
Das Gras vom Blut sich rötet,
Das dort geflossen war.

Grad vor dem Haus getroffen
Sank Hauptmann Mac Donald,
Gleich war die Türe offen,
Und er in Schells Gewalt.

Er ward ins Haus gezogen,
Eh sich's der Feind versah;
So mutig und verwogen
Nie eine Tat geschah.

Nachdem in seinen Händen
Des Feindes Führer ist,
Den Kampf nun zu beenden,
Braucht Christian eine List.

Vom Dache hört man tönen
Auf einmal Jubel hell:
Dort steht mit seinen Söhnen
Und jauchzt der Christian Schell.

Es ist, als ob sie blicken
Zum Tal des Mohawk hin,
Es scheint, dem Feind im Rücken,
Entsatz heran zu ziehn.

Der hat genug schon heute
An Wunden, Blut und Tod;
Schnell flieht er, ohne Beute,
Da neuer Kampf ihm droht.

Von Christian Schell noch heute
Spricht man im ganzen Tal:
Wie er den Kampf nicht scheute
Mit solcher Überzahl.

Wie er sie überwunden
Durch Tapferkeit und List. —
Der Platz, wo's stattgefunden,
Schells Busch noch heute ist.

Käthchen Merkle.

1780.

Im Tal von allen Mädchen war
Das schönste Merkles Käthchen,
Mit blauem Aug und blondem Haar,
Ein echtes, deutsches Mädchen.
Gar groß war ihrer Freier Zahl,
Doch traf ihr Herz noch keine Wahl.

Auch war's zum Kosen nicht die Zeit,
Wenn rings die Feinde drohten;
Vielleicht, wer gestern hat gefreit,
Liegt heut schon bei den Toten;
Wenn er auch süßre Lieb begehrt, —
Schon ist ihm angetraut das Schwert!

Seit Jahren tobt der wilde Krieg;
So oft der Feind vertrieben,
Ringt er aufs neue um den Sieg —
Zieht heim mit neuen Hieben; —
Doch auch der wackern Bauern Schar
Vermindert sich von Jahr zu Jahr.

So kommt's, daß mancher Überfall
Dem roten Feind gelinget;
Von manchem Hof im Mohawktal
Vergeblich Hilfruf klinget;
Der Kinder selbst schont nicht die Wut;
Verbrannt wird alles Hab und Gut.

So waren auch zu Käthchens Haus
Die Feinde oft gekommen,
Doch hatten sie nach hartem Strauß
Noch stets Reißaus genommen.
Denn wachsam war und stark und gut
Des Vaters und der Brüder Hut.

Doch einst, als noch nicht allzulang
Der Feind zurückgetrieben,
Die Ernte war im vollen Gang,
Die Fraun im Haus geblieben,
Und niemand hätt gedacht, gesagt,
Daß es der Feind noch einmal wagt,

Da hat er plötzlich über Nacht
Sich sacht herbeigeschlichen,
Und als das Haus nun unbewacht,
Ist nicht viel Zeit verstrichen,
Da stürzen auch mit Kriegsgeschrei
Die Indianer schon herbei.

Im Nu in Flammen steht das Haus;
Die Kleinen in den Armen
Entsetzt die Frauen fliehn heraus;
Dort gibt es kein Erbarmen:
Der Wilden Wollust lechzt nach Blut,
Und nichts verschont mehr ihre Wut.

Schön Käthchen hat umsonst versucht,
Dem Feinde zu entrinnen,
Kaum wendet sie den Fuß zur Flucht,
Das Freie zu gewinnen,
Als eine Streitaxt trifft ihr Ziel,
Und tot die Schöne niederfiel.

Der Mörder mit Triumphgeschrei
Und siegesfrohen Sprüngen,

Mit blankem Messer eilt herbei,
Den Kampfpreis zu erringen:
Mit solcher Pracht von seidnem Haar
Kein Skalp je in den Wigwams war.

Schon greift ins Goldgelock die Hand,
Zum Schnitt bereit die Klinge,
Da plötzlich hält er wie gebannt,
Als ob ihn Zauber zwinge —
Und wohl ist's Zauber, der ihn zwingt
Und seiner Hand den Stahl entringt.

Solch Schönheit, nie zuvor gesehn,
Ist ihm ins Herz gedrungen.
Schön Käthchen, auch im Tod noch schön,
Hat seine Wut bezwungen —
Sein bessres Selbst dem Wilden wehrt,
Daß er solch süß Gebild zerstört.

Gefesselt kniet er ihr zur Seit,
Am Anblick sich zu weiden;
Die Stammgenossen sind schon weit —
Er kann nicht von ihr scheiden.
Die Feinde nahn; — er mag nicht fliehn,
Sinkt tot zu seinem Opfer hin.

Mathias Rohr.

Geboren 1840 zu Zemmer bei Trier. Besuchte das Schullehrerseminar in Brühl, war dann Lehrer in Bitburg und wanderte 1868 nach Amerika. Seither in Buffalo, N. Y., Redakteur des „Täglichen Buffalo Volksfreund". Seit 1886 Generalagent der Germania-Lebensversicherungsgesellschaft für den Westteil des Staates New York. „*Am Niagara*" wird im Laufe des Jahres in Buchform erscheinen.

* Staub bist du.

Der Wind saust durch die Gassen,
In Wirbeln tanzt der Staub,
Besprenkelt Gras und Blumen
Und auf dem Baum das Laub.
Da wirbeln mit Mogule,
Magnat und Millionär; —
Wie balde auch, wie balde
Fliegst du als Staub umher.

* Der Indianer im Armenhaus.

(Nach einer Zeitungsnotiz.)

„Wilde" hat man uns genannt; —
O wie sind wir zahm geworden,
Seit der Bleichgesichter Horden
Unser großes Heimatland
Durch der Waffen Übermacht
Frevelhaft an sich gebracht.
Und nun stirbt im Armenhaus
Traurig unsre Rasse aus.

Was die Kugel und das Schwert
Von uns übrig noch gelassen,
Im ungleichen Kampf der Rassen,
Haben grausam rasch verzehrt
Feuerwasser, wüste Seuchen,
Mit der Weißen Lasterbräuchen,
Und nun stirbt im Armenhaus
Traurig unsre Rasse aus.

Meiner Ahnen Wigwam stand
Mitten in des Urwalds Lichtung,
Und nach jeder Himmelsrichtung
Herrschten frei sie in dem Land,
Bis die Bleichgesichter kamen,
Land und Freiheit ihnen nahmen, —
Und nun stirbt im Armenhaus
Traurig unsre Rasse aus.

Einst so stolz und stark und reich
In dem Bund der Irokesen; –
Keine sind uns gleich gewesen
In des Manitu Bereich.
Goldnen Korns voll unsre Felder,
Wildpret füllte unsre Wälder, –
Und nun stirbt im Armenhaus
Traurig unsre Rasse aus.

Hin ist auch des Urwalds Pracht:
Über kahle Bergeshöhen
Kohlenrauch und -dünste wehen
Aus des Feuerrosses Schacht.
Reh und Hirsch sind längst geflohen
Vor der neuen Macht, der rohen, –
Und es stirbt im Armenhaus
Traurig unsre Rasse aus.

Großer Geist, o Manitu,
Höre unsre Sterbelieder! –
Aus den Jagdgefilden wieder
Winke du uns freundlich zu!
Lieber ist der Toten Wohnung
Uns als diese Heuchelschonung, –
Die da läßt im Armenhaus
Sterben unsre Rasse aus.

* Die Rauhen Reiter.

Wir sind die Rauhen Reiter, früh auf ums Morgenrot,
Wir satteln mit der Sonne; wir sind des Spaniers Tod.

Wir sind vom rauhen Westen, vom feinen Osten her;
Wir reiten wie der Prärie wild brausend Flammenmeer.

Wir sammeln uns zum Streite auf Roosevelts lauten Ruf;
Bald zittert rund die Erde von unsrer Rosse Huf.

Wir nennen ihn bloß „Teddy", weil's just ihm so gefällt.
Wir würden mit ihm reiten wohl um die weite Welt.

Von Tampa ging's aufs Wasser, wir tranken keins davon,
Was Rauhe Reiter trinken, das weiß man lange schon.

Wir fahren hin nach Cuba und denken an die „Maine".
Gott gnade euch Hidalgos, bald werdet ihr was sehn!

Jetzt winken Cubas Palmen, die Spanier winken nicht,
Sie blasen blaue Bohnen uns um das Angesicht.

Sie schossen und sie trafen manch rauhen Reiterheld.
Wir gaben's ihnen wieder mit reichlichem Entgelt!

Das war ein heißes Ringen dort bei Las Guasimas,
Da gaben wir dem Spanier den letzten Aderlaß.

Der „Teddy" kommandierte: „Nicht fluchen, sondern schießt!"
Ein frischer Kugelhagel die Feinde da begrüßt.

Bergan nach Santiago ging's dann im Sturmeslauf,
Dort hißten wir die Fahne, rot, weiß und blau, flugs auf.

Die Freiheit war errungen der neuen Nation,
Drum ziehn die Rauhen Reiter mit frohem Stolz davon.

Nur „Teddy" ritt noch weiter, er ritt ins Weiße Haus;
Vom ganzen Volk empfangen grüßt ihn Hurrahgebraus.

Lina Romberg (Geborene Perlitz).

Geboren 1843 in Leitzkau bei Magdeburg. Im Jahre 1849 wanderten die Eltern in Texas ein und wurden Farmersleute. Vermählte sich 1867. Lebt noch heute als Farmersfrau auf der elterlichen Heimstätte in Freyburg, Texas.

* Die alte Farm.

(An meine Schwester.)

Zum ersten Male wieder, seit manchem langen Jahr,
Sah ich die alte Heimat, die uns so teuer war.
Dich, Schwester, soll ich grüßen aus ferner Kinderzeit,
Von moosbekränzten Eichen im zarten Frühlingskleid.

– Das Haus, die trauten Räume sind jetzt so hell und licht!
Die Eltern und die Brüder – die Lieben sah ich nicht! –
Es leben neue Menschen in einer neuen Zeit,
Und walten auf dem Hofe in froher Tüchtigkeit. –

Am Wasser unsre Bäume, umrankt von wildem Wein,
Sie waren längst verschwunden, die Ufer stürzten ein,
Und so versank der Spielplatz. Doch hinter steiler Wand
Erblühten blaue Blumen, die ersten, die ich fand.

Da sprang mein jüngster Knabe hinab mit leichtem Fuß
Und reichte seiner Mutter den holden Frühlingsgruß.
Des Vaters Stolz: die Zedern, für mich ein heil'ger Hain.
Mir ward zumut, als trät ich in Gottes Tempel ein.

So waren sie gewachsen und ragten stolz und schön
Und rauschten Waldeslieder vom Werden und Vergehn.
Wohl drängten heiße Tränen, voll Schmerz, gemischt mit Lust,
Doch hielt ich sie gebändigt, gefangen in der Brust.

Vom Kampf mit diesen Tränen mir noch die Seele glüht: –
Dir send ich diese eine, verwandelt in ein Lied.

* Konflikte.

Wie in der Nadel, die nach Norden weist,
Ein tief geheimnisvolles Sehnen wohnt,
So strebt auch nach dem Recht der Menschengeist.
Nur Pflichterfüllung ihn mit Frieden lohnt.

O hüte dich, daß in des Herzens Raum
Die Wünsche nie an niedrer Selbstsucht kranken.
Unrecht, und lebte es auch nur im Traum,
Beirrt die Nadel, läßt sie seitwärts schwanken.

Und richte deinen Kompaß stets aufs neu,
Daß frei beweglich drin die Nadel schwebe;
Daß ihre Spitze unentwegt und treu
Dem Pol der Geisterwelt entgegenstrebe. –

Doch sei dein Wollen noch so echt und rein,
Und denkst du nie zu straucheln und zu irren,
Konflikte brechen über dich herein,
Wenn sich die Pflichten kreuzen und verwirren.

Zwei Pflichten fassen deine Seele an,
Und nur für eine kannst du dich entscheiden;
Sie halten beide dich in ihrem Bann:
„O! welche ist die wichtigste von beiden?

– Wo ist der rechte Weg?“ so fragst du bang,
„Und sei er noch so schwer, ich will ihn gehen!“ – –
Du weißt es nicht, und doch mit heißem Drang
Heißt dich das strenge Schicksal vorwärts gehen.

Und du entscheidest! – Ob's das Rechte war,
Das in der Seele Aufruhr du erwählt?
Du weißt es nicht, es wird erst später klar,
Ob du den Weg, den rechten Weg – verfehlt.

Und wenn du irrtest, wenn du nicht durchschaut,
Wohin des Labyrinthes Gänge führen,
So hast du doch des Herzens Zug vertraut, –
Dem Zug nach oben, den wir in uns spüren.

Und irrtest du, so trage dein Geschick!
Hast du das Rechte nur gewollt in Treue,
So wirst du trauern um verlornes Glück,
In heißem Schmerz; doch ohne Schuld und Reue.

Gustav Rommel.

Geboren am 14. Juli 1848 in Königseggewald, Württemberg. Studierte Theologie und Philosophie im katholischen Wilhelmsstift der Universität Tübingen. Nach bestandenem Examen trat er aber in das Kameralfach über. Kam 1877 nach Amerika, wo er in New York einige Jahre sich dem Lehrfach widmete. Seit 1879 in Verbindung mit der Germania-Lebensversicherungsgesellschaft. Gab 1904 zum 25jährigen Jubiläum eine Anzahl Gedichte in deutscher, englischer und lateinischer Sprache heraus.

Frauenlob.

(Frei nach Uhland.)

Preisend mit viel schönen Reden
Ihrer Frauen Glanz und Wert,
Saß ein halbes Dutzend Männer
Jüngst im „Krug zum goldnen Schwert“.

„Eine Schönheit“ – sprach der erste, –
„Ist die meine, wunderbar;
Elfenfüßlein, Feentaille,
Demantaugen, goldnes Haar!“ –

„Eine Künstlerin ist meine“
– Sprach der zweite – „am Klavier.
Ihre Finger zaubern Töne
Zum Entzücken dir und mir.“ –

„Meine schätzt“ – so sprach der dritte, –
„Wissenschaft als höchstes Gut:
Kürzlich hat sie ja bekommen,
Wie ihr wißt, den Doktorhut.“ –

Drauf der vierte: „Alle Frauen
Schlägt an Rednerkunst die mein,
Stets wird sie, wo Fraun was gründen,
Präsidentin vom Verein.“ –

„Sport treibt meine," sprach der fünfte,
„Reitet, rudert, radelt, ringt,
Ficht, spielt Skat; und jede Leistung
Alle zur Bewundrung zwingt."

Drauf den sechsten, der verlegen
Lauschte, alles ringsum frug:
„Bruder, kennst du nichts an deiner,
Was du rühmst mit Recht und Fug?"

„Meine Frau, sie strickt mir Strümpfe,
Gute Kost gibt's früh und spat;
Lieb und Frohsinn sind die Trümpfe,
Die sie auszuspielen hat."

Rasch die fünfe sich erhoben,
(Tränen rollten in den Bart) –
„Hoch! – dein Weib muß jeder loben,
Die ist noch von echter Art!"

Das letzte Glas.

Zipf, Zapf! Dreh den Hahn,
Wirt, ein Glas für alle!
Singe, wer noch singen kann,
Wer's nicht kann, der lalle!
Brüder, morgen kommen wir
Nicht so jung zusammen,
Drum laßt heut noch glühen hier
Unsres Lebens Flammen!
Fröhlichkeit war unser Ziel,
Unsre Losung „Freude";
Vivat, wer ein Gleiches will!
Pereat dem Neide!

Kling, klang, Gloria!
Wie soll das noch enden?
Stets ist Frau Pecunia
Falsch mit uns Studenten.
„Mittags lacht uns an ihr Bild,
Wir gehn mit ihr zechen;
Geht's nach Haus, dann wird sie wild,
Und wir müssen blechen."
Futsch ist futsch! Was solln wir da
Um Moneten klagen?
„Morgen läßt der Kaiser ja
Wieder neue schlagen."

Bim, bam! Läute Glas!
Brüder, stoßt zusammen!
Freundschaft lebe! Fort mit Haß
In der Hölle Flammen!
Glücklich, wer ein Lieb hat, das
Selig von ihm träumte,
Während hier sein letztes Glas
Freudig überschäumte.
Brüder, setzt nun an und trinkt!
Schickt zum Styx die Sorgen!
„Neue Lust dem Burschen bringt
Jeder neue Morgen."

Sommerabend.

Dämmrung sinkt nun,
Einsam blinkt nun
Hier und dort ein bleicher Stern;
Dunkler färben sich die Fluten,
Sacht ersterben Purpurgluten
In des Wests lichtgoldner Fern.

Zephyrkosen
Wiegt die Rosen
Mild in Mondlicht-Märchentraum;
Felsenwände, Wald und Matten
Tauchen stumm in nächt'ge Schatten;
Vöglein-Sang erstarb im Baum.

Süßes Schauern,
Seltsam Trauern
Senkt sich in des Wandrers Herz: –
Vater überm Sternenheere,
Vater überm Weltenmeere,
Du allein heilst jeden Schmerz!

Matrosenliebe.

Bei Friesland stieß mein Schiff vom Heimatstrande,
Die bleichen Segel schwoll des Ostwinds Wehn;
Noch einmal sah zurück ich nach dem Lande,
Traut klang ans Ohr der Ruf: „Auf Wiedersehn!“
Vom Ufer trennte sich das Schiff gemach,
Zum Gruß manch Tüchlein flatterte im Winde,
Und weinend sah mir 's Jugendliebchen nach: –
„Schirm du sie, Herr, daß ich sie wiederfinde!“

Nun zieht mein Schiff, entfernt viel hundert Meilen
Vom Heimatort, in klarer Sommernacht
Lautlos durchs Meer ohn Rast und ohne Weilen.
Am Maste lehnend halt ich einsam Wacht.
Nach Ufern führt mich's, unbekannt und fern,
Indes ich träume von dem holden Kinde;
Ist fern sie auch, mir strahlt ein goldner Stern:
Der Hoffnungsstern, daß ich sie wiederfinde.

Horch, fernher tönt jetzt dumpfes Donnerhallen,
Es naht ein Sturm, und wild das Meer erbraust;
Die Blitze glühn, die Wetterwolken wallen,
Die Segel flattern, vom Orkan zerzaust.
Bald auf, bald nieder jagt im Sturm mein Schiff,
Auf Wogen tanzend und gepeitscht vom Winde; –
Doch, bringt auch Tod mir Sturm und Felsenriff,
Mir sagt mein Herz, daß ich sie wiederfinde.

Hermann Rosenthal.

Geboren 1843 zu Friedrichsstadt, Kurland, Rußland. Übersetzte schon in seiner Jugend eine Anzahl größerer Gedichte der hervorragendsten Vertreter der modernen russischen Literatur, schrieb mehrere Novellen und begründete 1878 in Kiew das russische Tagblatt „Saria“. Kam 1881 nach New York. Gab mit Konrad Nies die „Deutsch-amerikanische Dichtung“ heraus. War Sekretär der Baron-Hirsch-Gesellschaft zur Unterstützung der aus Rußland vertriebenen Juden. Mitarbeiter an der „Jewish Encyclopedia“. Bibliothekar an der Astor-Library in New York.

Gedichte. – Koheleth oder Worte des Sammlers, aus dem hebräischen Urtext in deutsche Reime gebracht.

* Abendlied.

(Aus dem Russischen des S. Nadson.)

Rings fallen tiefe Schatten nieder,
Den Garten hüllt der Nebel Duft!
Doch friedlich träumt der duft'ge Flieder,
Schon trunken von des Lenzes Luft.

Die Pappel läßt die Zweige sinken
Und schlummert still am Bachesrand;
Der Himmel, wo die Sterne blinken,
Erstrahlt im blauen Lichtgewand.

Schlaf ein, der du vom Glück verlassen;
Schlaf ein, schon müd von Sorg und Leid!
Schlaf ein, den Angst und Not erfassen;
Gedrückt, zerknickt von Kampf und Streit!

Die Zweifel, die wie gift'ge Schlangen
Die Brust zerfleischt erbarmungslos,
Entfliehn, wenn Träume dich umfangen;
Dann ruhst du sanft in ihrem Schoß.

Schlaf ein, um morgen aufzuleben
Zu neuem Kampf mit neuer Kraft,
Um rasch dich wieder zu erheben,
Wenn neu der Sturm dich niederrafft!

Und mutig steure, ohne Sorgen, –
Des Lebens Woge schreck dich nicht! –
Dahin, wo schon der helle Morgen
Sich rosig Bahn durch Wolken bricht.

Wo bald des Wissens Licht und Klarheit
Verscheucht die Finsternis der Nacht,
Wo bald der Sonnenstrahl der Wahrheit
Erglänzt in hehrer Frühlingspracht.

* In der Prairie.

Durch die Prairie braust es sanft, gelinde!
Stillen Frieden wehen warme Winde,
Goldnen Zauber fächeln milde Lüfte,
Wilde Blumen hauchen Balsamdüfte.
Hoch am Himmel glänzen tausend Sterne,
Süße Weisen tönen aus der Ferne.
Und mit diesem Geisterchor, dem schönen,
Mag zugleich mein still Gebet ertönen:

„In dem Lärm des wildbewegten Lebens
Sehnt ich mich nach Ruhe stets vergebens,
Und da hab ich mich zu dir gewendet!
Nun, da meine lange Bahn vollendet,
Opfr ich alles, was ich je besessen;
Lehr mich nur vergeben und vergessen –
Bringe mir, dem Wandersmann, dem müden,
Nun den langersehnten, stillen Frieden."
. . . .
Tausend Sterne seh ich freundlich schimmern!
Aber durch die Prairie zieht ein Wimmern,
Geht ein banges, schauervolles Trauern
Guter Geister, die mein Leid bedauern;
Die mein schönes Glück aus frühern Tagen
Voller Güte still mit mir beklagen.
Und die Winde jammern: „Ruh und Frieden
Findet nie ein Erdensohn hienieden."

* Erinnerung.

Dieses wilde Sturmgetose hat die Ruhe mir genommen,
Und die Nacht, die ruhelose, läßt den süßen Schlaf nicht kommen.
Mitternacht ist längst vorüber! Immer düstrer, immer trüber
Steigen Bilder und Gestalten, die den Sinn gefangen halten,
Aus dem dunklen Nebelflor längstverschwundner Zeit empor.

Doch warum bewegt mich immer dieses Nordwinds hohle Klage?
Warum mahnt mich sein Gewimmer an verflossne Jugendtage? –
Jenen wohlbekannten Tönen, die mir stets im Ohre sausen,
Gleicht so sehr des Sturmwinds Stöhnen, gleicht des Nordwinds dumpfes Brausen,
Da er wieder, wild empört, rasend durch die Prairie fährt.
Und die grauen Nachtgefilde wecken nun Erinnerungen
An Sibiriens Schneegebilde, an die Freunde, die gezwungen,
Fern dem Ziele, in den Schachten, im Exile nun verschmachten.

Milde Frühlingslüfte wehten dazumal in allen Landen,
Und die Jugend in den Städten war zur Freiheit auferstanden.
Zur Erlangung ihres Zieles, da der Zukunft Strahlen lachten,
Hatten sie erwartet vieles; hoch und höher ging ihr Trachten.
Doch was alles mit den Jahren Schönes, Edles sie verrichtet,
Hat der Wille eines Zaren, des Gewalt'gen Macht vernichtet.

Nach Dakotas Schneegefilden, fern dem Ziele, fern den Lieben,
In die Prairie – unter Wilden, – hat auch mich mein Los vertrieben.
Hör ich nun den Nordwind stöhnen, gleich erwacht mein schwerer Kummer,
Und die Sorgen und das Sehnen scheuchen fort den süßen Schlummer.

* Letzte Liebe.

Du bist die Tropensonne, deren Flammen
Des Spätherbsts Laub versengen auf der Flur.
Die Knospen fallen bald zu Staub zusammen,
Der Wind verweht der letzten Blüten Spur.

Du bist die Tropensonne, deren Gluten
Im müden Herzen neue Lust entfacht;
Die Wunden brennen, und es muß verbluten
Bei all dem Glanze deiner Strahlenpracht.

Johannes Ernst Rothensteiner.

Geboren im Januar 1860 in Saint Louis. Brachte als Kind vier Jahre in der Heimat seines Vaters, Tirol, zu. Bezog 1875 das Salesianum bei Milwaukee und wurde 1884 zum Priester geweiht. Seit 1887 Pfarrer in Fredericktown, Missouri.

Hoffnung und Erinnerung, Lieder aus Amerika. — Indianersommer, neue Lieder und Gedichte.

Der Grollende.

Wie drohend sich der Himmel senkt,
Von Wolken ganz behangen:
Mein Herz des alten Grolls gedenkt,
Kommst du so stolz gegangen.

Vergessen läßt's mich nimmermehr,
Was ich von dir erduldet;
Mein Glück ist tot, das Leben leer;
Und du, du hast's verschuldet.

Wildfeurig heischt mein blutend Herz
Für Schmach und Unbill Rache:
Und wenn du nun im wilden Schmerz
Aufstöhnst, der Pein ich lache . . .

Doch . . . schau ich dir ins Angesicht,
Verstummt des Grolls Hyäne,
Und ach, aus meinem Auge bricht,
Wie dir, die heiße Träne.

Auch du hast bittern Harm gekannt,
Einsam auf deinen Wegen:
Mir ist, als sollt ich meine Hand,
Wie einst, in deine legen.

Und wieder lockt, wie einst im Mai,
Das reiche, schöne Leben:
Schlag ein! und was uns trennte, sei
Vergessen und vergeben.

Wie Acoma gewonnen ward.

(Episode aus der spanisch-amerikanischen Geschichte 1629.)

Es hüllt des Mittags grellflimmernder Schein
Die Wildnis in Todesschweigen.
Verschrumpfte Kaktus im öden Gestein
Und Büschel von dürren Zweigen;
Ein weites Meer von Geröll und Sand,
Das wellenkräuselnd erstorben.
Und drinnen ein Eiland, mit schroffer Wand,
Vom Wüstengrauen umworben.

Bald überhängend, bald schräg anstrebt
Der Fels in zerrissenen Massen,
Und eine Stadt am Gipfel klebt
Mit Hallen und Mauerterrassen.
Wie ein Falke späht die Festung hinaus,
Ob fernher unaufhaltsam
Hispanier nahn durch der Wüste Graus,
Wildstürmend und gewaltsam.

– Einst brachten die eisernen Männer zu Fall
Die Mauern in rächendem Grimme;
Kaum ahnten wir beim Hörnerschall,
Daß der Feind die Felswand erklimme.
Da raste furchtbar schon der Brand,
Entsetzlich das Blitzen und Knattern.
Drum spähe, mein Falke, nur immer ins Land,
Ob wieder die Fahnen flattern.

Und siehst du nicht dort am Himmelsrand
Von wirbelndem Staub die Wolke?
Wohl zieht des Weges im Sonnenbrand
Ein Mann vom verhaßten Volke.
Bald folgen die schrecklichen Reiter ihm nach,
Wildprächtig, mit flatternden Zeichen,
Die einst statt Frieden uns brachten Schmach,
Hinrasselnd über Leichen.

Da naht ein Padre, sonnverbrannt,
Verstaubt, im braunen Gewande,
Ein Kruzifix am Gürtelband,
Und er schaut zum Klippenrande,
Wo lärmende Krieger mit Weib und Kind
In buntem Gedräng erscheinen;
Doch, wie er rüstig den Aufstieg beginnt,
Begrüßt ihn ein Hagel von Steinen.

Hoch richtet sich auf die Kraftgestalt,
Es funkeln die Augen im Zorne;
Des Spaniers feurig Blut aufwallt
Aus treuumfriedetem Borne
Kampfmutigen Herzens; doch wieder gestillt
Ist bald das Wallen und Sieden: –
– Was zagst du, dem der Herr ein Schild? –
Was zürnst du? Du bringst ja den Frieden.

Wohl ist der Felsen hart und rauh,
Noch rauher und härter die Wilden;
Doch prangen sollen im Gnadentau
Die Höhen gleich Sarons Gefilden,
Wo taufrisch Rosen und Lilien blühn,
Und huldigen dir, mein Heiland;
Drum segne du mein heißes Bemühn,
Befruchte das Felseneiland! –

Schon hat des Priesters Aug erspäht
Den Felsensteig nach oben,
Der schwindelnd von Vorsprung zu Vorsprung geht;
Doch weh, die Wütenden droben
Verwehren ihm Zugang, und bald, gar bald
Abstürzen muß er vom Hügel.
Doch aufwärts drängt ihn der Liebe Gewalt,
Wohl schirmen ihn Engelsflügel.

Und mögen wie Schloßen ihn Stein und Pfeil

Wildsausend und schwirrend bedrängen,
Er schwingt sich zum Vorsprung hinan, wo steil
Die Klippen hoch überhängen.
Hier betet noch einmal um Schutz der Held
Zum Herrn, der die Herzen lenket —
Da gellt ein Schrei, und ein Schatten fällt,
Wie wenn ein Adler sich senket.

Und sieh, an des Abgrunds schwindelndem Rand
Da bleibt's wie ein Bündel liegen,
Ein Kind entstürzt von der Höhe zum Sand
Des Vorsprungs, den er erstiegen.
Schnell faßt das zitternde Kind sein Arm
Und trägt es hinan die Stufen,
Wo scheu ihn empfängt der Kriegerschwarm,
Die Mütter mit Dankesrufen.

Verweht ist den Herzen der letzte Groll,
Wie das Mägdlein vertraulich ihn anlacht;
Nun lauschen die Wilden ehrfurchtsvoll
Dem Boten, der tief in Andacht
Verkündet, wie Jesus auch ihrer gedacht,
Als er sein Herzblut vergossen,
Und wie aus dem Werk, das er vollbracht,
Die Wundersaat entsprossen.

Wohl blieb der Felsen hart und rauh,
Doch mildreich wurden die Wilden;
Hell prangten bald im Gnadentau
Die Herzen gleich Sarons Gefilden;
Vom leuchtenden Himmel überdacht
Entsproßte, zur Wonne des Heilands,
Der Rosen und Lilien Wunderpracht
Dem Boden des Felseneilands.

Und spurlos ist in Sturm und Braus
Manch Prachtwerk untergegangen,
Doch immer noch schaut die Stadt hinaus
In lichtem Jugendprangen;
Fort lebt in den Herzen immerdar
Die Kunde, von Sagen umsponnen,
Wie einst der Padre so wunderbar
Die Festung dem Herrn gewonnen.

Die Kaktusblüte.

Den Kaktus seht im Brand der Wüste,
Ein stachlichtes Gerippe nur!
Kein Tauwind, der ihn freundlich grüßte,
Den Eremiten der Natur.

Fest eingeklemmt in Felsenspalten
Scheint jeder Lebenstrieb erstarrt:
Mit Staub bedeckt die Runzelfalten,
Da sehnlich er der Blüte harrt.

Und endlich fühlt den Saft er drängen
In seinem Innern voller Macht:
Ein Knöspleín sieh die Rinde sprengen
Beim Zauberruf der Sommernacht.

Und voller wird's von Stund zu Stunde;
Es kreist der Saft in heißem Lauf.
Da geht ein Leuchten durch die Runde,
Da geht das schöne Wunder auf.

Viel süßer als die Südlandsrose
Und leuchtender als Lilienpracht
Im Mondlicht blüht die makellose,
Die Königin der Wüstennacht.

Doch wirren Spiels beim Morgengrauen
Durchs Wüstenland die Dolde treibt,
Verschrumpft und trostlos anzuschauen
Das stachlichte Gerippe bleibt.

Nur duftig haftet im Gemüte
Das Märchen seiner kurzen Pracht,
Bis wieder einst die Wunderblüte
Sich öffnen mag der Sommernacht.

Lord William Beresford.

„Zu Roß, zu Roß!" – der Hauptmann spricht's,
Aufschnellend zum Reitervolke;
In dunklen Reihn aus dem Buschwerk bricht's,
Wie eine Gewitterwolke.

„Rasch, rasch, gesattelt, auf und davon!
Nun heißt es, ums Leben geritten;
Die Zulus wähnen, sie haben uns schon
Den Rückzug abgeschnitten."

Nun trapp, trapp, trapp, dann im wilden Galopp
Quer über die Heide wir fliegen,
An den Wilden vorbei zum Ulundikop,
Wo im Lager die Unseren liegen.

Dumpf dröhnt der Boden vom Rossegestampf;
Die Waffen zur Seite klirren;
Ihr hurtigen Reiter in Staub und Dampf,
Hört, hört, wie die Lanzen schwirren!

Und weiter und weiter in wildem Ritt;
Wir lachten der Wurfgeschosse;
Da knattert's von fern; mich traf's, und ich glitt
Hilflos von meinem Rosse.

Das Bein zerschmettert; nun ist's vorbei;
Rings blitzen die schrecklichen Lanzen,
Und teuflisch mit gellendem Jagdgeschrei
Die Schwarzen ihr Opfer umtanzen.

Im Staub entschwand der Reitertroß; –
Doch sieh, mit verhängtem Zügel
Dort jagt zurück auf dampfendem Roß
Ein Reiter, als trügen ihn Flügel.

Der Hauptmann selber – das war mein Glück;
Vor seines Revolvers Drohen
Scheu weichen die ersten Stürmer zurück;
Wie Brände die Augen lohen.

Rasch hebt er mich in den Sattel hinauf,
Mit einem Fuß im Bügel;
Dann schwingt er sich nach, und in donnerndem Lauf
Geht's über Heide und Hügel.

Ein dumpfes Heulen, tierisch wild,
Ein Sturmwind von zischenden Speeren;
Wohl mocht ein Engel mit goldenem Schild
Den Blitzen des Todes wehren.

Und endlich, endlich ritten wir ein
Zum Lager beim Zapfenstreiche,
Mein Hauptmann strahlend im Abendschein,
Ich hilflos, gleich einer Leiche.

Er ging und kam; kein einzig Wort
Vom Wagstück durft ich melden. –
Das war Lord William Beresford,
Der Held vor allen Helden.

Spätes Glück.

O Glück, das ich so lang erstrebt,
In jugendheißem Drang, –
Nun, da mein Sehnen abgelebt,
Nahst du mit leisem Gang.
Was soll es noch! Ich lernte längst,
Wie leer die Träume sind,
Wo du mit voller Glut umfängst
Das ahnungsreiche Kind.

Gewartet hab ich, o so lang,
In finstrer Ungeduld:
Dann warb ich scheu und sehnsuchtsbang
Um deine Lieb und Huld:
Vergebens war all mein Bemühn;
Du triebst mit mir dein Spiel;
Nun mag die Hoffnung nicht mehr glühn
An meinem Lebensziel.

Doch eile nicht, – o komm herein
Zum ausgebrannten Herd!
Ein Kindlein laß mich wieder sein,
Das Sonn und Mond begehrt:
Vielleicht, daß noch verborgen ruht,
Im Aschenhauf, verstaubt,
Ein Funke jener alten Glut,
Die alles hofft und glaubt.

Wohl hab ich treulos dich genannt,
Von Harm und Schmerz berührt,
Wenn du am leichten Gängelband
Mich hin und her geführt:
Mein Leben schien so todesfahl,
Erstorben mein Gemüt,
Nun flackert's auf an deinem Strahl,
Wie's jugendhell geglüht.

So spät, so spät, – und doch und doch, –
Wie bist du wunderhold!
Im müden Herzen rinnt ja noch
Das Blut, wie flüssig Gold:
Drum weile, weile, süßes Glück,
Bis uns der Abend kommt, –
Und täusch die Jugendzeit zurück;
Denn selbst die Täuschung frommt.

Die Rache der Indianerin.

Es war in Santa Fé; wir weilten
Im Richtersaal zum Zeitvertreib,
Da sollten wir die Heldin schauen
Im alten Indianerweib.

Sie stand, ein Bild des tiefsten Jammers,
Als Zeugin vor dem Schwurgericht,
Und wie unheimlich Wetterleuchten
Zog's um die Furchen im Gesicht.

Ein wilder Trieb schien sich zu regen
In ihrer Brust, und unverwandt
Zur Schranke starrte sie, wo José,
Der Mörder ihres Sohnes, stand.

Wie reckt die Tigerin zum Sprunge
Den hagern Leib, und Flammen sprühn
Die Augen; ach, wie heiße Lava
In jedem Glied die Adern glühn.

Und zitternd fährt die Hand zum Busen;
Auf ihren Lippen kämpft die Flut
Des heißen Grolls; doch ausgerungen
Ist nun der Kampf mit Christenmut.

Es hält ein Kruzifix in Händen
Die Frau, und blickt es flehend an:
„Mein Heiland, sieh, ich will verzeihen
Ach, allen, die mir Leids getan,
Und jenem auch, dem feigen Mörder,
Der mir mein Kind, mein Licht, geraubt;
O wandle du den Fluch zum Segen,
Zum Segen auf sein elend Haupt!

Was hatte Manuel verbrochen, –
Daß, José, du verspritzt sein Blut?
Wohl war er manchmal wild und trotzig,
Doch immer hilfreich, lieb und gut.

Er war die Stütze meines Alters,
Mein Herzenstrost, mein Glück und Stolz.
Was soll ich noch auf wüster Erde,
Seitdem mein letztes Glück hinschmolz?

Vor meinen Augen mußt er sinken,
Von deinem Meuchelstahl gefällt;
Sein Blut, sein Blut, wie rann es nieder!
Wie hast mein Leben du vergällt! –

Und, José, sieh, ich sollt dir fluchen;
Doch hat der Padre mich gelehrt,
Daß selig, wer nach Jesu Vorbild
Verzeihung selbst dem Feind gewährt.

So möge Gott die Schuld vergeben,
Wie ich von Herzen dir verzeih..."
Da schritt, gebeugt von schwerstem Harme,
Die alte Frau an uns vorbei

Und reichte weinend zur Versöhnung
Dem Feind die Hand, so hart und rauh.
Und wir, wir beugten uns in Ehrfurcht
Der alten Indianerfrau.

Elisabeth Rudolph.

In Dresden geboren. Seit zehn Jahren vermählt. Baltimore, Md.

Meer, Sturm und ich.

Ich lieb dich, Meer, du hast mir's angetan.
Ja, ich versteh dein Brausen, Ozean!
Und wenn sich tobend Well auf Welle drängt
Und sich dann zischend mit den andern mengt,
Dann könnt ich unermüdlich schaun und stehn
Und glauben in mein eigen Herz zu sehn.
Horch nur, der Sturm! Er ist das Element,
Das dich im tiefsten Innern trifft und kennt.

Er weckt dich auf, der zügellose Mann,
Er weiß, wie er das Meer entfesseln kann!
Drum liebst du ihn in seiner Macht und Kraft,
Denn auch in dir schläft wilde Leidenschaft.

Du lauschest seiner Stimme, und sein Lied
Ist's, was dich aus der Schlaffheit Arme zieht.
Erst hebt und dehnt sich langsam deine Brust –
Du möchtest bergen deine hohe Lust,
Dann jubelst du: Hier, nimm mich hin, o Mann,
Den liebe ich, der mich beherrschen kann!

Du liebst mich erst, wenn ich von dir gewichen.

Du liebst mich erst, wenn ich von dir gewichen,
Dann weißt du, was ich deinem Herzen war.
Die Ros vermißt man erst, wenn sie erblichen,
Weil dann der Garten seines Schmuckes bar.

Du suchst mich erst, wenn du dich satt getrunken
An Welt, mit ihrem faden Gaukelspiel,
Erst wenn der Falter müde hingesunken,
Sucht er im Blumenkelch ein Ruhepfühl.

Es reut dich erst, wenn du mit Weh erfahren,
Wie selten hier die treuen Herzen sind.
Dann wirst im tiefsten Innern du gewahren,
Die schönste Stätte ist bei Weib und Kind.

Oft hab gerufen ich, wie mein Erlöser:
„O, Vater, laß den Kelch vorübergehn!"

Mein Leid ist groß, doch deins wird noch viel größer,
Wenn du ernüchtert wirst alleine stehn.

Dann denkst du der, die jetzt voll Gram entwichen,
Dann weißt du, was ich deinem Herzen war –
Die Ros vermißt man erst, wenn sie erblichen,
Weil dann der Garten seines Schmuckes bar. –

Friedrich Heinrich Sauer.

Geboren 1861 zu Wiesbaden. Kunstgärtner. Seit 1882 in den Vereinigten Staaten. Slingerlands, Albany County, New York.

O wär ich doch ein Kind geblieben.

O wär ich doch ein Kind geblieben,
Ein Kind, wie ich es früher war,
So sorglos in die Zukunft blickend,
So ganz von allen Zweifeln bar;
Ein Kind, von Mutterhand geleitet,
Die liebend es zum Guten führt,
So daß es alles Böse meidet,
So daß es Schönes nur berührt.
O Mutter, wär ich dein geblieben!
Dein Kindlein möcht ich wieder sein;
Zu Bett von dir mich bringen lassen;
In deinen Armen schlafen ein;
Wenn du mit stillem Herzenspochen
„Komm, heil'ger Christ!" mir vorgesagt
Und ich dir's leise nachgesprochen,
Da kam der Frieden ungefragt.
Wie süß bin ich dann eingeschlummert:
Das treue Mutterauge wacht.
Es wacht der Christ, der mich behütet,
Und gute Engel wachen sacht.
Und jetzt, o Mutter, hör mein Flehen,
O laß dein Kind mich wieder sein.
Ich bin von allen ganz verlassen,
Ich steh in fremder Welt allein.
Man hat den Frieden mir genommen,
Mein kindliches Gemüt betört.
Die falsche Welt ist arg gekommen
Und hat mich Böses nur gelehrt.
Ja, alles ist von mir geschieden;
Du bliebst allein, mein Mütterlein!
O gib mir meinen Seelenfrieden, –
Laß mich dein Kindlein wieder sein.

Heimweh.

Wenn am Abend golden die Sternlein glühn,
Der Himmel in purpurner Pracht;
Wenn ich einsam an meinem Fenster steh
Und blicke hinaus in die Nacht;
Wenn der Mond so sanft seine Lichter wirft,
So ruhig, so heilig sein Schein;
Wenn leise im Traum nur die Schwingen regt
Ein ruhendes Singvögelein;
Wenn weh im Herzen mit trauerndem Sinn
Ich blicke zum Schöpfer empor;
Wenn leuchtet aus jedem Sternlein mild
Dein liebliches Auge hervor;

Wenn die Sehnsucht in banger Folterqual
So grausam das Herz mir zerstört;
Wenn verlassen im höchsten Leid ich bin
Und niemand mein Flehen erhört; –
Dann denk ich dein in stummer Qual,
Voll Schmerzen und voll Lust:
O könnt ich wieder bei dir sein,
An deiner treuen Brust.

Die Heimatsglocken.

Es kam die Nacht, die Glocken klangen, –
Sie klingen auch im fremden Land;
Und ist's auch herrlich, was sie sangen,
Es ist nicht Heimatsglockenklang.
O Glockenklang im Heimatsorte,
Du einzig wonnigsüßer Laut,
Nur einmal möcht ich dich noch hören,
Nur einmal noch den Klang, so traut.

Und ist die Heimat noch so ferne,
Wie oft vernehm ich deinen Klang!
Und ziehen möcht ich, ach, so gerne,
– 's ist mir im Herzen ja so bang, –
Dorthin wo deine Glocken klingen,
Du einz'ger Heimatsglockenklang;
Ja dorthin, wo dein Glockensingen
Das Band um unsre Herzen schlang.

Ich hab in deinem Klang der Mutter
Laut vernommen,
Der liebe, traute Worte zu mir sprach;
Es ist mit deinem Sang der Sehnsucht
Weh gekommen,
Das tief verborgen mir im Herzen lag.
Ja, nimmer kann die Heimat ich vergessen,
Wo deiner Glocken heil'ger Klang ertönt,
Wo meiner Jugend Paradies gewesen,
Wohin mein Herz so oft, so oft sich sehnt!

Clemens August Schlüter.

Geboren am 16. Januar 1837 zu Nordkirchen, Westfalen. Studierte zu Münster und zu Linz a. D. Wurde 1864 zum Priester geweiht. Wirkt seit 1872 in Pennsylvania. Seit 1902 Pfarrer des St. Joseph Hospitals in Lancaster, Pa.

Natur und Gnade.

Sehnsucht.

Liegt ein Hirsch im Waldesgrund,
Sehnt sich nach dem kühlen Teiche,
Liegt vom Blei des Jägers wund, –
Daß er nie die Flut erreiche.

Seine Schwingen schlägt der Aar,
Trägt zum Himmel heiß Verlangen,
Zu den Höhen blau und klar. –
Stäbe halten ihn gefangen.

Einsam in des Turmes Nacht
Lag ein Königssohn in Banden, –
Hat im Traum sich aufgemacht
Übers Meer zu seinen Landen.

Eine Maid zum Meere kam,
Sah von fern ein Segel schweben: –
„Brächt es meinen Bräutigam!"
Sagte sie mit Herzensbeben. – –

So, mein ewig Lieb und Heil,
Möcht ich gerne dich umfangen!
Werde segnend mir zu teil,
Still erbarmend mein Verlangen!

Des Rosses Rache.

„Herr Ritter, laßt uns tauschen, –
Gebt Euer Schlachtroß mir
Und sucht aus meinem Marstall
Das allerschönste Tier!“ –

„Euch dien ich gern, mein König,
In Fahrt und Schlachtennot,
Von meinem Rosse scheidet
Mich nur der bittre Tod.

Wie oft hat's mich getragen
Durch Kampfgewühl und Brand,
Mein einz'ger Freund auf Erden
In diesem fremden Land!“ –

„So seid in meinem Lande
Kein Fremdling mehr fortan:
Die höchste meiner Burgen
Nehmt als mein Lehensmann!“ –

„Es gab mir Gott fünf Söhne,
Und nahm sie in der Schlacht,
Da brach das Herz dem Weibe
Des Grames Übermacht.

Was soll das Haus dem Manne,
Wenn's nicht sein Weib verklärt,
Was soll die Burg dem Ritter,
Wenn nicht ein Sohn ihn ehrt?“ –

„So nehmt ein Land, zu herrschen
Vom Berg zum Meeresstrand,
Die schönste meiner Töchter
Soll reichen Euch die Hand!“ –

„Ich trug vordem die Krone,
Sie hat mich schwer gedrückt,
Auch wird nicht mehr von Minne
Das weiße Haupt berückt.“ –

„Ist das die schuld'ge Treue,
Ist's Unsinn oder Hohn?
Dies Schwert ins falsche Herze
Sei eures Stolzes Lohn!“ –

„Genad Euch Gott, Herr König!
Mir lebt kein Freund und Sproß, . . .
Doch Rache wird Euch treffen
Von meinem treuen Roß!“ –

Was liegt dort auf der Steppe?
Ein weißes Tiergebein?
„Das ist das Roß des Fremdlings,
Und später ward es mein.

Es sollte auch noch rächen,
Daß ich den Narren schlug,
Und war vom Krippenwechsel
Zeitlebens froh genug.

Trug mich zu Festgelagen
Und auch in manche Schlacht,
Hier fiel's vom Horn des Büffels
Auf einer lust'gen Jagd.

Dich heb ich auf zum Zeugnis,
Du Schädel weißgebleicht,
Daß Gott und Fluch des Pöbels
Kein Königshaupt erreicht!“ – –

Was schraubt sich aus dem Schädel
Schnell um des Königs Hand?
Die böse braune Natter!
Er fühlt des Giftes Brand.

Aufs Roßgerippe fällt er
Und krümmt sich todesbleich . . .
Vergessen Nam und Sippe,
Zerschmettert ist sein Reich.

Der Dom zu New York.

Langsam zieht von Castelgarden[1]
Eine bunte Wandrerschar,
Voll von Staunen und Erwarten,
Fahrtenmüd und freudebar.

[1] Der frühere Landungsplatz für Einwandrer in New York, der jetzt in Ellis Island ist.

Die sind von Westfalens Fluren,
Die vom hohen Schweizerland,
Jene von den Weichselwiesen,
Andre noch vom Moldaustrand.

Auf dem Schiff, erst fremd und ferne,
Wurden näher sie gebracht
Durch Gebet und Kreuzeszeichen
In des Sturmes Schreckensnacht.

Noch ein Blick zur Bucht des Meeres
Und des Schiffes hohem Bau,
Und sie wenden in die Stadt sich
Zu der neuen Wunder Schau.

Drängen durch der Menschen Fluten
Und der tausend Wagen Lauf,
Blicken zu den Marmorsäulen
Der Paläste staunend auf.

Anders war's im Heimatsdorfe,
Doch man grüßte jeden traut –
Fremd ist hier der Völker Brausen,
Fremd ist jedes Wortes Laut.

Augen werden Schauens müde;
Leise der Westfale spricht:
„Schafe hütend auf der Heide
Fühlt ich mich so einsam nicht."

Und der Schweizer: „Lieber pürschen
Möcht ich auch im Tannenwald,
Lustig jodeln auf der Alme,
Daß es weithin widerhallt."

Und der Pole: „Stadt ohn Ende!
Liebe mir auch Wald und Feld;
Nur den Frieden und die Freiheit
Such ich in der neuen Welt."

Und der Böhme: „Müh und Arbeit
Ist das Leben allerwärts,
Mußt dich bücken und dich drücken,
Doch verzage nicht, mein Herz!"

Gotteswunder! seht den hohen
Dom von weißem Marmorstein!
Heil'genbilder, Kreuzesblumen
Laden treue Christen ein.

Heil'ges Wasser an den Toren,
Am Altar das ew'ge Licht:
Stille knien die Wandrer nieder,
Nur des Herzens Stimme spricht.

Danken Gott für Schutz und Rettung
Auf des Meeres Wogenfeld,
Flehn zu Gott um Schutz und Hilfe
In der großen neuen Welt.

Fühlen froh wie in der Heimat,
Wann am heil'gen Weihnachtstag
In dem Amt beim Glanz der Lichter
Alles auf den Knieen lag.

Sehn in Bildern, wie der Heiland
Hier mit seinen Heil'gen thront,
Wissen, daß der Herr voll Liebe
Hier im Tabernakel wohnt.

Eh sie scheiden, noch bewundern
Sie die Bogen, hoch und weit,
Und der Fenster glühnde Bilder
Von der Heil'gen Erdenstreit.

Freudig ziehn sie noch am Abend
Auf der Bahn zum Westen aus,
Bauen in der weiten Prairie
Heimatdorf und Gotteshaus.

Die Brücke zu Brooklyn.

(24. Mai 1883.)

Zwischen Brooklyn und Manhattan
Strömt der grüne Meeresfund.
Schiffe segeln durch die Wogen,
Möven fliegen ihre Bogen
Über Fluten ohne Grund.

Meister Röbling mit dem Sohne
Steht am Kai gedankenvoll,
Und der Städte Väter fragen:
Könnt Ihr uns die Brücke schlagen,
Die kein Mast erreichen soll?

Auf Niagaras Gedonner
Sahn sie Röblings Ehrenmal:
Über jener Felsenlücke
Hoch in Lüften schwebt die Brücke,
Wasser rasen tief im Tal.

Darum muß es hier gelingen,
Daß er einen Bogen schlägt,
Stark genug den schwersten Lasten,
Hoch genug den höchsten Masten,
Die ein Schiff des Meeres trägt.

Fundamente hart am Ufer
Senkt der Sohn mit weisem Sinn;
Strömend wechseln die Gezeiten,
Und die schnellen Dampfer gleiten
Brausend ihm zu Häupten hin.

Von den Felsen in der Tiefe
Wuchsen nun die Türme bald,
Doppeltore, riesenmächtig,
Durch die schlichte Stärke prächtig,
Felsenhöhn im Mastenwald.

Über dieser Türme Nacken
Spannen sie von Stahle prall
Riesentaue, deren Enden
Sie im Bogen niedersenden
Zu der Ufer Mauerwall.

An den Tauen hängt die Straße,
In des Adlers hohem Pfad,
Wo die grauen Wolken reisen,
Wo die hellen Blitze kreisen
Und der Sturmwind heulend naht.

Tag des Ruhmes, Tag der Freude,
Der die Mühen all versüßt!
Wann die Menschenscharen wandern
Von der einen Stadt zur andern,
Jeder froh den Meister grüßt!

Tausend hohe Türme ragen
Aus der Städte Riesenkranz,
Von den nahen, von den fernen
Wallt das Banner mit den Sternen,
Spielt mit Wind und Sonnenglanz.

Aller Völker Flaggen grüßen
Bunt von tausend Masten her,
Von den Forts und Gallionen
Rollt der Donner der Kanonen
Endlos über Land und Meer.

Abend kommt, der Bau erstrahlet
In bezähmter Blitze Glut;
Bunte Feuergarben schweifen.
Uferstraßen – Flammenstreifen,
Doppelt malt's die Wasserflut!

Bei der Pracht und all dem Jubel,
Sprich, wo ist das Meisterpaar?
Der das hohe Werk ersonnen,
Schaut nicht mehr das Licht der Sonnen,
Ruht im Grabe manches Jahr.

Krank und lahm seit langen Jahren
Saß der Sohn, der es vollbracht,
Nur im Teleskope schauend
Türm und Bogen, sie erbauend
Durch die hohe Geistesmacht.

Heut durchs Teleskop am Fenster
Blickt er auch zum Feste froh,
Sieht den Bau im Glanz der Lichter,
Hört den Jubel, seufzend spricht er:
„Herr, es ist dein Wille so!"

Die Wandrer.

Es sprach ein Wandrer zum Gesellen:
„Schlecht war die Nacht im Buchenwald,
Den Schrei des Kauzes hört ich gellen,
Die Winde rauschten laut und kalt.

Doch hofften wir beim Morgenstrahle
Die Stadt zu schaun, die glänzend ragt
Mit hundert Türmen aus dem Tale,
Wie uns der Vater oft gesagt.

Nun stehen wir vor einem Meere,
Das unten sich am Felsen bricht,
Und jenseits ferne steigen hehre
Gebirge, rot im Sonnenlicht.

Mag uns ein Schiff hinüber fahren,
Erklimmen wir der Berge Grat –
Wir werden niemals doch gewahren
Die heiß ersehnte Friedensstadt.

Wir streben zwecklos in die Ferne
Und mühn uns über Stein und Dorn,
Wie Kindlein greifen nach dem Sterne
Und nach des Mondes goldnem Horn." –

„Mein Bruder, laß die schlimmen Sorgen,
Horch lieber auf den Amselschlag!
Zu wunderschön ist dieser Morgen,
Er bringt uns einen frohen Tag.

Sieh nur des weißen Meeres Wallen
Wie Schafe gehen dichtgedrängt!
Nicht Wogen sind das, Wolkenballen,
In hohen Lüften aufgehängt!

Wie zieht und wogt es, dort zerreißt es
Und tiefer fällt des Lichtes Flut!
Vom breiten Strome wieder gleißt es,
Wie Silber aus des Ofens Glut.

Dort tauchen auf der Türme Spitzen
Und wachsen aus dem Nebelrand.
Die goldnen Kreuze siehst du blitzen,
Als stünden sie in hellem Brand.

Wie wonnevoll nun liegt dort nieden
Die Stadt mit ihrem hohen Dom,
Mit Wald und Gärten, all in Frieden,
Das grüne Tal, der blanke Strom!"

Huanaka.

Sahst du vom Stillen Meere
Die blaue Cordillere
Im alten Inkaland!
Der Wind spielt mit der Palme
Und beugt die Blütenhalme
Am flutgeküßten Strand.

Zu jenes Baches Mündung,
Wo alter Türme Kündung
Sich birgt im Blumenreis,
Laß nun die Segel lenken
Und ruhend uns versenken
Ins schöne Paradeis!

Da spricht die dunkle Welle:
O flieht von jener Stelle;
Denn blutig ist der Strand.
Wohl seit dreihundert Jahren
Sind schäumend wir gefahren,
Doch sickert's rot im Sand.

Wenn Fische stromauf gehen,
Die Gletscher zu erspähen
Der Anden, hoch und hehr,
So sehn von Rohr und Kieseln
Sie blut'ge Bäche rieseln
Und fliehen scheu zum Meer.

Die rote Blütentraube,
Wie Kohlenglut im Laube,
Ist rot von Herzensblut.
Seht, über lichten Dolden,
All schneeweiß, blau und golden,
Ein Vöglein schwebend ruht!

Wie Edelsteine flimmert's,
Wie Regenbogen schimmert's
Mit schnellem Flügelschlag;
Aus Edens Gärten zog es,
Der Menschenmutter flog es
Am Unglückstage nach.

Jetzt kreist es stets, zu kosen
Die Lilien und die Rosen
Und jeden Glockenhut:
Da flieht es gleich dem Pfeile –
Wer schreckt es denn zur Eile?
Im Kelch ein Tropfen Blut!

Von Mörderhand vergossen,
Das Blut der Sonnensprossen,
Der Kinder von Peru;
Es kann in Grund nicht sinken,
Die Sonne kann's nicht trinken,
Kein Waldwuchs deckt es zu.

Mit Stahlkleid, Schwert und Beilen,
Mit Blitz und Donnerkeilen
Schlug uns Pizarros Macht. –
Ach, weh dem armen Inder,
Nicht schonen Weib und Kinder
Die Mörder in der Nacht!

Wer wird die Toten rächen,
Des Volkes Ketten brechen?
Der Kaiser Huanaka.
O größter Sohn der Sonne,
Es hatte Schirm und Wonne,
Wer je dein Auge sah! –

Drei schwarze Gipfel ragen,
Von Eis ist Brust und Kragen,
Das Herz ist Feuerglut;
Ein himmlisch Tal bewachen
Die hohen Feuerdrachen,
Das zwischen ihnen ruht.

Die höchsten Palmen blicken,
Die schönsten Blumen nicken
Zu eines Bergsees Glast;
Es steigt mit hohen Wänden,
Bildwerk an allen Enden,
Ein goldener Palast.

Dort sitzt des Volkes Weiser,
Huanaka, unser Kaiser,
Auf seinem goldnen Thron,
Mit goldnem Sonnenbilde,
Mit Herrscherstab und Schilde
Und roter Federkron.

Es schließen ihn die Alten,
Die höchster Ämter walten,
Im Kreise schweigend ein;
Von Silberflut die Haare;
Es ward im Lauf der Jahre
Ihr Leib zu Edelstein.

Kannst du den Talweg zeigen?
Die Sterne gehn und schweigen,
Es schweigt der rote Mann. –
Wen Tiger nicht zerrissen,
Der starb von Schlangenbissen
Und gab die Fahrt daran.

Ein Kreis von Bergstromfluten,
Ein Ring von Lavagluten
Beschirmt des Kaisers Saal;
Doch bringt der Ar ihm Kunde
Von seines Landes Wunde,
Von seines Volkes Qual.

Er sieht der Ärmsten Träumen
Und hört, wie in den Bäumen
Der Nachtwind sehnend klagt. –
Doch Huanaka kommt wieder.
Laut schallen Siegeslieder.
Peru, dein Morgen tagt!

Ewald Schmitt.

Hochbau-Ingenieur, geboren 1854 zu Jamaica Plains, Boston, Mass. 1860–1866 Zürich. 1865–1871 Max-Schule, Würzburg. Technische Erziehung. Seit 1871 von der Bundesregierung angestellt und gegenwärtig Assistenz-Ingenieur am Bau des Neuen Kriegskollegiums, Washington, D. C. Erfinder der eigentlichen Gesetze der homogenen Kuppelbauten und Verfasser verschiedener technischer Abhandlungen.

* Phantasiapoesia.

Die Phantasie nennt stolz und hehr ihr eigen
Des Lebens bunter Bilder steten Reigen;
Die Seele dessen, was wir ahnend schaun;
In farbeschönen Worten uns zu zeigen
Den Geist in Formenschein und Morgengraun.

Die Poesie schwebt leichten Schritts herzu,
Gleichmaß ins Satzgefüge hold zu bringen
Und süßen Wohllaut in der Worte Klingen,
Daß in das zarte Herz sie tiefer dringen,
In ihrem reinen Ebenmaß die Seele ruh.

So beide, in der Dichtung eng verbunden,
Sie bringen uns die göttergleichen Stunden,
Wo sich in märchenhafter Zauberhülle,
In holder, strahlenreicher Schönheitsfülle
Der ew'ge Geist im Dichter neugefunden.

Heinrich Emil Schneider.

Geboren am 29. Januar 1839 in Mühlberg a. R. Gelandet in New York im Juni 1874. Nach vollbrachten theologischen und philosophischen Universitätsstudien machte er im Dienste der Morgenstern-Mission Reisen zur Südsee und um die Erde. Seit 1893 Besitzer und Schriftleiter der folgenden Zeitungen: Belletristisches Journal, Nachrichten aus Deutschland und Amerika, Neue Preußische Zeitung, Sachsen-Zeitung, Rundschau, Deutscher Anzeiger Germania, Wacht am Hudson. Dr. phil. Hoboken, N. Y.

Waldpot von Bassenheim. — Worte der Wahrheit, Poetenbibel. — Neue deutsche Heldenbücher. — Gedichte. — Von St. Louis nach Bremen, poetische Reisetagbuchblätter. — Ulfila, dramatische Dichtung. — Isabella auf dem Reichstag zu Nürnberg.

* Schiffbruch von Butaritari.

Vom Westen braust die Regenbö.
Die Segel fahren in die Höh.
Der Wirbelsturm die Barke faßt.
Im Blitz und Donner bricht der Mast.

Gekentert unser „Morgenstern".
Doch unsre Hoffnung ist beim Herrn.
Dort treibt ein Boot. Wir drehen's um
Und klimmen seine Wanten stumm.

Hell lacht die Sonne nach dem Sturm.
„Dank, Vater, dir! Du hilfst dem Wurm!
Ohn Segel und ohn Ruder, führ
Uns gnädig nach der offnen Tür!"

Sechs Tag und Nächte treiben wir.
Korallenklippen meiden wir.
Der Herr deckt täglich unsern Tisch
Mit Regenwasser und mit Fisch.

Dort winkt uns Milles Palmenstrand.
Ganz langsam treibt das Boot ans Land, —
Wo Häuptling Moses labt uns gut
Mit Brotfrucht und Granatenblut.

Vor wenig Jahrn noch unbekehrt,
Hätt er uns selber aufgezehrt. — — —
Im Lebensschifflein Heil und Hort,
Dank, Vater, für dein rettend Wort! —

Die Deutschen von Boonville am Missouri.

„Wir haben den Boden fleißig bebaut,
Wir haben dem Tod in das Auge geschaut,
Nun will man vom Heim uns vertreiben.
Rebellen befehlen: The Dutchman must go!
Sag, Colonel Eppstein, heißt es nicht so,
Und dürfen wir da noch verbleiben?" —

*

„Ihr dürft, wenn ihr wollt und die Waffen ergreift,
Dem Sternenbanner, rot-weiß gestreift,
Beschworene Treue zu halten.
Sie wollen euch hängen: Kommt ihnen zuvor,
Erfaßt ihre Führer, zum Berg dann empor.
Dort können wir kühn uns entfalten." —

*

Gesagt und getan, eh der Morgen noch tagt,
Weht's Sternenbanner, und unverzagt
Besetzen die Deutschen den Hügel.
Zwar sind es der Mannen nur hundertundzehn.
Zwölfhundert Rebellen, zum Sturme sie gehn
Jetzt vor auf den westlichen Flügel.

*

„Hört an! Auch als Gegner laßt ehrenvoll
Uns kämpfen, oder die Geiseln soll
Man baumeln sehn an den Bäumen.
Wenn Kindern und Weibern ihr unrecht tut
Und die Häuser von Boonville befleckt mit Blut,
So wollen wir auch nicht säumen.

*

Doch stellt ihr zum Kampfe euch, Mann gegen Mann,
So sind wir bereit, laßt die Waffen alsdann
Die Frage endgültig entscheiden." –
„So sei es!" braust des Südens Geschrei.
Und sie stürmen in hellen Haufen herbei,
Wohl über die blühenden Haiden.

*

Still liegen die Deutschen. Kein Ruf, kein Laut.
Jetzt, auf und empor! Sie erfassen die Braut
Zum Kuß im blitzenden Feuer.
Die Salve kracht und getroffen sinkt
Das erste Glied der Rebellen. Es trinkt
Die Erde des Blutes Steuer.

*

Ihr Führer fiel, der Oberst Brown.
An seiner Stelle den Bruder sie schaun.
Und wieder geht's zum Sturme.
Da kracht es von neuem, auch er wird gefällt,
Und in den Schrei der Rebellen gellt
Der Siegesruf vom Turme.

*

Gebrochen ist der Rebellen Macht.
Die Deutschen haben das Land bewacht
Und das Sternenbanner gerettet.
Noch kämpften sie wacker so manches Jahr
Unter Sigel, in steigender Kriegsgefahr,
An die Pflicht wie mit Eisen gekettet.

*

Drum wo man vom Kampfe auch redet und singt,
Den Deutschen von Boonville man Ehre bringt!
Sie haben sich wacker geschlagen!
Verkündet's den Enkeln, verkündet's der Welt:
Der Deutsche die Treue dem Freunde hält
In trüben wie sonnigen Tagen.

Durch Flammen und Flut.

Der stattliche Dampfer auf Wogen sich wiegt,
Wie schwingt er sich lustig, wie sicher er liegt!
Musik ihn umrauscht und ein frohes Gewirr
Von Stimmen und Tassen- und Gläsergeklirr.

*

Da, hört ihr es knistern im finsteren Raum?
Eine tückische Flamme, noch merkt ihr sie kaum.
Doch plötzlich erhebt sie die Schreckensgestalt,
Das Haupt hoch empor, wie mit Riesengewalt.

*

Sie bricht aus den Luken im grausigen Spiel, —
„O Mutter, lieb Mutter, wo winkt uns das Ziel?“
Das Feuer die trockenen Balken erfaßt,
Die Deckplanke bricht unter menschlicher Last.

*

„Zur Höllenpforte, das Höllentor!“
Aus Fenstern und Türen bricht es hervor.
Die Zarten, die Kleinen, o gräßlich Geschick!
Umklammern die Mütter mit brechendem Blick.

*

Hinunter zum Wasser, doch Tod überall!
Da wirft sich hinein in den wogenden Wall
Ein rosiges Mägdlein, ergreifend manch Kind.
Wohl birgt sie's am sicheren Ufer geschwind.

*

Noch sechsmal vollbringt sie die rettende Tat,
Wo hilflos versagte der menschliche Rat.
Sie bettet das Kindlein liebreich und gut. — —
Doch Vater und Mutter fraß Flamme und Flut.

New Yorker Weltmesse 1909.

1409. Begründung der Leipziger Universität.

Willkommen, ihr vertriebenen Scholaren,
Zur Alma Mater Leipzig wählt statt Prag!
Habt ihr des Pöbels Mißgunst dort erfahren,
Hier strahlt verheißungsvoll ein neuer Tag. —
Und Segensströme seit fünfhundert Jahren
Ergossen sich ins Land, das lauschend lag,
Von Sachsens grünem Rautenkranz beschattet,
In fernen Welten, damals unbekannt,
Nun uns in Wissenschaft und Geist verwandt,
Da deutscher Mut mit fremdem Blut sich gattet.
Heil, Völkermutter, dir, Germania,
Heil, Völkerbraut, auch dir, Columbia.

1609. Hudsons Entdeckung.

Mit weißen Segelflügeln in die Weite
Altholland's schmucke Wimpel Hudson trug
Durch des Atlantis sturmdurchwühlte Breite,
Und Fluß und Bai erreicht sein Adlerflug.
Treu stehn die Niederlande ihm zur Seite.
Altengland hatte Wirrsal noch genug,
Als hier am Hudsonfluß Neu-Amsterdam
Siegreich des Handels Flagge stolz entfaltet
Und eine neue Welt sich ausgestaltet,
Beherrschend frei der Silberwogen Kamm. —
Ging auch die Meeresherrschaft ihm verloren,
Althollands Ruhm strahlt doch von unsern Toren.

1704—1709. Landung der Pfälzer.

Vom Könige, dem allerchristlichsten,
Und seinen Mordgesellen landberaubt,
Seht landen ihr den allerwichtigsten
Bestandteil unsers Volks, das liebt und glaubt.
In Wälderpracht des undurchsichtigsten
Sylvania Penns, noch nicht wie jetzt entlaubt,
Erbauen sie ihr Heim nach deutscher Weise.
Durch zwei Jahrhunderte sind eingewachsen
Sie in das Volk der wackern Angelsachsen.
Linkhorn ward Lincoln nach des Landes Weise. —
Darum auch heut der Pfälzer wir gedenken,
Wenn wir zum Weltmarkt unsere Schritte lenken.

1807—1809. Die ersten Dampfboote auf dem Hudson.

Von Fulton, Stevens, Starin, Livingstone
Geleitet, furchen Dampfer durch die Flut,
Die vor zweihundert Jahren Hudson schon
Bis Albany hinsteuerte mit Mut.
Wie wurde reichster Segen unser Lohn
Von dem so hart mit Blut erkämpften Gut! —
Elektrisch leuchtet heut die Metropole,
Zum Dienst gestellt, voll Licht und Herrlichkeit.
Mit weichem Fittich die gewalt'ge Zeit
Berührt sie zu der ganzen Menschheit Wohle.
Des Dampfes Triebkraft und der Bernsteinfunken
Beflügeln Welt und Geist, von Schönheit trunken.

1809. Lincoln geboren.

Ein guter Mensch, bewußt des hohen Zieles,
Bahnt sich durch alle Schwierigkeit den Weg.
Ein Mann des Friedens, doch des Kampfesspieles,
Ihm aufgezwungen, findend engen Steg
Zur Rettung seines Landes. Fehlte vieles,
Doch unentwegt blieb er im Pflichtgeheg.
Ein ganzer Mann, nehmt alles nur im allen,
Ihr werdet selten seinesgleichen sehn.
Und ob die Zeiten auch vorüberwehn,
Da er, Blutzeuge, muß dem Mörder fallen,
Sein Name leuchtet über dem Jahrhundert,
Das seiner schlichten Größe Tat bewundert.

1909. Weltmesse zu Neu-Amsterdam-New York.

In Leipzig Feier deutscher Wissenschaft,
Doch in New York der Weltmarkt sei entfaltet.
Du Präsident, voll Feuer, Mut und Kraft,
Sei's nun, der rühmlich alles ausgestaltet.
Hier in der Vaterstadt, die märchenhaft
Im Leben bietet, was im Traum gewaltet,
Sei allen Völkern hohes Heil verkündet.
Wo Länder heischend reisige Germanen
Die Schollen bauend ihrer frommen Ahnen, —
Wo in das Weltmeer Hudsonwelle mündet.
All Heil und Sieg! Die Weltgeschichte nennt
Mit Recht und Ruhm dich Friedenspräsident.

* * *

Des Menschen Leben währet siebzig Jahre,[1]
Und köstlich ist es, war es mühevoll.
Ein jeder Tag ist nur ein Schritt zur Bahre.
Warum laßt ihr nicht schwinden Haß und Groll?
In Kerkermauern wie am Hochaltare
Das Reich der Liebe segnend walten soll.
Des Lebens Höhen und des Lebens Tiefen
Hat selten wohl ein Mensch wie ich durchmessen;
Doch Lust und Leid wird alsobald vergessen,
Wenn wir im Arm der Liebe sanft entschliefen.
Des Lebens Länge nicht, sein Inhalt spricht,
Das Wahrheitwort umwandelnd zum Gedicht.

[1]) Der Verfasser obigen eigenartigen Gedichtes wird im Jahre 1909 sein siebzigstes Lebensjahr vollenden und hofft bis dahin eine Gesamtausgabe seiner Werke, etwa 40 Bände umfassend, bewerkstelligen zu können. A. d. H.

Georg M. A. Schöner.

Geboren am 22. März 1864 in Steinach, Kinzigtal, Baden. Sohn von Bauersleuten. Studierte Theologie in den katholischen Anstalten zu Einsiedeln und Eichstädt und kam 1890 nach Amerika, wo er in St. Vincent, dem Benediktiner-Seminar bei Pittsburg, graduierte. Wurde 1892 zum Priester geweiht und bedient heute eine der schönsten und größten Kirchen des Landes, die er selber geplant hat. Ein Werk über kirchliche Architektur in englischer Sprache ist zurzeit in der Presse. Seit 1899 in Rochester, Pennsylvania. Hat auch Dramen geschrieben.

Deutsche Weisen aus Amerika.

Weinselig.

(Kellerphantasie.)

Hübsch munter
Hinunter
In Kellers Gedunkel
Gefahren –
Zum Klaren,
Zum kühlen Gefunkel. –

Ganz leise
Und weise! –
Ha! sachte vom Spunde
Es sickert
Und tickert
Hernieder zum Grunde.

Will's wagen, –
Den Kragen
Des Krahnen umdrehen,
Und zischend
Und gischend
Die Funken zu sehen,

Den Spunden
Gefunden –
Zum Guten geraten. –
Getrunken
Die Funken
Nun fröhlich, Kameraden!

Gemütlich
Und gütlich
Jetzt ohne ein Bangen
Getrunken
Die Funken,
Bis glühen die Wangen! –

Der letzte Postillon vom Gotthard.

Vom Gotthard kommt zum letzten Mal
Nun heut die Post durchs Urnertal.
Die lange Peitsche lustig knallt,
So daß es ringsum widerhallt
Im felsumtürmten Urnertal:
„Ihr hört mich heut zum letzten Mal."

Ganz traurig sieht es klein und groß,
Daß jetzt durch Gotthards dunkeln Schoß
In wilder Hast das Dampfroß schnaubt
Und sie des Postillons beraubt,
Denn heut fährt er zum letzten Mal
Durchs felsumtürmte Urnertal.

Vom Fels singt eine Alpenmaid:
„Ich bin dir treu in Freud und Leid.
O bleib bei mir, mein lieber Hans,
Schwing fröhlich dich mit mir im Tanz
Und fahr nicht heut zum letzten Mal
Durchs felsumtürmte Urnertal."

Sein Posthorn schallt hinauf zu ihr:
„Es war so schön, so schön bei dir,
Leb wohl, leb wohl, mein teures Lieb,
Das wilde Dampfroß mich vertrieb,
Ich fahre heut zum letzten Mal
Durchs felsumtürmte Urnertal. –

Klick klack, nun fort, ihr Pferdchen, hopp,
Nur heut nochmals trapp, trapp, Galopp.
Müßt rennen nicht mehr ein und aus,
Könnt ruhen jetzt wie ich zu Haus –
Ich fahre heut zum letzten Mal
Durchs felsumtürmte Urnertal.

Nun fort, nun fort, trara, trara,
Ich bin der letzten Reise nah.
Lebt wohl, lebt wohl, ihr eis'gen Höhn,
Ihr werdet ewig fortbestehn,
Doch ich fahr heut zum letzten Mal
Durchs felsumtürmte Urnertal.

Ja, heute ist's die letzte Fahrt
Von Gotthards firnbekränzter Wart,
Der langen Peitsche letzter Knall,
Des alten Posthorns letzter Schall –
Ich fahre heut zum letzten Mal.
Behüt dich Gott, mein Urnertal!"

Scipio auf den Trümmern von Karthago.

Traurig schickt zum Abschiedsgruße
Auf des Meeres wilde Fluten
Von dem Horizont die Sonne
Ihre letzten Purpurgluten.

Traurig, denn die Stadt der Dido
Liegt in Trümmer nun versunken –
In den jungen Abend treiben
Hoch noch auf die Feuerfunken.

Scipio, der mächt'ge Sieger,
Der sich jetzt des Sieges brüstet,
Überschaut von einer Höhe,
Wie sein Schwert ringsum verwüstet.

Und voll banger, schwerer Ahnung
Seine Lippen bebend hauchen:
„Auch des stolzen Roms Paläste
Können einst in Nichts verrauchen.

Aus des Glückes weichen Armen
Riß die stolze Stadt ich heute,
Machte sie zur Römersklavin
Und ihr blinkend Gold zur Beute.

Doch auf Erden steter Wechsel,
Altes muß dem Neuen weichen!
Rom, wird nie ein Volk sich finden,
Das an Stärke dir kann gleichen?"

Sprach's und sieht, wie Dido schmerzlich
Klagend ihre Stadt umkreiset,
Und er hört, wie grollend, drohend
Roms Zerstörung sie verheißet:

„Weh dir, Roma, wenn die Horden
Aus dem heißen Libyerlande
Über deine Gauen stürmen,
Wenn du brennst in wildem Brande.

Wohl vom Herzblut der Karthager
Blutig, jetzt des Meeres Wogen
Wie im Zorne hochaufzischen
In getürmten Wellenbogen.

Ha, die Punierin wird's rächen!
Heut schon steht's im Schicksalsbuche,
Daß Karthagos Trümmerstätte
Rom einst werden soll zum Fluche.

Nur die Macht des Schicksals konnte
Mir den Herrscherstab entringen;
Auch bei Rom wird er nicht bleiben,
Noch ein andrer wird ihn schwingen.

Fallen wirst du, stolze Roma,
Plündrung folgt den Ruhmestagen,
Wie das Korn auf harter Tenne
Wird der Feind dein Mark zerschlagen;

Denn Karthagos Rachegeister
Fliegen fort von Libyens Buchten,
Lassen nieder sich im Norden,
An der See, in Waldesschluchten.

Und sie stacheln Nordlands Recken,
Daß sie ziehn aus ihrem Lande
Auf des Schicksals wirren Pfaden
Zu Karthagos ödem Strande;

Daß in neuen Wanderstürmen,
Die wie Meeresfluten branden,
Sie als Didos Rachetruppen
An Italiens Küste landen.

Libysch Blut in seinen Adern,
Dieses Heer zur Hauptstadt ziehet,
Und es kommt die bange Stunde,
Wo dein Rom in Flammen glühet." –

Laut die Tuba hört der Feldherr
Aus den Tiefen hell erklingen,
Sieht, wie Afrikanerkrieger
Sich aus hundert Schiffen schwingen.

Und im Nu beginnt ein Streiten,
Morden, Brennen, ungezügelt,
Daß das stolze Rom als Glutmeer
Sich im gelben Tiber spiegelt. –

Lang noch, lange schaut der Sieger
Nieder in die dunkle Lohe,
Sieht, wie aller Glanz verschwindet,
Wie in Staub auch sinkt das Hohe.

Golden tritt schon her der Morgen,
Kühl sein Hauch vom Meere trunken, –
Doch auf seinem Platz noch immer
Scipio steht im Traum versunken.

„Neue Zeiten suchen neue
Helden sich auf neuen Fluren,
Neue Helden folgen wieder
Alten Unrechts blut'gen Spuren."

So voll banger, schwerer Ahnung
Scipios Lippen bebend hauchen.
„Auch des stolzen Roms Paläste
Können einst in Nichts verrauchen!"

Mackinac Island.

(Mackinac-Insel.)

O Eiland schön, ich singe dir,
Mackinac, mein Mackinac.
Ich lobe deiner Ufer Zier,
Mackinac, mein Mackinac,
Von Arch-Rocks Höh und grauf'gem Schlund,
Bis zu des Westens Klippenbund,
Wo die Erinnrung schläft im Grund –
Mackinac, alt Mackinac!

Das Nordgestad sah Englands Heer,
Mackinac, mein Mackinac.
Ein Retter stellte sich zur Wehr,
Mackinac, mein Mackinac.
Die Wellen rauschen's Tag und Nacht:
„Das Sternenbanner hat's vollbracht,
Daß Freiheit heut dem Eiland lacht.
Mackinac, mein Mackinac!"

Die Freiheit jede Quelle singt,
Mackinac, Heil, Mackinac!
Von einem End zum andern klingt:
Mackinac, frei Mackinac!

Das Grab der Braven ist bewacht,
Die Mackinac einst frei gemacht –
Es rauscht die See ein Requiem sacht, –
Mackinac, o Mackinac!

Herbstgedanken.

Herbst schon naht mit raschem Flügel,
Hinzustreuen ohne Gnade
Kaltes Sterben auf die Hügel, –
Zu verwehn die Waldespfade.

Auch der Amsel frohe Weise
Ist im grünen Busch verklungen,
Welke Blätter rauschen leise
Statt des Lieds, das sie gesungen.

Still ist's in den Buchenhainen, –
Bächlein schleicht den Berg hinunter,
Still, mit halberstícktem Weinen,
Nicht mehr wie im Sommer munter.

Abschied nimmt vom Kirchenturme
Schwälblein jetzt mit Lustgeplauder;
Vor dem nahen Wintersturme
Will es fliehen Nordens Schauder;

O, wie hat es seine Freude,
Da durch Nebels düstre Falten
Es nun fort kann ziehen heute
Zu des Südens mildem Walten! –

Könnt auch ich von dannen ziehen,
Meines Lebens Herbst entkommen,
Nach des Lebens Süden fliehen, –
Wo mir Leid und Last benommen! –

Eitel Hoffen, eitel Denken. –
Trag die Leiden, trag die Sorgen,
Gott wird es zum Guten lenken,
Zu des Himmels Frühlingsmorgen!

Wilhelm Otto Soubron.

Geboren in Bremen 1846, kam als Kind nach Amerika. Erhielt seine Ausbildung in Milwaukee, wo er heute noch als Übersetzer, Schriftsteller und Journalist wirkt. Sein Drama „Engel von Trenton" fand im Thalia-Theater in Milwaukee enthusiastische Aufnahme. Literatur- und Kunstreferent.

Das neue Lied.

Ich bin der beschwingte Sieg. Mein Stern
Glüht auf am Himmelssaum,
Und Morgenröte kündet mein Nahn –
Bin Muse, Geheimnis und Traum.
Das alte Lied vor mir verstummt:
Ich singe des Mannes Heil,
Ich bin das Lied vom freien Weib,
Das nicht um Gold ist feil.

Ich bin der Menschen Erlösungsdrang:
Ich singe vom Ende der Fron,
Zu der ihn das Gold, das gleißende, zwang –
Ich bin der Tugend Lohn.
Nicht jenes Dünkels, der protzend sitzt
Zu Gericht ob des Nächsten Weh;
Ich biete den Trank der Freude mild
Jedwedem, als gütige Fee.

Ich führe den Menschen zum Hoffnungsborn,
Ich breche das Brod ihm gerecht;
Jedwedem sein Teil, und wehe dem Wicht,
Der mehr sich zu nehmen erfrecht.
Ich singe das Ende vom Kampf ums Brod,
Bin das Lied von der Geisteskraft,
Die, Segen spendend, jedwedem naht
Mit dem Zepter der Wissenschaft.

Ich bin das Lied vom Menschenrecht;
Zum Festmahl jedwedem es winkt;
Ich singe vom Erdengarten traut,
Wo allen der Becher blinkt.
Ich singe das Ende vom teuflischen Wahn,
Der die Erde düngt mit Blut;
Ich bin das Lied vom neuen Geschlecht,
Das frei ist von Mord und Wut.

Ich singe der Liebe und Schönheit Reich,
Bin des Lebens Freudenpäan;
Ich singe der schnöden Selbstsucht Tod —
Auf, Sänger! Hell stimmt's mit an.
Ich bin der beschwingte Sieg. Mein Stern
Glüht auf am Himmelssaum,
Und Morgenröte kündet mein Nahn;
Bin Muse, Geheimnis und Traum.

Der Schmied von Marais des Signes [1]).

Der Schmied den wuchtigen Hammer schwingt,
Den Blasbalg zieht sein Sohn und singt:
„Ein freies Kansas soll es sein,
Kein Sklavenstaat, ein Staat der Frein!"
Da sprengt ein Reitertrupp vors Haus
Und lärmend ruft den Schmied heraus:
„Ihr, Hund von Abolutionist,
Seid mein Gefangner; daß Ihr's wißt!" —
Der Schmied stumm auf den Sprecher starrt —
Mit kaltem Blick — und streicht den Bart;
Nimmt rasch die Büchse von der Wand
Und spannt den Hahn mit kund'ger Hand:
„Ihr irrt; noch nicht; noch bin ich frei; —
Rasch, Junge, dein Gewehr herbei!"

Der Knabe eilt im Sprung davon; —
„Erschießt den ruß'gen Hundesohn!"
Brüllt ihm die Rotte dräuend nach.
Da spricht der Schmied: „Ihr Herrn — gemach! —
Lauf zu, mein Junge! Kaltes Blut! —
Den möcht ich sehn, der Leids dir tut."
Und auf die Schreier legt er an:
„Ihr wißt's, ich bin ein «Freistaatsmann».
Vor Negertreibern fürchtet sich
Nicht leicht ein freier Mann wie ich,
Drum, wer zuerst die Waffe hebt, —
Ich schwör's! — der hat zu lang gelebt!"

Rasch eilt der Knabe nach dem Haus;
Bewaffnet sich zum heißen Strauß.
Da fällt ein Schuß! Wer war's, der schoß?
Ein Reiter sinkt vom stolzen Roß! —
Hei! kommt, die Büchse in der Faust,
Der Junge jetzt zurückgesaust:
„Ein freies Kansas soll es sein;
Kein Sklavenstaat, ein Staat der Frein!" —
„Herein zu mir! Du bist mein Sohn!"
Der Alte spricht's mit freud'gem Ton.

Zu kracht der Schmiede festes Tor,
Und Blitze schießen draus hervor. —
Nun stürmt der Sklavenhalter Brut
Heran und brüllt in blinder Wut.

[1]) Die Wirren im „blutenden Kansas" gaben den Anstoß zu dem n. a. Bürgerkrieg. Um die dort in der Mehrzahl sich befindenden Freistaatler an der Wahlurne zu schlägen, kamen die Missourier Sklavenhalter in Massen über die Grenze und terrorisierten die ersteren.

Die Kugeln pfeifen hageldicht,
Indes der Schmied zum Sohne spricht:
„Und käme ganz Missouri her,
Ich wich ihm nie und nimmermehr!"

Der Knabe steht ihm kühn zur Seit
Und lugt hinaus, zum Schuß bereit; –
Dann schreit er auf und sinkt zurück.
Die Kugel traf! – Es bricht sein Blick. –
Der Alte auf die Leiche schaut,
Doch keine Trän vom Auge taut.

Sein Auge, das im Hasse glüht,
Durchs Feuerrohr den Tod aussprüht,
Bis daß die Mörder ziehen ab, —
Dann gräbt dem Sohn er stumm ein Grab.
Drauf zieht er von der Stätte fort,
Ein Wandrer wohl von Ort zu Ort;
Und wo er seinen Hammer schwingt,
Im Takt dazu ein Lied er singt:
„Ein freies Kansas soll es sein,
Kein Sklavenstaat, ein Staat der Frein!"

Johann Heinrich Stepler.

Geboren am 15. Oktober 1841 in Maar, Oberhessen, wanderte 1856 nach den Vereinigten Staaten aus.

Auf daß er ungeliebt nicht bliebe,
Rief übers Meer ihn her der Sohn.

Der Greis dem Gast die welke Hand.
Ach, nichts an süßem Wohllaut gleichet
Dem „Grüß dich Gott!" im fremden Land.

* Nachtgesicht auf St. Georges Island[1]).

Fledermäuse streichen. Schrille
Klinget durch die nächt'ge Stille
Noch der nimmermüden Grille
Melancholisches Gezirp.

Und bei angestrengtem Lauschen
Hör ich, wie mit leisem Rauschen

Sie stehn stille. Faßt sie Schrecken?
Sieh nur, wie sie sich verstecken
Und gespannt die Köpfe recken
Alle nach dem gleichen Ziel.

Durch die dunkeln Fluten gleitet,
Weit die Flügel ausgebreitet

Wolfe und Montcalm.

Auf den Höhen Abrahams hat die Erde
Blut getrunken,
Auf der Ebne Abrahams sind die Helden
hingesunken.
Stolze, kampfbewährte Krieger, siegreich
schon in manchen Schlachten,
Mußten sie auf jenen Höhen todumfangen
übernachten.

Dort Montcalm, in starker Festung,
Sieger oft in offnem Felde,
Hofft er noch mehr Ruhm zu ernten,
wenn der Kampf beginnt in Bälde.

Und der jugendliche Feldherr, Englands
kühner Mann der Waffen,
Machte schon den Söhnen Frankreichs
in der Wildnis viel zu schaffen.

Seht ihn auf dem breiten Strome nächtlich still hinübersetzen,
Dichterworte leise murmelnd[1]), während
andre Schwerter wetzen.
Dann die Höhen rasch erklimmend, mit
unsäglich großen Mühen,
Sieht man sie am frühen Morgen kampfbereit zu Felde ziehen.

---

[1]) Gray's Elegy. Wie bedeutsam in seinem Munde da die Zeile: The path of glory leads but to the grave.

Heißer ward's im Lauf des Tages, und
die Schlacht, noch kaum entschieden,
Sah die beiden Heldenfeldherrn schon
geweiht dem Todesfrieden.

Da ward Frankreichs Macht gebrochen
in Amerika für immer,
Und nur sprachlich ließ es Spuren: aus
vergangner Zeit ein Schimmer.

Hermann Stoll.

Geboren am 19. Oktober 1862 in Hamburg; Kaufmann. Wanderte 1883 nach Mexiko aus. Seit Februar 1901 in San Francisko, Cal.

Waldfrieden.

(An Hermann Glauch.)

Kein Lüftchen regt sich, heil'ge Stille
Liegt rings auf Berg und Tal, auf Wald
und Flur.

Der nahe Wald, er spendet kühlen Schatten
Und ladet ein zum Träumen, wie zur Rast.

Und Mückenschwärme spielend grüßen

Der Schmied von Marais des Signes[1]).

Der Schmied den wuchtigen Hammer
schwingt,
Den Blasbalg zieht sein Sohn und singt:
„Ein freies Kansas soll es sein,
Kein Sklavenstaat, ein Staat der Frein!"
Da sprengt ein Reitertrupp vors Haus
Und lärmend ruft den Schmied heraus:
„Ihr, Hund von Abolutionist,
Seid mein Gefangner; daß Ihr's wißt!" —
Der Schmied stumm auf den Sprecher
starrt

Den möcht ich sehn, der Leids dir tut."
Und auf die Schreier legt er an:
„Ihr wißt's, ich bin ein «Freistaats-
mann».
Vor Negertreibern fürchtet sich
Nicht leicht ein freier Mann wie ich,
Drum, wer zuerst die Waffe hebt, —
Ich schwör's! — der hat zu lang gelebt!"

Rasch eilt der Knabe nach dem Haus;
Bewaffnet sich zum heißen Strauß.

Zerstört mein Jugendtraum, mein Le-
bensglück;
Da fühl ich wilden Schmerz die Brust
durchbeben,
Die Zukunft, sie erfüllt mich fast mit
Graun,
Dein süßes Bild wird ständig mich um-
schweben. . . .
Noch einmal laß mich dir ins Auge
schaun! —

Gedenkst du noch der froh verlebten Tage,
Als fest und innig dich mein Arm umfing,
Und wie als Antwort auf die kühne
Frage
Ein selig Lächeln durch dein Antlitz ging?

getroffen. . . .
Noch einmal laß mich dir ins Auge
schaun! —

„Es hat nicht sollen sein!" Und trübe
Stunden
Erwarten mich in grauem Nebellicht.
Mit dir ist jede Zuversicht entschwunden,
Denn, Holde, dich vergessen kann ich nicht!
Es zuckt das Herz mit jedem neuen
Schlage.
Daß ich dich lassen muß, nicht fass ich's
traun;
Erhör mein Flehn, hör meine bange
Klage. . . .
Noch einmal laß mich dir ins Auge schaun!

Heinrich Christian Strack.

Geboren am 25. April 1848 zu Reiskirchen bei Gießen, Hessen. Studierte klassische Philologie in Gießen und Leipzig. War Lehrer am Gymnasium in Wesel, an der höheren Bürgerschule in Oberhausen a. d. R. und am Gymnasium in Laubach, Hessen. Seit 1884 in den Vereinigten Staaten. Redakteur des „Washington Journal", Washington D. C. Dr. phil.

Grüß Gott!

Ein lauer Abend senkt sich nieder
Aufs abgelegne Farmerhaus;
Zu seinem Ruhplatz führt nun wieder
Ein Kind den Großpapa heraus.

Die Kleine hört nicht auf zu sprechen,
Sie spricht und lacht und lacht und spricht,
Doch — fast will ihm das Herz zerbrechen —
Der alte Mann versteht sie nicht.

Auf daß er ungeliebt nicht bliebe,
Rief übers Meer ihn her der Sohn.
Man tut ihm alles hier zuliebe,
Nur . . . horch, was war das für ein Ton?

„Grüß Gott! Sind das nicht deutsche Leute?
Ein müder Wandrer naht sich hier,
Den es von ganzem Herzen freute,
Fänd er bei euch ein Nachtquartier."

Durch Freudentränen lächelnd reichet
Der Greis dem Gast die welke Hand.
Ach, nichts an süßem Wohllaut gleichet
Dem „Grüß dich Gott!" im fremden Land.

* Nachtgesicht auf St. Georges Island[1]).

Fledermäuse streichen. Schrille
Klinget durch die nächt'ge Stille
Noch der nimmermüden Grille
Melancholisches Gezirp.

Und bei angestrengtem Lauschen
Hör ich, wie mit leisem Rauschen
Fluß und Bäume Zwiesprach tauschen.
Sonst ist alles todesstill.

Auf die schwärzlich graue Welle
Streuen Sternlein matte Helle.
Horch, entferntes Hundsgebelle
Kündet: Hekate ist nah.

Meine Haut fühl ich erkalten.
Welcher Zauber will hier walten? —
Hu! da huschen schon Gestalten,
Nackte, nach dem Ufer hin.

Sie stehn stille. Faßt sie Schrecken?
Sieh nur, wie sie sich verstecken
Und gespannt die Köpfe recken
Alle nach dem gleichen Ziel.

Durch die dunkeln Fluten gleitet,
Weit die Flügel ausgebreitet
Und von hellem Stern geleitet,
Dort ein schwarzes Ungetüm.

Gradaus zieht es kurze Strecke —
Und dann biegt's — zu welchem Zwecke? —
Drüben um des Festlands Ecke
In St. Marys River ein.

Jetzt entschwindet's dem Gesichte,
Und der Zauber ist zunichte. —
Forsche nach in der Geschichte,
Wen der schwarze Segler trug.

[1]) Am 26. März 1634 fuhr Charles Calvert, der Bruder des ersten Lord Baltimore, von Piscataway herkommend, durch den östlichen Arm des Potomac an St. Georges Island vorüber, um in dem nahe gelegenen Gebiet der Yaocomoco-Indianer St. Marys, die älteste britische Ansiedlung in Maryland, anzulegen. Unter den nackten Gestalten sind natürlich Indianer zu verstehen.

Zum Gedächtnis Lincolns.

Wer ist der Knab in grober Jacke
Aus ungefärbter Beiderwand,
Der von der Stirn jetzt und der Backe
Den Schweiß sich wischt mit schwiel'ger Hand
Beim Blockhaus dort am Waldesrand?

Er streckt den Rücken, dehnt die Glieder,
Gönnt aber sich nicht lange Rast,
Schon bückt er sich, schon hat er wieder
Den Keil gesetzt und hat in Hast
Des Schlägels schwanken Stiel erfaßt.

Der Schlägel fällt, der Spaltkeil dringt
Tief in das Holz, das knarrend reißt.
Hei! wie behend die Axt er schwingt,
Wie Riegel er um Riegel spleißt! – –
Weiß jemand, wie der Knabe heißt?

* * *

Auf Indianas Wäldern brütet
Seit Stunden tiefe, stille Nacht.
Im Blockhaus hat man längst ermüdet
Zum Schlaf die Augen zugemacht.
Ein Knabe nur sitzt dort und wacht.

Auf hartem Klotz hockt er am Herde,
Und bei des Feuers hellem Schein
Saugt er mit wundernder Geberde, –
Man sieht es, er muß glücklich sein! —
Den Inhalt eines Buches ein.

Er hört nicht auf, bis er gelesen
Das letzte Wort vom letzten Blatt.
„Das ist ein großer Mann gewesen!"
Ruft leis er dann, und müd und matt
Wirft er sich auf die Lagerstatt.

* * *

Er schläft. Ein wundersames Brausen
Schallt fernher von den wald'gen Höhn.
Würd jetzt er wach, hört er mit Grausen
Ein wildverworrenes Getön,
Wie Wutgeheul und Schmerzgestöhn.

Ein langezognes Donnergrollen
Wälzt durch die Nacht sich schwer und bang.
Dann nach dem Pfeifen, Zischen, Rollen
Ertönt's wie heller Jubelklang,
Und jetzt – wie dumpfer Grabgesang. -

Das Tosen draußen ist zerstoben.
Durchs Blockhaus surrt ein weicher Ton.
Horch, klingt es nicht, als käm's von oben?:
„Abe Lincoln! Komm ins Pantheon!
Komm, setz dich neben Washington!"

Ein Weihnachtstraum.

O Märchenpracht des Weihnachtsbaumes,
O Zauberlicht des Kindheitstraumes,
Wirf deinen Schein in meine Brust.
Ah, wie von all der Lichter Helle
Die wonnigweiche Wärmewelle
Wegschmilzt des Herzens eis'ge Krust!

Und aus erwärmtem Herzensschachte,
Da löst sich leicht und steigt gar sachte
Ein lieblich Traumgebild empor. – –
In enger Stube sitzt im Kreise
Ein Kinderhäuflein. Ernsthaft leise
Liest ihm der Vater etwas vor.

Der Vater spricht: „Nun laßt uns beten!“
Und wie die Kleinen vor ihn treten,
Wer ist’s, den er zuerst befragt?
Wer war’s, der jetzt mit Kindeslallen,
Dem lieben Christkind zu gefallen,
Sein Weihnachtssprüchlein hergesagt?

Klingling! Ein Glöcklein unten klinget.
Ein Jubelschrei! Und hastig springet
Der Ältste nach der Türe Knauf.
„Nicht eilen!“ ruft der Vater strenge, –
„Daß keines falle im Gedränge,
Geh mit dem Jüngsten ich vorauf.“

Es pocht das Herz. Die Pulse fliegen.
O diese vielen Treppenstiegen!
„Geh schneller, Vater!“ Welcher Welt
Entstammt die wunderbare Helle,
Die durch den Spalt dort auf die Schwelle
Der noch verschlossnen Türe fällt?

Der Vater klopft. Der Drücker sinket.
Die Tür geht auf. Da steht und winket
Verklärten Augs lieb Mütterlein.
Und in dem tannenduft’gen Zimmer
Der Flitterglanz, der Kerzenschimmer!
Und diese Gaben, sie sind mein?...

Verschwinde, Traum! – Ach, in der Ferne,
Im Land der Streifen und der Sterne,
Bricht diese Weihnacht für mich an.
Der Kindheit Glück ist längst verflogen,
Ich bin in fremdes Land gezogen,
Und abwärts geht des Lebens Bahn.

Die weite Welt hab ich gesehen,
Doch wie die Jahre kommen, gehen,
Mir ist, als ob aus alter Zeit
Ein Klageton herüberklänge:
O weite Welt, so arm und enge!
O enge Welt, wie reich und weit!

Johannes Wilhelm Theiß.

Geboren 1863 in Zelionopel, Pennsylvania. Seit 1887 lutherischer Geistlicher. Zuerst im Staate Oregon, jetzt in Los Angeles, California.

Gepflückt am Wege, mit Zeichnungen vom Verfasser, – ein zweiter Band in Vorbereitung, ebenfalls illustriert: In der Feierstunde.

California.

Von dort, wo schweigend um Sierra-Gipfel,
Den Urwald unter sich, die Wolken wallen,
Bis wo zum Meer des Fürstenmantels Zipfel
Von Californias Schultern niederfallen,
Streckt sich das Land in seinen Prachtgewändern
Als Fürstin hin, das Füllhorn in der Hand,
Und bietet rings den minder reichen Ländern
Die Schätze dar, die Gott ihr zugesandt.

Du, Fremdling, eilst vorbei mit Dampfroßschnelle
Und meinst, du habest ihren Glanz genossen?
Du täuschest dich; du standest an der Schwelle;
Der Wunder Fülle blieb dir noch verschlossen.
Erst weile, wo des Urwalds Wasser spritzen
In weißem Schaum talab von Stein zu Stein!
Erst blicke von der Berge Felsenspitzen
Ins märchenhafte Wunderland hinein!

Siehst du der Gärten Millionen Rosen,
Die Täler, voll von traubenschweren Reben,
Den fruchtbeladnen Wald der Aprikosen
Orangengold im dunklen Laub daneben?
Siehst du die Weizenfelder prangend stehen,
Befrachtet mit des Landes bestem Gold,
Und fern den Wogenschwall des Meeres gehen,
Der Schätze zu der Fürstin Füßen rollt?

Horch auf! Der tausend Herden Glocken tönen
Von blumenreichen Triften her zum Ohre.
Horch auf! Yosemites Gewässer dröhnen
In tiefem Sturz an feste Felsentore.
Horch! Tief in Bergen unterm Blumenkleide,
Da pocht der Hämmer Schlag in dunklem Schacht
Und bringt zuhauf der Fürstin Goldgeschmeide
In hellem Glanz aus rabenschwarzer Nacht.

Sahst du die Fürstin niemals herrlich prangen
Im Frühlingskleid, dem tausendfarbig bunten;
Umhauchte niemals säuselnd deine Wangen
Ihr Bütenodem in den Dämmerstunden;
Und sahst auf ihrem Angesicht du nimmer
Die Glut des Morgenrots in hehrem Glanz:
So sahst von fern du wohl der Anmut Schimmer,
Doch nie der Fürstin Schönheit voll und ganz!

Nur wer des Regenbogens Zauberfarben
In seinem Pinsel aufgespeichert hätte,
Nur wer des Morgenrotes Feuergarben
In Flammen trüg auf seinem Farbenbrette,
Vermöchte deines Blütenmantels Strahlen
Hervorzuzaubern mit des Künstlers Hand
Und deine meerumschäumte Pracht zu malen,
O California, wunderreiches Land!

Am Gießbach Oregons.

Wer nie des Gießbachs Wunderpracht gesehn,
Wenn er vom Felsen stürzt mit Donnerdröhnen
Und jauchzend springt mit lauten Jubeltönen
Von Stein zu Stein in seinem ewig schönen
Gewand von Schaum und Glanz und Zauberlicht:
Der mag jahrzehntelang zur Schule gehn,
Und ahnt die Größe Gottes längst noch nicht.

Geh hin und schau, wie himmelan dort starrt
Die Riesenfichte hoch aus Nebelschlünden,
Wo hundert Quellen aus den Felsen münden
Und tausend Blumen ihre Kerzen zünden
Zum Preis des Schöpfers in des Urwalds Nacht,
Vom Lenz, bis spät im Sturm die Föhre knarrt;
Erforsche dort des Schöpfers Wundermacht!

Da liegt des Adlers stilles Waldgebiet,
Darinnen lange Reiher einsam stelzen;
Da jagt das Eichhorn flink auf grünen Felsen;
Da stolzt das Waldgetier in reichen Pelzen;
Da huscht einher im Strom gedankenschnell
Forellenvolk zum sichern Uferried,
Und oben jauchzt die Lerche glockenhell.

Da summt und surrt im Lenz der weiche Wind
Ein Schlummerlied aus südlich trägen Zonen
Und wiegt die Nadeln ein zu Millionen
Mitsamt dem Moosgehäng in Föhrenkronen,
Und alles träumt den süßen Frühlingstraum.
Das Röschen neigt im Hauch des Lenzes lind
Sein schläfrig Haupt und weiß es selber kaum.

Dann flieht der Traum; der Sommer, heiß und schwül,
Zieht ein. Die Sonne liegt mit stillem Brüten
Auf Heidelbeergesträuch und Salmbeerblüten,
Und alle Gluten, die der tiefe Süden
Sonst fühlt, verspürt des Nordens Föhrenstrand;
Doch hier im Urwald haucht noch frisch und kühl
Des Gießbachs Odem Labung in das Land.

Oktober naht. Es steht im Waldesdom
Der Krüppeleiche Laub in Feuergluten,
Des Ahorns Blätter fangen an zu bluten,
Doch unbehelligt von der Zeiten Fluten
Hebt schwarz der Waldmonarch sein Nadelhaupt.
Was fragt der Riese nach dem Zeitenstrom?
Was kümmert's ihn, daß Sturm den Zwerg entlaubt?

Dezember kommt. Der Nordsturm tritt herein,
An Schätzen reich nach Art der hohen Gäste,
Wirft wunderzarte Schleier auf die Äste
Der alten Föhren, putzt wie Glanzpaläste
Die Zedern aus mit Diamantenstrahl,
Und alles blinkt und blitzt so wunderfein;
Es wird der Waldesdom ein Königssaal.

Jawohl! ein Königssaal des großen Herrn,
Der Wunder schafft durch seines Odems Wehen,
Vor dem die Sterne stumm in Ehrfurcht gehen
Und alle Himmelsheere schauernd stehen,
Des ewig unbeschriebnen Zebaoth.
O Menschenkind! Da staune, sinn und lern,
Und beug dich in den Staub vor deinem Gott!

* Föhrenrauschen.

Horch! – Der Föhrenwipfel Sausen;
Lauter wird's, wie Meeresbrausen;
Dann erstirbt der Wind, und leise
Säuseln sie wie Schlummerweise.

Wieder kommt der Klang gezogen,
Schwellend wie des Meeres Wogen;
Wieder klingt ihr Gruß in trauten,
Wonnevollen Flüsterlauten.

Wieviel tausendmal die schöne
Reihenfolge dieser Töne
Wohl die Wipfel schon durchzogen,
Seit der Schöpfungstag verflogen?

Wieviel tausendmal beim Fliehen
Der Jahrhunderte wird ziehen
Dieser Laut durch Millionen
Föhrenwipfel, Nadelkronen?

Einer nur vermag's zu sagen.
Der vernimmt der Schöpfung Klagen,
Der vernimmt der Schöpfung Loben
In den heil'gen Höhen droben.

* Waldeinsamkeit.

Horch! rings geheimnisvolles Schweigen,
Kein Lüftchen fast sich regen will.
Nur manchmal flüstert's in den Zweigen,
Die Wipfel sich zum Beten neigen,
Und dann ist's wieder totenstill.

Vergessen sind die tausend Fragen
Der Welt in dieser tiefen Ruh,
Die laute Lust, das bange Klagen;
Die Stille hat den Arm geschlagen
Um mich und flüstert: „Träum auch du".

Die Harfe der Kindheit.

Du Harfe der Kindheit, wie fremd ist dein Klingen!
Du rauschtest mir einstens ins lauschende Ohr
Das Klirren der Waffen, der Schwerter Zerspringen,
Der Äxte Gedonner an eichenem Tor;
Und zauberhaft tönte durch alle das Schlagen
In klagenden Lauten der Minne Gesang.
Der Ton ist verweht mit der Jugendzeit Tagen,
Du Harfe der Kindheit hast nimmer den Klang!

Du bebtest das Echo zu lieblichen Sagen,
Die einstens mein Vater von hessischem Grund
Ins friedliche Tal am Ohio getragen,
Und denen ich lauschte zur dämmernden Stund;
Du rauschtest von Brücken und Zinnen und Mauern
Und trotzenden Burgen auf waldigem Hang.
Nun tönst du so leise, drum sprech ich mit Trauern:
„Du Harfe der Kindheit hast nimmer den Klang!"

Ich ging durch den Wald, und es sprachen die Bäume
Von Rittern und Knappen und reisigem Troß;
Ich schlief auf der Höh, und es klang durch die Träume
Das Hifthorn der Jäger vom schimmernden Schloß,
Nun gehen die Füße viel staubige Wege
Und mühsame Pfade der Sorgen entlang;
Und plätschern die Quellen auch fröhlich am Stege,
Du Harfe der Kindheit hast nimmer den Klang!

Curt Thiersch.

Geboren 1852 im sächsischen Erzgebirge. Studierte in Leipzig. Seit 1873 in Amerika. Tätig als Mitglied der Redaktionen verschiedener deutschen Zeitungen in Chicago, Newark und der Westlichen Post in St. Louis. Schrieb eine Biographie Garfields und das humoristische Buch: Briefe des dreistöckigen Hausbesitzers Mister Schorsch Dobbel juh Hutzelbergers, das einen poetischen Anhang enthält.

Der Traum des Kaisers.

Die Welt liegt tief in Schlummers Bann,
Die Mitternacht zieht still heran.
Die Brunnen wie im Schlafe rauschen,
Der Nachtwind weht in Baum und Strauch
Durchs dunkle Grün mit leisem Hauch;
Gesenkten Haupts die Blumen lauschen.
Der Nachttau glänzt auf Blum und Blatt,
Der Mond ist leuchtend aufgegangen;
Im tiefen Schlummer traumumfangen
Liegt Peking nun, die Kaiserstadt.

Weißschimmernd liegt im Mondenglanz,
In duftberauschter Sommernacht,
Inmitten seiner Gärten Kranz
Das Kaiserschloß in seiner Pracht,
Mit seinen goldbeschlagnen Dächern
Und seinen tausend Prunkgemächern.
Im Schlummer liegt der Diener Troß,
Im Hof der Pfau, im Stall das Roß;
Verschlafen stehn, im Traum verloren,
Die Wachen in den Korridoren,
Als wäre Peking niemals worden
Berannt von den Tartarenhorden.

Die Sommernacht ist still und schwül,
Es atmet alles Fried und Ruh;
Im Prunkgemach auf seidnem Pfühl
Unruhig schlummernd liegt Yang Fu;
Ihn plagt ein schweres Traumgesicht:
Ihm träumt, er sieht im Mondenlicht
Daher gezogen kommen leise
Durchs Schlafgemach drei weiße Mäuse.
Schon sind sie nahe seinem Bette,
Jetzt ziehn sie übers seidne Lager.
Zuerst kommt eine dicke, fette,
Die zweite, die ist kläglich mager,
Und als die zwei vorüber sind,
Kommt eine dritte, die ist blind.

Fort huschen sie; Yang Fu erwacht,
Er schläft nicht mehr die ganze Nacht.
Er grübelt ohne Unterlaß,
Was dieser Traum bedeuten mag.
Er wird vom vielen Denken blaß
Und sinnt und grübelt bis zum Tag;
Denn wer auf goldnen Sesseln thront,
Der ist des Denkens nicht gewohnt.

Ganz Peking ist von Angst beseelt;
Man fragt sich, was dem Kaiser fehlt?
Er ißt nichts, und er zankt heut nicht,
Er macht ein kummervoll Gesicht;
Wie kommt es, daß er heut nicht spricht?
Was trübt ihm seines Geistes Licht? –
Doch wie man auch bestürzt sich zeigt,
Der Kaiser kehrt sich ab und schweigt.

Und wieder geht die Welt zur Ruh,
Und wieder wird es Mitternacht.
Auf seinem Lager ruht Yang Fu
Und träumt, wie durch das Zimmer sacht
Im Mondenscheine nach der Reih
Die Mäuse wieder ziehn vorbei;
Die blinde, magre und die fette,
Sie ziehen hin auf seinem Bette.
Und eh Yang Fu ein Wort gefunden,
Sind, wie sie kamen, sie verschwunden.

Yang Fu erwacht, er kann sich kaum
Erwehren mehr der Angst, der Sorgen,
Und schlaflos liegt er bis zum Morgen.
Was kündet dieser wüste Traum?
Nichts freut ihn mehr, trüb ist sein Sinn,
Ihn ärgert selbst die Kaiserin,
Die ihn mit ihren Fragen quält,
Was ihm, dem Sohn der Sonne, fehlt.

Und als vorbei auch dieser Tag,
Die Nacht sinkt müd vom Himmelssaum,

Ruht er im nämlichen Gemach;
Und wiederum sieht er im Traum
Beim trügerischen Sternenschimmer
Die Mäuse ziehen durch sein Zimmer:
Die fette, magre, mit der blinden,
Die hinter seinem Bett verschwinden. –

Auf ihrer lichtumglänzten Bahn
Geht überm stillen Ozean
Die Sonne auf. Aus Schlummersruh
Das weite Peking nun erwacht;
Doch in der Seele des Yang Fu
Spukt noch das Traumbild jener Nacht.
Matt wie ein Schatten schleicht er nur,
Sein müdes Antlitz trägt die Spur
Von Sorgen, die er sich gemacht,
Seit er die Mäuse sah zur Nacht.

Bald wieder macht die schlimme Kunde
Rings in der Kaiserstadt die Runde.
Man ist bestürzt; man fragt entsetzt:
„Was wird wohl Schlimmes kommen jetzt?"
Ein jeder ahnt das Gräßlichste,
Das Schrecklichste, das Häßlichste;
Man munkelt schon von Kriegsgefahren,
Von einem Raubzug der Tartaren.
Man fragt im angstbeklommnen Ton,
Wo man sich trifft: „Wißt Ihr es schon?"
Und ängstlich fragen sich die Leute,
Was dieser schlimme Fall bedeute.
Yang Fu jedoch kann nun die Plagen
Des Traumgesichts nicht länger tragen.
Es wird sein Machtgebot vernommen,
Sein Hofstaat soll zusammenkommen.

Und sieh, der weite Kaisersaal,
Der füllt sich schnell und dicht zumal;
Man sieht herbei von allen Seiten
Des Reiches Würdenträger schreiten:
Erhobnen Haupts, mit wicht'gen Mienen
Naht dort die Schar der Mandarinen,
Die spitzen Hüte auf dem Kopf
Und mit dem ellenlangen Zopf.
Es kommen viele großen Lichter:
Die Weisen und des Hofes Dichter.
In langen Röcken kommen dann
Die Astrologen all heran.
Nach ihnen kommen Traumesdeuter,
Wahrsager und Gesichterschneider,
Der Hofzwerg, der Kalendermann, –
Sie kommen all im Zuge an.

Doch als Yang Fu den Traum erzählt
Und was ihn seit drei Nächten quält,
Weiß kein Gelehrter und kein Weiser
Zu deuten jenen Traum dem Kaiser.
Wie man sich auch den Kopf zerbricht,
Man findet doch die Lösung nicht.
Man martert und man plagt sich,
Man konsultiert, man fragt sich,
Man quält sich und man schindet sich,
Ob nicht die Deutung findet sich.

So plagt man sich ganz schändlich,
Bis ganz zuletzt noch endlich
Sich Rettung durch den Hofzwerg naht.
Dem fällt es ein, daß ein Soldat
Dient bei des Kaisers Wache,
Wo leicht er sei zu finden,
Und dem es leichte Sache,
Die Deutung zu verkünden.
Gleich wurde ihm befohlen,
Den Mann herbei zu holen.

Bald vor dem Kaiser und dem Rat
Erstaunt, erschreckt steht der Soldat;
Er zittert und wird ganz verstört,
Als er den Traum des Kaisers hört.
Er bittet, daß man sich bedenke
Und ihm des Traumes Deutung schenke;
Denn nimmer dürf er's wagen,
Die Lösung frei zu sagen.
Er spricht, sich zu verteidigen,
Es würde sehr beleidigen
Den Kaiser, wenn er nichts verhehle, –
Die Deutung unentstellt erzähle.

Zuletzt jedoch, als ihm Yang Fu
Vergebung sagt und Gnade zu,
Da höret man ihn sagen
Mit Zittern und mit Zagen:

„Es steht ein Berg im Lande Fim, –
O Sohn der Sonne, so vernimm! –
Entlegen dem Geräusch der Welt
Umgibt ihn rings von Mohn ein Feld.
Dort wehn die Lüfte schlummerschwer,
Dort webt der Träume buntes Heer,
Das dann zur Nacht mit leichtem Flügel
Der Wind weht über Tal und Hügel;
Er trägt zu Menschen sie heran,
Die atmen in des Schlummers Bann.
Teils sind voll Ernst sie, teils voll Spott;
Die Deutung aber kommt von Gott. –

Die erste Maus, die deinem Bette
Sich nahte, jene große, fette,
Bedeutet, willst du, daß bekannt es: –
Die Würdenträger deines Landes,
Die nur durch deine Gunst sich nähren
Und an dem Mark des Volkes zehren.

Die zweite Maus, die dürr und schmächtig, –
Die ist dein Volk, das niederträchtig
Sich plagen muß von früh bis spat
Und doch von seiner Müh nichts hat.

Die dritte Maus jedoch, Yang Fu,
Die blind ist und nichts sieht, – bist du!“ –

Yang Fu sah rings im Saal umher;
Ein jeder war bekümmert sehr.
Die Deutung nicht behagte ihm,
Die der Soldat da sagte ihm.
Er schloß sich in sein Zimmer ein
Und blieb den ganzen Tag allein.
Er überlegte lang und schwer, – – –
Dann ließ er alles wie vorher.

* * *

Das hat in China zugetragen
Sich einst vor mehr als tausend Jahren.
Das kommt bei uns in unsern Tagen
Nicht vor; da soll uns Gott bewahren!

Martha Töplitz.

Geboren am 10. November 1872 in Breslau. Gattin des Spezialarztes Dr. Max Töplitz. Schriftstellerisch und journalistisch tätig. New York.

So lieb ich dich.

Als wärst du meine liebe kleine Schwester,
Mit der ich aufwuchs unter Lust und Streit,
Mit der ich Näscherei und Tadel teilte
In fröhlich toller Kinderzeit, –
So lieb ich dich.

Als wärst du treue Freundin mir seit Jahren,
Mit der ich Hand in Hand gewandert bin,
Die mir vertraute, mir den Mut belebte
Mit klugem, frauenhaftem Sinn, –
So lieb ich dich.

Als wärst du Tochter mir, für die ich sorgte,
So wie der Gärtner für den Lieblingsbaum,
In deren holder, reiner Mädchenseele
Aufs neu ersteht mein Jugendtraum, –
So lieb ich dich.

Als wärest du mein zweites Ich hienieden,
Der eine wär des andern Echoklang,
So daß es von des einen Wesenstiefe
Auch wortlos zu dem andern drang, –
So lieb ich dich.

Und anders doch: – Als flammte dir entgegen
Mein ganzes Sein in schrankenloser Glut,
Zu Funken sprühend würden die Gedanken,
Zu Feuer jeder Tropfen Blut! –
So lieb ich dich.

Und göttlich würden diese Flammen lodern,
Stieg leuchtend schon die Hoffnung draus empor,
Daß ich dich halten darf mit starken Armen;
Daß deine Lippen flüstern mir ins Ohr:
So lieb ich dich.

* Am Regentag.

Des Regentages schwüle Luft
Weckt einen Traum, der lange schlief,
Und den aus tiefer, stiller Gruft
Die nimmermüde Sehnsucht rief.
Erscheint auch blaß und trüb mein Traum,
Ich grüße freudig seine Rast;
Zum Festsaal wird der enge Raum. –
Willkommen, ungerufner Gast!

Die Bilder der Erinnerung
Wir beide wenden Blatt für Blatt.
Wie scheint die Welt mir frühlingsjung
Am Regentage grau und matt.
Der Stimme Klang, verhallt im Leid,
Tönt zärtlich jetzt wie Liebeslied. –
Still steht am Regentag die Zeit,
Die vor der Sonne eilig flieht.

Umwallt von Nebeln kommt mein Traum.
Doch durch die düstern Schleier grüßt
Das Aug in dunkler Wimper Saum,
Der Mund, der oft mich heiß geküßt.
Und eine blasse, blasse Hand,
So leicht wie Luft, so schwer wie Erz,
Führt mich auf Wege wohlbekannt,
Weckt alte Wonne, alten Schmerz. –

Entschlafnes Sehnen, neu erwacht
Durch einen unvergessnen Blick, –
Des Lächelns alte Zaubermacht; –
Bringt fast das tote Glück zurück.
Es raunt und flüstert um uns her. –
Laut pocht mein Herz mit heißem Schlag. –
Mein Traum! – Wie wird der Abschied schwer –
Am dämmergrauen Regentag . . .

* Die Erschaffung des Lachens.

Die schöne Welt war grad erschaffen
Und Mensch und Tier ganz nagelneu,
Der Sonnenschein, die grünen Wälder,
Die Vöglein und der grimme Leu.
Sie übten alle sich im Leben,
Ein jeder hübsch für sich allein;
Denn selbst die Paradieseswonne
Will gründlich erst erlernt ja sein.

Ein hoher Ernst erfüllt sie alle,
Ein tiefes Sehnen sie befiel,
Wie man mit Anmut und mit Würde
Erreichen kann des Lebens Ziel.
Und reiche Früchte trug in Eden
Gar bald die grüblerische Saat;
Es machte mit Philosophieren
Ein jeder Esel damals Staat.

Und hörte man ein Vöglein singen,
So klang es traurig, wehmutsvoll;
Denn auch das kleinste Vogelherzchen
Voll idealer Sehnsucht schwoll.
Und auch die Frösche ernsthaft quakten,
Und selbst die Bienen summten leis,
Ob unter allen Lebewesen
Den Zweck des Daseins einer weiß?

Selbst kritisch lächelnd schien die Sonne. –
Da ward dem Herrgott es zu bunt,
Und einem seiner Erzesengel
Tat er's sogleich zu wissen kund:
„Trübselig unten sich geberdet,
Was ich erschuf zu meiner Freud,
Langweile ist des Übels Quelle,
Das ändre ich, und zwar noch heut!"

Aus einer Handvoll Sonnenstrahlen
Und einer Schale Blütenduft
Schuf er ein neues, schönes Wesen,
Graziös, behende, leicht wie Luft.

Die Schultern zierten bunte Flügel,
Das Auge glänzt von Seligkeit,
Den Mund umspielt ein süßes Lächeln.
So schuf der Herr die Fröhlichkeit.

Und an dem Tage lernte lachen
Der Mensch zuerst im Weltenall,
Und alle klein und großen Tiere,
Sie stimmten ein mit frohem Schall.
Die Vöglein trillernd jubilierten,
Der Zephyr lächelt zart und fein;
Gar fröhlich nickten alle Blumen,
Das Bächlein kicherte darein.

Das war dem Herrgott ein Vergnügen,
Der lachte mit und freut sich baß;
Er sprach: „Was nützen Paradiese,
Versteht man drin sich nicht auf Spaß?
Und wird der Mensch, ich weiß es leider,
Auch einmal draus vertrieben sein,
So bleibt für ew'ge Zeit auf Erden
Des Lachens goldner Sonnenschein.

Carrie Freifrau von Veltheim-Hülse.

Geboren zu Beirut, Syrien, erzogen zu Dresden; seit ihrer Vermählung ansässig in Berkley, Californien.

* Wandlung.

Wie lebt ich sonst mit unbedachtem Sinn!
Was mir das Schicksal und das Leben bot,
Als schuldigen Tribut nur nahm ich hin
Und spielte lachend mit Gefahr und Tod.
Mein Stern blieb treu mir, und ich folgte bald
In ungebundnem Drang durch alle Welt –
Mein eigner Diener nur – erhaben, kalt
Ob allem, das ein andrer heilig hält.
Solch kleiner Sinn hatte für mich nicht Raum,
Und Zeitvertreib dünk mir der Liebe Traum!

Doch jetzt –? Ich schau verwundert um mich her:
Was sonst erfreut mich – ist mir nun vergällt;
Die weite Welt so klein, so kalt und leer
Und eines Hauses Umfang meine Welt!
Mein Tatendurst – dem sonst kein Maß zu groß –
Zu schaffen sich genügt in stillem Kreis,
Mein Wanderflug gehemmt – doch reuelos
Zollt er der Freiheit lebenslangen Preis.
Ich bin nicht „Ich" mehr – und in mir erwacht
Ein stetes Wachsen ungeahnter Macht.

Und alles, was schien felsenfest gefügt,
Zerschmilzt wie Schnee vor ihrem lichten Schein,
Wo sonst ein „Muß“ zum Trotze nur genügt,
Flößt Demutsinn ein neues Leben ein.
Das Herz, das nie vor Kampf und Kummer bang,
Es zittert jetzt vor seines Glückes Raub,
Das Knie, das Unheil nie zum Beugen zwang,
Vor unbekannter Macht sinkt's in den Staub:
„Hab sonst ich nie geglaubt – jetzt will ich's blind –,
Erhalt mir nur mein Heim, mein Weib, mein Kind!“

* Ich zwinge dich, Glück!

Ich zwinge dich, Glück!
Und willst du entfliehn,
Nicht nah ich dir lockend
Mit Schmeichelbemühn,
Nein, rauh faß ich dich
Mit gewaltsamer Hand,
Du mußt, ob gezwungen
Auch, halten mir Stand
Und wenden zu mir dich
Und kehren zurück –
Ich zwinge dich, Glück!

Ich zwinge dich, Glück –
Denn ich weiß, wer verzagt,
Der muß dich verlieren,
Gewinnt nur, der wagt!
Fest, fest drum erfaß ich
Dein schimmernd Gewand
Und halt dich – ob reißt auch
Der brechliche Tand –
Daß nimmermehr weiche
Dein strahlender Blick –
Ich zwinge dich, Glück!

* Dem Liebsten.

Nicht sehn ich mich nach dir in milden Nächten,
Wenn Mondeszauber um die Erde fließt
Und Phantasie mit neugeschäft'gen Mächten
Sehnsüchtig Wünschen in die Seele gießt. –

Nicht sehn ich mich nach dir an sonn'gen Tagen,
Wenn Frühlingsahnen froh die Brust durchbebt,
Im Liebesdrang die Herzen höher schlagen
Und jeder Pulsschlag fühlen läßt: man lebt!

Nicht sehn ich mich nach dir in stillen Stunden,
Wenn im Kamin die Flamme still verglüht
Und Bild um Bild der Zeiten, längst entschwunden,
Aufs neu ersteht im sinnenden Gemüt: –

Bin ich ja eins mit dir, wo Zwiesprach halten
Mein Geist mit deinem kann, verstohlen, zart;
Wo ungestört die heimlichen Gewalten
Sich regen können, die uns zwei gepaart! –

Doch wenn in lautem Kreis die bunte Menge,
Des Lebens reichste Fülle mich umdrängt,
Inmitten wildem, tollem Festgedränge,
Wo Freudentaumel jeden Sinn umfängt
Und Scherzgelächter dorther tönt und hier,
Da, einsam fühlend, sehn ich mich nach dir!

* Aus dem Leben.

Wir sahn ihn in der Apotheke sitzen:
Hohläugig, blaß, vor Frost und Kälte schauernd;
Notdürftig nur bedeckt – der Ärmsten einer –
Und heiß floß mir des Mitleids Strom zu Herzen.
„Schon wieder hier?" so sprach der Apotheker.
„Geht, sucht Euch einen andren Laden aus!"

Und widerspruchslos schwankte er hinaus,
In Winternacht hinaus! – Und auf Befragen
Erfuhren wir, daß er von Krankenhaus
Zu Krankenhaus gesandt würd, obdachlos,
Weil er – o Menschlichkeit! – unheilbar sei.
„Er hat es selbst verschuldet – 's ist ihm recht!"

– – Es selbst verschuldet –! Doch das Jammerbild
Verfolgt mich stets mit gleicher stummer Anklag,
Wie jene wohl, die ihm zum Fall verhalfen
Und dann sich frömmelnd stolz von ihm gewandt,
Daß er gleich räud'gem Hund am Wege ende.
Und bittre Tränen, voll von Scham und Reue,
Als sei ich selbst mit schuld, das Aug mir füllten.

– Er hat es selbst verschuldet! – O mein Gott,
Du höchstes Sein, das also wir benennen,
Wenn wir, wir elend unvollkommnen Wesen,
Schon trotz des Fehls solch Mitleidsweh empfinden,
Wie mußt dann du, der Liebe Born und Ende,
Unsagbar mit uns leiden, und wie gerne,
Unsagbar gern, beim kleinsten Hilfeschrei,
Uns Sünd und Schuld erbarmungsvoll vergeben!

Georg Sylvester Viereck.

Geboren am 31. Dezember 1884 in München. Kam mit den Eltern 1897. Student am College of the City of New York. Nebenbei journalistisch tätig.

Gedichte.

Die Sphinx.

Im glühenden, glühenden Sonnenbrand,
Wo es Schatten nicht, noch Blumen gibt,
Bis an die Brust in Wüstensand,
Da liegt das Ding, das ich geliebt.

Im fernen Pharaonenreich
Durch all die Jahre öd und grau,
Mit den Pranken pantherkatzengleich
Und mit den Brüsten einer Frau.

Sie war schon, als im Schilf am Fluß
Der kleine Korb aus Binsen stand,
Schon als geschmückt Antinous
Sich Blumen dort zum Kranze wand.

Und sie war manches Kaisers Ziel
Im Banne eines Fieberwahns,
Von dessen hohen Schultern fiel
Der Purpurmantel Hadrians.

* * *

Und nimmer will es mir aus dem Sinn,
Von allem, was es auf Erden gibt,
Daß ich, der so jung an Jahren bin,
Das älteste Ding auf der Welt geliebt.

* * *

O meine Sehnsucht und mein Leid,
Um die ich litt so endlos viel,
O Liebe meiner Knabenzeit,
O graue Sphinx am alten Nil!

Ich hatte Silber nicht, noch Erz,
Ich hatte Purpur nicht, noch Gold,
Da riß ich aus mein junges Herz
Und brachte das als Liebessold.

Du nahmst es auf in grauser Lust,
Und als dein Busen es empfing,
Schlug in der Leere deiner Brust
Zum erstenmal ein lebend Ding.

Und ich vergaß: Es war ein Trug,
Du bist ein steinern Königsgrab,
Und was in deinem Busen schlug,
War nur das Herz, das ich dir gab.

Mein war der Irrtum, mein das Leid,
Das auf mein junges Leben fiel,
O Liebe meiner Knabenzeit,
O graue Sphinx am alten Nil!

* * *

Forsch Wandrer nicht am Nilesstrand
Nach Rätseln einer toten Zeit,
Der Lenz zieht jubelnd durch das Land,
Die Erde prangt im Blütenkleid.

Wenn dich wie alle Pharaos
Längst deckt ein dunkler Sarkophag,
Starrt sie noch immer regungslos
Und wartet auf den jüngsten Tag.

Die rote Blume.

Es war in den Tagen, den Tagen der Rosen,
Da küßtest von Kummer das Herz du mir frei!
Jetzt blühen im Garten die Herbstzeitlosen,
Und Herbstzeitlosen bekränzen uns zwei:
Gestorben die Liebe, das Glück und der Mai,
Und kalt ist und trostlos ein jeglicher Ort,
Die Tage der Rosen sind längst vorbei:
Und die rote Blume ist längst verdorrt.

Einst wollte allewig die Lippen ich küssen,
Die rot wie der Mantel der Königin sind,

Einst glaubt ich allewig dich lieben zu müssen,
Mein traumschönes, braunes, liebreizendes Kind,
In den Kronen der Bäume, da raschelt der Wind,
Er trägt in die Ferne die Blätter hinfort,
Die Liebe erstirbt und der Sommer verrinnt:
Und die rote Blume ist längst verdorrt.

Wir haben vom Honig der Liebe gegessen,
Wir haben getrunken den Sonnenschein,
Wir haben den Schlüssel zum Garten besessen,
Wo blühet die Blume so rot wie Wein,
Da stahl ihn ein goldiges Vögelein,

Es blieb unsrer Liebe nicht Zuflucht, noch Hort,
Es herbstelt da drinnen wie draußen im Hain:
Und die rote Blume ist längst verdorrt.

Es ändert das Schicksal nicht Elfe, noch Fei,
Ich finde nie mehr das erlösende Wort,
Nichts zaubert Vergangnes wieder herbei:
Und die rote Blume ist längst verdorrt.

Hiogyne.

Wir sind allein, sind ganz allein,
Unter des Lagers Baldachin,
Und nur der roten Ampel Schein
Zittert gespenstisch her und hin.
Der Wollust ist genug geschehn,
Lehn dich zurück, ganz still, ganz sacht,
Und laß mein Auge träumend gehn
Über der weißen Glieder Pracht.

Über der Locken schwere Last,
Über die marmorschöne Brust,
Und, rosenüberschüttet fast,
Den Hochaltar der Sinnenlust.
Du hast in mir betäubt, o Weib,
Die große Sehnsucht nach dem Glück.
Ein hohes Wunder ist dein Leib,
Und du der Schöpfung Meisterstück.

Doch auch der Schöpfung Rätsel ist
Die Schönheit deines Leibes mir,
Weil Hölle du und Himmel bist,
Weil du die Gottheit und das Tier.
Treu bliebst du, trotz der Häscher Spott,
Als einst sein Blut vom Kreuze floß,
Doch auch die Unzucht war dein Gott,
Und Satan war dein Bettgenoß.

Und weißt du noch, wie wunderbar
Des Heilands Worte dich erfaßt,
Als du mit dem gesalbten Haar
Die Füße ihm getrocknet hast?
Der Juden König, makellos,
Der uns von aller Schuld befreit,
Durch den der Jungfrau-Mutter Schoß
Zum Tempel ward der Göttlichkeit.

Doch ach, nicht ihm, nicht ihm allein,
Schlug heiß das Herz in deiner Brust,
Du hast geloht in Wollustpein,
Du flammtest auf in böser Lust.
Es hat geweckt dein süßer Leib
Des ersten Menschen heißen Sinn,
O Lilith, Adams erstes Weib, –
Halb Schlange und halb Zauberin!

Wie ekles Tier dem Fliegengott,
So folgte dir der Laster Troß,
Dem Gott der Reinen sprachst du Spott,
Verbotne Frucht dein Mund genoß.
Es lohte wilde Liebesgier
Heiß unter deines Busens Schnee,
Du nahmst beim Horn den weißen Stier,
Denkst du noch dran, Pasiphaë?

Und fiebernd einst an Lesbos Strand
Sangst du dein Lied von kranker Lust,
Und nie berührte Männerhand
Den blassen Marmor deiner Brust.
Unfruchtbar auch war deine Gunst
Als Königin Aholiba, –
Da auf Tapeten deine Brunst
Die nackten Jünglingsleiber sah!

Und manche Märe weiß der Nil,
Wie du der Knaben Glut entfacht,
Und wie ein nackter Körper fiel
In seine Fluten jede Nacht.
Und heute noch an seinem Strand,
Wo einst der Isis Tempel war,
Starrst du als Sphinx ins weite Land,
Der Wollust Bild auf immerdar!

Und als der Römer Kaiserin
Gabst du dich, jeder Schande bar,
Dem letzten deiner Sklaven hin,
Die Straße war dein Lupanar!

Und als dein Leib von Küssen wund,
Und als dein Herz ein Haus der Pest,
Da riefst, Faustina, schillernd bunt
Die Schlange du zum Liebesfest!

Blau war dein buntes Haar bestaubt,
Als dich's in wildem Liebeshaß
Gelüstet nach des Täufers Haupt,
Du warst verflucht, Herodias!
Und als der Menschheit Morgenstern
Aufging im fernen Orient,
Da spiest ins Antlitz du dem Herrn,
Den jetzt dein Mund mit Grausen nennt!

Verronnen ist manch langes Jahr,
Verklungen ist das Lustgestöhn,
Die Sünde, die dein Meister war,
Ließ deine Glieder morgenschön.
Und Gut, wie Schlecht, o holdes Weib,
Ließ keine Spur auf dir zurück,
Ein hohes Wunder blieb dein Leib,
Und du der Schöpfung Meisterstück!

Ich will nicht grübeln, welche Lust
Dich einst gequält und welches Weh,
Denn deine marmorschöne Brust
Ist weißer als der erste Schnee.
Lehn dich zurück, ganz sacht, ganz still,
Mein trunken Auge sieht sich satt, —
Ein Tor, wer dich enträtseln will,
Und arm, wer dich enträtselt hat!

Vor dem Kreuz.

In meinem Herzen trage stumm
Ich eine schwere Last
Manch langes Jahr mit mir herum;
Und sie erdrückt mich fast.
Reumütig und gesenkten Blicks,
O Heiland, steh ich hier,
Du bleicher Gott am Kruzifix,
Stoß du mich nicht von dir!

Giftschöne Blumen sprühten rings;
Mit fragendem Gesicht
Stand einst ich vor der alten Sphinx —
Ihr Rätsel löst ich nicht.
Und wie die Wahrheit von mir wich,
Bin ich in Zorn entbrannt,
Da hab der Hölle Rosen ich
Gepflückt mit frevler Hand!

Die Sünde kam, ein lockend Weib,
Die brachte bittre Not,
Ich hab für ihren süßen Leib
In sünd'ger Glut geloht.
Ich habe Küsse ohne Zahl
Auf ihren Mund gepreßt,
Gezeichnet hat mit ihrem Mal
Mich drum die weiße Pest.

Ich hab der Lepra Mund geküßt,
(O Herr, zu groß, zu schwer
Die Schuld auf meiner Seele ist — —)
Ruh fand ich nimmermehr.
Verstoßen war ich vom Altar,
Wo Gottes Antlitz flammt,
Geächtet von der reinen Schar,
War „unrein" und verdammt.

Ob ich auch still von dannen schlich,
Mir blieb die eigne Glut,
Die Teufel in mir haben mich
Gepeinigt bis aufs Blut!
Aus tiefster, tiefster Seelenpein
Schreit jetzt mein Herz zu dir,
Ich werfe mich vor deinen Schrein
Wie ein gehetztes Tier!

O reiche mir von deinem Leib
Und gib mir deinen Wein,
Daß ich nicht in den Krallen bleib
Der ew'gen Höllenpein!
Blutrosen bringt mein Herzensweh,
Das heiß um Gnade fleht,
O Jesus von Gethsemane,
Erhöre mein Gebet!

Sie glich ganz dieser Blume.
War auch so zart und schön. –
Sie wird, wie diese Blume,
Verblühen ungesehn.

Mutterglück.

O Mutterliebe,
O Mutterglück!
Wie strahlend das Auge,
Wie trunken der Blick;
Wie reizend, wie lieblich,
Wie himmlisch das Bild; –
Wie stolz das Bewußtsein,
Das ganz dich erfüllt!

Wer kann das ganze Glück ermessen,
Das einer Mutter Brust durchfliegt,
Wenn sie in stillem Selbstvergessen
Ihr Kindchen zärtlich an sich schmiegt?

Wer kennt ihn ganz, den seligen Genuß,
Der dann das Mutterherz beglückt,
Wenn bebend sie den ersten Kuß
Auf ihres ersten Kindes Lippen drückt?

Nur eine Mutter ist erkoren,
Sich dieser Seligkeit zu freun. –
Und wenn ich als ein Weib geboren,
Dann möcht ich eine Mutter sein!

Ich eine schwere Last
Manch langes Jahr mit mir herum;
Und sie erdrückt mich fast.
Reumütig und gesenkten Blicks,
O Heiland, steh ich hier,
Du bleicher Gott am Kruzifix,
Stoß du mich nicht von dir!

Giftschöne Blumen sprühten rings;
Mit fragendem Gesicht
Stand einst ich vor der alten Sphinx –
Ihr Rätsel löst ich nicht.

(O Herr, zu groß, zu schwer
Die Schuld auf meiner Seele ist – –)
Ruh fand ich nimmermehr.
Verstoßen war ich vom Altar,
Wo Gottes Antlitz flammt,
Geächtet von der reinen Schar,
War „unrein" und verdammt.

Ob ich auch still von dannen schlich,
Mir blieb die eigne Glut,
Die Teufel in mir haben mich
Gepeinigt bis aufs Blut!

* Warme Worte.

Es schmilzt der Schnee am Berge
Beim warmen Frühlingsstrahl,
Dann kommen die Wasser geschossen
Und stürzen in das Tal.

Es leben so viele Herzen
Für sich, verschlossen, allein;
Umgeben von Nacht und Dunkel,
Ohn Licht und Sonnenschein.

Doch sprich ein warmes Wort
Zu dem, der täglich trüber,
Dann schmilzt das Eis sofort,
Und tränt in den Augen über.

Hermann Weigand.

Geboren am 7. Dezember 1858 in Halberstadt. Eingewandert 1886. Studierte Theologie im luth. Seminar des Generalkonzils in Philadelphia. Seit zehn Jahren Pastor der deutschen Gemeinde in Brodhagen, Perth County, Canada.

Der Ansiedler.

Da steh ich nun auf fremdem Boden
Im heißen Kampf für eigen Haus und Herd,
Den wilden Wald im Sumpf zu roden,
Die Scholle bauen, daß sie trägt und nährt;
Oft rinnt vom braunen Angesicht hernieder
In vollen Strömen mir der saure Schweiß,
Was macht mir Mut, was stärkt die müden Glieder?
Das Land ist mein, und mein der Mühe Preis!

Hier ragt aus weißer Flieder Mitte,
Aus grobem Block und Mörtel nur gebaut,
Gar klein mir die geringe Hütte,
Doch lebt sich's drin mit Weib und Kind so traut.
Zwei Räume nur, ein wenig Hausrat innen:
Ein Tisch, ein Bett, ein Stuhl und Feuerherd,
Mit harter Arbeit mußt ich mir's gewinnen,
Ist's klein, doch mein, das macht mir's lieb und wert.

Und ferne, dort am Scheidewege
Das Rathaus steht, ein Bau aus Brettern schlicht,
Dort üben Männer treu die Pflege
Gemeinen Wohls, des Bürgers erste Pflicht.
Zwar ist's nicht stattlich wie im Heimatsorte,
Mit manchem Stall dort sich's nicht messen kann,
Doch kommt ein jeder Bürger drin zu Worte,
Es gilt der ärmste wie der reichste Mann.

Und wo das Land in sanfter Welle
Sich malerisch zum Hügel hebt empor,
Dort tritt auf seiner höchsten Stelle
Vom Wald umrauscht das weiße Kirchlein vor;
Zwar ist's gering von außen und von innen
– Wie schön und stattlich prangt's im Heimatsort –
Und doch das Köstlichste, es fehlt nicht drinnen,
Die liebe Bibel in der Väter Wort.

Dort hol ich mir am Sonntag Stärke
Und Licht und Trost in frommer Beterschar
Zum schweren, heißen Tagewerke
Von meines Gottes Kanzel und Altar.
Und wenn ich dann der Vätersprache Schalle
Ergriffen lausch in Predigt und in Reim,
Vergeß ich oft, daß in der Fremd ich walle,
Dann ist mir's so, als wär ich noch daheim.

Was fehlt mir hier? Im freien Lande,
Auf eignem Boden bin ich eigner Herr,
Nicht mißt man nach Geburt und Stande,
Es gilt der Mann, der Name gilt nicht mehr.

Und doch ist mir's so traurig oft zu Mute,
Daß mir die Träne aus dem Auge bricht:
Gewiß, mein Herz, du hast hier vieles Gute,
Und doch! Und doch! – Die Heimat ist es nicht!

Wem ich singe.

Nicht jenen Sängern mag ich mich verbinden,
Die taub und blind den bunten Staub besingen,
Der Kreatur nur ihre Spenden bringen,
Dem eignen Namen Kränze sich zu winden.

Nein, wie der Adler, der aus dunklen Gründen
Zur Sonne schwebt, so soll mein Lied sich schwingen
Zum Himmel hoch, soll meinem Gotte klingen,
Um seines Namens Herrlichkeit zu künden.

Denn er, der Ew'ge, hat das All erschaffen,
Die dunkle Erde und die Welt der Sonnen;
Er stimmte mir zum frohen Sang die Brust;

Er ist mein Licht, mein Leben, mein Gewaffen,
Mein einz'ger Hort, wenn alles ist zerronnen,
Drum sei er meiner Harfe höchste Lust.

Carl Christian Wendel.

Geboren am 15. April 1857 zu Bierstedt bei Wiesbaden. In einer Seidenweberei beschäftigt. Wohnt in Brooklyn, N. Y. Hat nie vorher Gedichte veröffentlicht.

* Andacht am Meer.

Unendlich Meer, zu stummer Andacht stimmst du mich;
Wie ein Geheimnis unerforschlich bist du mir,
Der Allmacht Bild, die durch die Welle zu mir spricht.

Der Schöpfung Majestät, erhabenste Natur,
Zeigst du mir, Ozean; schon deines Namens Klang
Flößt Ehrfurcht mir vor etwas Wunderbarem ein.

Dein Zauber lockt den freien Jüngling, freies Meer;
Doch Hoffnung in der Brust durchfurcht der Wandrer dich;
Und Hoffnung ist der Armen schwacher Wanderstab.

Des Einen frühes Grab, trägst du den Andern fort,
Dahin zu ungeahntem Glück; „ungleiches Los!"
Gleichgültig schäumen deine Wellen ewig fort.

Und wie das Leben hebt und senkt die Woge sich.
Der Andacht leise Schauer dringen auf mich ein;
Mir ist, als hauche mich der Allmacht Odem an.

* Die Störche.

Nach Süden zieht ihr, könnt ich mit euch wandern
So durch die Welt, von einem Land zum andern,
Der Sonne und dem Palmenhain entgegen!
Ihr Glücklichen! Euch gab der Schöpfer Flügel;
Frei zieht ihr hin, fort über Tal und Hügel,
Ihr wollt und könnt zur Fahrt die Schwingen regen.

* Spiel.

Sieh, wie im Spiel die Kinder Leben malen!
Mit Stuhl und Lappen bauen sie ein Haus.
Darunter hockend lugen sie heraus,
Voll Heiterkeit und kindlichem Vergnügen.
Ist das ein Spaß! Bricht dann die Bude ein,
Wird sie bald wieder aufgerichtet sein.
Im Leben aber ist's so einfach selten,
Und selten lächelt nur Fortunas Spiel.
Wohl jeder strebt nach einem bessern Ziel,
Doch Meister Zufall stürzt den Würfelbecher.
Und fällt im Lebensspiel die Bude ein,
Bleibt oft zum Wiederbaun kein halber Stein.

* Novembernacht.

Sanft klagend dringen leise durch die Nacht
Mir Glockenklänge fernher. Stille, sacht
Schleicht sich Erinnrung weich um meine Seele.
Die Trauer zieht durch mein Gemüt, als fehle
Mir ein verloren Glück. Es schweben wieder
Der Heimat Klänge aus den Lüften nieder,
Im Schmeichelton, vom Winde hergetragen;
Und Zitterharfen, unsichtbar geschlagen,
Die wecken neue Sehnsucht nach der Ferne.
Hoch über mir ziehn ihre Bahn die Sterne
Durchs ungemessne All in hehrer Pracht.
Kalt schauernd weht die Luft: Novembernacht!

* Feierstunde.

Zuweilen, wenn die Abendschatten sinken,
Hält meine Seele Rast und wandelt wieder
Durch die Vergangenheit: kein Wonnetrinken
An ungetrübtem Quell, auf den hernieder
Der Freudensonne goldne Strahlen blinken!

So sinnend schau ich mancherlei Gestalten.
Erinnrung führt sie her auf leichten Schwingen,
Und was ich für vergessen schon gehalten,
Tritt aus dem Dunkel vor, und leis verklingen
Nochmals die Laute, die schon lang verhallten.

Stumm zieht die Schar vorbei, denn Schatten schweigen.
Und hätten mir so vieles doch zu sagen. –
Der eine sank, der andre stieg im Reigen
Ums Glück, und jeder zog am Hoffnungswagen,
Bis er des Todes Karre mußt besteigen.

Vor allen seh ich meine Mutter wieder,
Wie sie mich Kind dereinst geführt durchs Leben.
Und wieder blickt sie traurig zu mir nieder,
Wie dort, und spricht: Nur Leid ward mir gegeben! –
So seh ich noch die Treue, sanft und bieder.

Was ihr das harte Dasein auferlegte,
Hab ich schon früh gefühlt; mit ihr gelitten,
Die keine Hoffnung für die Zukunft hegte.
Und weil ich jung den Kampf mit ihr gestritten,
Empfind ich neu, was schmerzlich sie bewegte.

Mit Recht gebührte ihr in bessern Welten
Das Paradies nach, ach, so langem Quälen.
Wohl müßte ihr die Gottheit viel vergelten,
Ihr Leben zu den großen Taten zählen,
Denn solche Kämpfe fordern ganze Helden.

Paul Wienand.

Geboren am 2. März 1867 zu Zellin a. d. Oder. Kam im August 1869 nach Amerika. Nachdem er hier mehrere Jahre im Zeitungsgeschäft tätig, studierte er im „Missionshaus" der reformierten Kirche zu Franklin, Wisconsin, Theologie. Prediger an der deutschen reformierten Christus-Kirche in Brooklyn, New York.

* Mein Blümchen.

Es schlich ein Blümchen zart und klein
Sich, weiß nicht wie, ins Herz hinein
Und wollte drinnen blühen.
Ich sprach darob energisch: „Nein!
Will ungestört, klein Blümchen, sein",
Hieß es von hinnen ziehen.

Doch lieblich und bescheiden schaut
Mich's kleine Blümchen an, und traut
Spricht's: „Ich will mich bescheiden
Im kleinsten Eck, o gönn es mir,
Möcht doch so gerne blühen dir
Und dein klein Blümchen bleiben."

Und sieh! Ich traut der Schmeichlerin
Und gab mich ihrem Wunsche hin,
Ein Eckchen zu gewähren;
Ein Held selbst wird auch mal ein Tor,
Wenn eine Törin ihm ins Ohr
Süß flüstert ihr Begehren.

Gleich macht es sich bei mir zu Haus.
Streckt Zweig um Zweiglein lustig aus
Und ließ dran Knösplein sprießen;
Es währt nicht lang, dann nahm es ein
Mein ganzes Herz, durchdrang mein Sein,
Ließ mich die Torheit büßen.

Ich ging mit mir scharf ins Gericht,
Ich schalt mich Tor, doch konnt ich nicht
Dem Blümlein widerstreben;
Sein holder Reiz und Blütenduft
Sie reizten mich wie Maienluft
Und süßes Lenzesleben.

So gab ich mich denn ganz und gar
In meines Blümleins lieb Gewahr,
Genoß der Freuden viele;
Es nährte meinen Sinnenrausch
Und ward im süßen Liebestausch
Mein steter Lustgespiele. –

Nicht immer währt das Erdenglück,
Es schleicht oft grausam das Geschick
Einher, daß es betrübe;
Und kalter Hand griff es ins Herz,
Das seufzt nun schwer und schreit im Schmerz
Nach seinem Blümchen-Liebe.

Ich will vergelten.

Mein ist die Rache, so spricht er,
Der Herr, ich will vergelten,
Fällt dir auch auf die Seele schwer
Der Feinde Haß und Schelten.
Nur lieben! das ist deine Pflicht,
Und segnen! – richten sollst du nicht;
Nicht du, ich will vergelten!

Doch ach! Oft wallte heiß das Blut
Ob falscher Brüder Ränke,
Ob ihres heißen Hasses Glut
Und häßlichem Gezänke.
Es litt mein Herz oft große Pein
Und schrie nach Rache. – Gott sprach: Nein!
Nicht du, ich will vergelten!

Und war mein Zorn trotzdem entbrannt,
Flog's Schwert flugs aus der Scheide,
Fühlt ich den Druck der sanften Hand
Des Herrn, und er sprach: Leide!
Sieh meine Hand! Das Wundenmal
Zeugt von unsäglich größrer Qual;
Nicht du, ich will vergelten!

O trage still! Denk an den Stamm,
Wo ich dem Feind verfallen;
Ich trug es wie ein stilles Lamm,
Zerfleischt von Tigers Krallen;
Und liebend litt ich diese Pein,
Laß Liebe deine Rache sein;
Nicht du, ich will vergelten!

Ich hab's gelernt! – Ich schweige jetzt,
Wenn Haß und Lügen schwärmen
Wie Bienen, wenn auch mich verletzt
Ein Stich, mich soll's nicht härmen.
Er sorgt, daß ich nicht unterlieg, –
Der Wahrheit hilft er doch zum Sieg.
Nicht ich, er mag vergelten!

Das Gebet, das Mutter mich gelehrt.

Lang ruht die Mutter unterm Kirchhofsmoose,
Lang, lang ist's her, daß ich auf ihrem Schoße
Die Hände hab gefaltet wie verklärt;
Es waren weihevolle, sel'ge Stunden,
Und Wonne hat mein kindlich Herz empfunden
Bei dem Gebet, das Mutter mich gelehrt.

Ja, lang ist's her! Ich habe unterdessen
Gelernt noch vieles, vieles auch vergessen,
Der Lebenskampf hat viel davon verheert;
Doch tief im Herzen wie ein Fels im Meere
Im heißen Kampfgewühl als Schutz und Wehre
Blieb das Gebet, das Mutter mich gelehrt.

Erfolglos war oft Streben, Ringen, Kämpfen
Und das Bemühn, die bittre Not zu dämpfen,
Die Sorge war als Gast doch eingekehrt.
Doch brachte mir das Leben schweren Kummer,
Mir raubend oft den heißbegehrten Schlummer,
Sprach ich's Gebet, das Mutter mich gelehrt.

Wenn das Gebet gen Himmel froh gestiegen,
Dann fand ich Kraft, Verzweiflung zu besiegen,
Es hat dem Herzen Linderung gewährt.
Kein Gut ist mir so köstlich hier auf Erden,
In Freud' und Leid kann mir nichts Bessres werden
Als das Gebet, das Mutter mich gelehrt.

Und fordert mich der Tod zu seiner Beute,
So folg ich nun getrost zum letzten Streite
Mit dem Gebet, das Mutter mich gelehrt.
Und will mich Satan dreist dereinst verklagen,
Will ich vertrauensvoll zum Richter sagen,
Wie von der Mutter ich es oft gehört:

„Breit aus die Flügel beide,
O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein!
Will mich der Feind verschlingen,
So laß die Englein singen:
«Dies Kind soll unverletzet sein!»“

Stanislaus von Wiszcewsky.

Geboren am 4. Mai 1875 zu Stolp in Pommern. Kaufmann. Ging mit 17 Jahren auf die Wanderschaft, bereiste England, Süd- und Nordamerika. Seit zwei Jahren in New York als Buchhalter.

* Meerfahrt.

Die Wolken, in Zeilen
Sie stürmen daher.
Die Winde eilen,
Es tobt das Meer.
Wie's schäum und wühle,
Schau ich ihm zu. –
Auch ich, ach, fühle
Im Herzen nicht Ruh.
Ich habe das schnelle,
Das stürmende Blut.
Drum gleich ich der Welle,
Die selten nur ruht,
Die stolz sich bäumt
In rastlosem Lauf,
Die brausend schäumt, –
Sich selbst zehrt auf;
Die fern vom Lande,
Vom Winde bewegt,
Am tosenden Strande
Dann perlend zerschlägt.
Mein eigenes Leben
Zieht so mir hin.
Auch mir ist gegeben
Ein rastloser Sinn.
Durchs Leben hier schreit ich
Wie die Welle dahin, –
Ich weiß nicht, wie weit ich
Vom Ziele noch bin.

* Mädchens Klage.

Als er beim Abschied seine Hand
Mir in die meine gelegt,
Da hat er grausam mich genannt,
– Er sprach es tief bewegt, –
Und daß mein Herz, so kalt wie Eis,
Kein warm Empfinden trägt.
. . . .
Ach, Gott allein im Himmel weiß,
Wie warm es für ihn schlägt!

Wandrers Heimweh.

Tief schon steht die Sonn im Weste,
Und die Vöglein alle ziehn
Eilig heim nach ihrem Neste.
Ach, auch mich zieht's heimwärts hin.
Eine Welle, die von Winden
Wird bewegt, zieh ich umher.
Könnt ich doch ein Plätzchen finden,
Wo ich wie zu Hause wär. –
Bin gereist in manchen Landen,
Streift durch West, Nord, Ost und Süd;
Hab vor mancher Tür gestanden,
Abgerissen, hungrig, müd.
Doch die müden Füße fanden
Nie zur Ruhe einen Ort.

Niemand hat mich je verstanden,
Und so zog ich wieder fort.
Wunsch und Hoffnung, was den Knaben

In die Ferne ziehen hieß,
Alles hab ich längst begraben,
Weil es sich als Trug erwies.
Nichts von allem ist geblieben
Als der Wunsch: zurück, zurück, –
In die Arme meiner Lieben!
Dort allein blüht mir das Glück!
In die Augen treten Zähren,
Aus der Brust ein Seufzer quillt.
Ach, wie lange wird's noch währen,
Bis des Herzens Wunsch erfüllt?

Friedrich A. Wyneken.

Geboren am 10. August 1866 in Oberschlesien. Lebt als Sprachlehrer in San Francisco, California.

Jugendlieder.

Denkst du noch der sel'gen Stunde,
Da wir alle Welt vergessen,
Da den Liebestrank vermessen
Wir geleert mit durst'gem Munde?

Es war Nacht; doch in uns glühte
Heilig warmes Liebesfeuer,
Und aus Schwüren, hoch und teuer,
Neuer Frühling uns erblühte.

Und mit heißem Liebeswerben
Durft ich an mein Herz dich pressen. –
Deine Uhr hatt ich vergessen,
Und ihr Glas zersprang in Scherben.

Doch wir ließen Mund an Munde
Lächelnd beide Zeiger stehen,
Kosend Zeit und Nacht vergehen. –
Glücklichen schlägt keine Stunde.

* * *

Mein Schlaf war sanft und leise,
Von süßem Traum durchweht,
Als noch in frommer Weise
Emporstieg mein Gebet.

Doch mit den Jugendtagen
Ging auch mein Glaube hin.
Mit Zweifeln mußt sich plagen
Der ruhelose Sinn.

Nun hab ich dich gefunden,
Du, meines Herzens Glück!
Der Jugend frohe Stunden,
Sie kehren all zurück.

Dein Kuß ist fromme Weise
Und kindliches Gebet. –
Mein Schlaf ist sanft und leise,
Von süßem Traum durchweht.

* * *

Lausche nicht, wenn aus den Bäumen
Süßes Rauschen dir ertönt
Und mit wunderhehren Träumen
Herz und Sinne dir verwöhnt.

Diese Stimmen in den Kronen,
Die der Wind zu zeugen schien,
Die aus höhren Regionen
Oft zu unsrer Erde ziehn,

Heben dich in andre Welten
Wie auf Flügeln sanft hinauf;
Deine Welt wird dir nichts gelten,
Wachst du aus dem Schlummer auf.

Der mit wunderhehren Träumen
Herz und Sinne dir verwöhnt. –
Lausche nicht, wenn aus den Bäumen
Süßes Rauschen dir ertönt.

* * *

In mein zerrissenes Gemüte
Fiel einst wie frischer Morgentau,
Wie auf ein Grab die Maienblüte
Dein Bild, du heißgeliebte Frau.

Ich hab dein Jawort mir errungen
Mit manchem kühnen Werbekuß. –
Des Lebens Elend lag bezwungen,
Vergessen unter unsrem Fuß. – –

Doch wie dahin im Glück wir stürmten
Am Daseinsabgrund unbedacht,
Die Wolken, die sich um uns türmten,
Wir ließen blind sie außer acht.

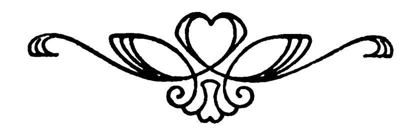
Es floh vor drohenden Gefahren
Das Liebesglück an uns vorbei.
Die ehmals innig eins nur waren,
Sind nun vielleicht für immer zwei.

Ein Blatt, von rauhen Herbsteswinden
Gerissen von des Lebens Baum,
Das suchend wir nie wieder finden,
Ist unser schöner Liebestraum.

* * *

Wir saßen am See bei Mondenschein
Und hielten uns fest umschlungen.
Uns hatte Liebe zu einem Sein
Die Seelen zusammengezwungen.

Ich streichelte sanft dein weiches Gesicht
Und küßte die kleinen Hände.
Der Mond ging schlafen, wir merkten's nicht,
Um uns war Licht ohne Ende!



Inhaltsverzeichnis.

C. F. Winter'sche Buchdruckerei.





	DATE DUE		